12689. d.
L

The University of Chicago
Libraries

1809

von

Eduard Breier.

Erſter Band.

1809.

Historischer Roman

von

Eduard Breier.

Erster Band.

Der Landwehrmann.

Lincke

Leipzig, 1847.

Verlag von Christian Ernst Kollmann.

Wien,

in Commission bei Wittenbecher, Siegel & Kollmann.

[Wallnerstraße Nr. 263.]

PT 1105
.L565
no. 464
v. 1
c 1
Lincke

Heims Library

Der Landwehrmann.

I.

Ein Jahr iſt ſeinem Erlöſchen nahe, ſchon gähnt ihm das unabſehbare Meer der Ewigkeit entgegen, um es aufzunehmen, und in der unergründlichen Tiefe ſeines Schooßes verſchwinden zu laſſen, ſo wie bereits Tauſende vor ihm verſchwunden waren; ſchon glaubt man aus der Ferne den Geiſterſchritt des neuen Jahres zu hören, welches, dem Schooß der Zeit entſchlüpfend, auf die Erde eilt, um ſich hier zu entfalten, zu wirken und zu ſchaffen. Aber dieſes neue Jahr iſt noch ein Kind, und von einem Kinde weiß man nicht, was es in ſeinem Kopfe, was es in ſeinem Herzen birgt, man weiß nicht, ob es ſich dem Guten oder Böſen zuwenden werde, man ahnt nicht ſeine Zukunft, ſein Geſchick! Darum wird das Vaterherz beim Anblick ſeines neugebornen Kindes von einem freudigen Bangen erfaßt und darum wird die Menſchenbruſt beim Herannahen ei-

nes neuen Jahres von einer wonnigen Aengſtlichkeit ergriffen, denn wer wagt es zu beſtimmen, was die nächſten Tage über ſein Haupt verhängen, wer kann ſeine Zukunft mit Sicherheit eine freudige nennen? —

Das Jahr aber, welches nun heranrauſchte, um den Platz des alten einzunehmen, war das Jahr achtzehnhundert und neun!

1809!

Mein Himmel! Welch eine Welt von Bildern taucht vor mir auf? Tauſende von Leichen entſteigen den Gräbern, ſchütteln die blutigen Locken, und weiſen auf die klaffenden Todeswunden, als wollten ſie ſagen: Seht her, auch uns hat es verſchlungen, das Jahr 1809! —

Aber fort — fort — ich darf euch noch nicht hören, ich darf den Opferheerd des Vaterlands noch nicht betreten, ich muß früher in eueren friedlichen Wohnungen einkehren, muß belauſchen euer Denken und Fühlen, muß Zeuge ſein von eurem Handeln, euch aufſuchen auf dem Wege des Ruhmes und dann erſt will ich künden, wie ihr unſterblich geworden! —

Darum verſchwindet, ihr Bilder, taucht zurück in eure Gräber, ihr Todten, und ſtöret mir nicht die Ruhe des Gemüthes, denn ſoll ich fortfahren und enden, ſo muß ich auch beginnen; Ordnung iſt die Seele des Schaffens, ohne Ordnung keine Welt —

Nun ruhig, ihr theueren Todten, wir haben euch nicht vergeſſen, euer Andenken iſt noch nicht verloſchen, es lebt fort und fort, wird leben fort in den ſpäteſten Tagen. Aufgezeichnet in den Blättern der Geſchichte, werden Jahrhunderte davon erzählen, denn ſolche Thaten ſterben nie!!

1809!

Du biſt herangerauſcht, verhängnißvolles Jahr, der zwölfte Glockenſchlag vom St. Stefansdome kündete deine Geburt, und feierliches Geläute ſchallte dir harmoniſch entgegen. Die Klänge ſchwammen durch die winterliche Luft und drangen in die Wohnungen der Bürger, von denen Viele noch verſammelt waren zur Feier des heiligen Sylveſterabends!

Außen umhaucht der Froſt die nächtliche Stille, der Sternenhimmel hat ſein azurnes Panier entfaltet und läßt einzelne Wolkenſchatten unbeachtet dahinhuſchen, denn ſie ſind zu ſchwach, um ſeine Glorie zu ſchmälern. Eine leichte Schneedecke lagert in den Straßen, aber ihr fehlt das glitzernde Weiß, wie wir es außen in der freien Natur finden, hier iſt ſie grau, zerwühlt, zerſtampft; wahrhaftig, man könnte faſt glauben, daß ſelbſt der Schnee unter den Menſchen an Reinheit verliere! Der Froſt aber, gleichſam ergrimmt über die Herabwürdigung dieſer erſtarrten Himmelsthränen, ſchüttelt die eiſigen Bande und verknöchert die ſchmutzige Decke zu

Stein, hart — faſt ſo hart wie das Herz in manchem Menſchen.

Dieſe trübe, winterliche Trauer von außen harmonirt ganz mit der ernſten Stimmung, welche wir in den meiſten Bürgerwohnungen als vorherrſchend finden würden, wenn wir dieſelben zu gleicher Zeit betreten könnten, wir wählen aber nur eine von Vielen, und dieſe iſt jene des Vergolders Johann Geiger.

Das Haus des Meiſters befand ſich in der Neudeggergaſſe, in der Vorſtadt St. Ulrich, und trug damals die Nummer 601. Es war ein ſtockhohes Gebäude, von einfachem Aeußeren, aber nicht ohne innere Bequemlichkeit. Eine geräumige Thüre bildete den einzigen Eingang in daſſelbe, rechts und links befanden ſich einige Stuben, oben mehre Zimmer, welche der Meiſter bewohnte; er bedurfte auch ihrer, denn Herr Geiger lebte in der glücklichſten Ehe, und hatte ſechs lebendige Kinder.

Eine kleine Geſellſchaft iſt um einen Tiſch verſammelt, welcher, die Mitte des großen Gemaches behauptend, in dem Augenblicke, da wir daſſelbe betreten, die Ueberreſte eines eben beendeten Feſtmahles zeigt.

Obenan ſitzt der fünfzigjährige Meiſter, eine ernſte würdige Geſtalt, mit einem feſten, männlichem Blicke; er trägt einen dunkelblauen Rock mit kreisrunden Me-

talknöpfen, eine ſchwarze Sammtweſte mit langen Batten, ein weißes Halstuch, eine ſorgſam gefaltete Chemiſette, und endlich als ein warmer Verehrer des unvergeßlichen Kaiſer Joſef, welchen er perſönlich gekannt hatte, eine Perücke mit ſeitwärts toupirter Locke ganz ſo, wie ſie dieſer unſterbliche Fürſt zu tragen pflegte. An der linken Seite des würdigen Meiſters befand ſich Frau Maria, deſſen würdige Hausfrau, eine rüſtige Wienerin, welche ihren Gatten, trotz des halben Dutzends, vielleicht mit noch einigen Sprößlingen zu beſchenken im Stande geweſen wäre, Sie trug eine Haube mit ziegelrothem Seidenbande, ein Paar mächtige Ohrgehänge, um den Hals eine ſechsmal gewundene Perlenſchnur, welche ein Brautgeſchenk ihres würdigen Gatten, vielleicht ſchon von deſſen Ur-Urgroßmutter während des dreißigjähren Krieges getragen worden war, und endlich einen geblumten Ueberrock von Kattun, deſſen Taille faſt unter die Arme griff, und den Körper ſo verunſtaltete, daß der Rücken in das Genick gleichſam hineingedrängt wurde. An der andern Seite des Meiſters ſaß ebenfalls eine Matrone, Frau Agnes, die Wittwe des Schreinermeiſters Thell vom Spittelberg, eine langjährige Freundin des Hauſes, daher mit ihrem drei und zwanzigjährigen Sohne Peter am heutigen Abende hier zu Gaſt; dieſer, ein wohlgebildeter junger Mann, befand ſich an der Linken der Hausfrau,

unterhielt ſich jedoch viel mehr mit ſeiner andern Nachbarin, in welcher unſere Leſer Erneſtine, die älteſte Tochter des Hauſes kennen lernen. Wenn wir nicht irren, ſo beſteht zwiſchen den jungen Leuten ein zartes Einverſtändniß; ihr zeitweiliges Liſpeln, ihre Bewegungen, ihre Blicke verrathen es hinlänglich, und da dies den Eltern doch auch nicht verborgen bleiben kann, ſo müſſen wir ſchließen, daß es im Einverſtändniße derſelben geſchehe, und daß Peter und Erneſtine entweder ſchon verlobt, oder doch mit einander verlobt zu werden beſtimmt ſind, und das Letztere war auch wirklich der Fall.

Außer dieſen waren noch einige der herangewachſenen Kinder des Meiſters anweſend, die Kleineren hatte man ſchon zur Ruhe gebracht.

Der Abend verſtrich unter ruhigen Geſprächen und ernſten Betrachtungen. Herr Geiger führte größten Theils das Wort, und die Frauen horchten ſeiner Rede mit ehrerbietiger Aufmerkſamkeit, und unterbrachen dieſelbe nur ſelten durch eine beſcheidene Frage.

„Du glaubſt alſo, lieber Mann," redete Frau Maria eben ihren Gatten an, „daß wir uns noch immer keines dauernden Friedens zu erfreuen haben werden?"

„Wir ſind jetzt eben ſo weit davon entfernt, wie

früher," lautete die Antwort, „glaubt mir's sicher, meine Kinder, das im Mai erschienene Patent wegen Errichtung der Militair-Reserven, und dann jenes wegen Organisirung der Landwehre, sie bezeugen nur zu deutlich, daß der Kampf wieder beginnen werde, und daß des Blutes noch nicht genug geflossen."

„Der liebe Gott," betete Frau Agnes und faltete dabei andächtig die Hände, „möge uns behüten und bewahren, wir haben schon so viel gelitten, daß er uns ferner in seinen gütigen Schutz nehmen möge, und den Frieden mindestens so lange währen lassen, bis die alten Wunden geheilt sind, jene Wunden, welche uns namentlich das fünfer Jahr geschlagen hat."

„Das geht nicht so geschwind, liebe Frau Thell, entgegnete der Meister, „dazu brauchts Jahre, und Jahre lang wirds gewiß nicht so bleiben. Doch wir wollen das Bessere hoffen, und uns nicht im Voraus die Ruhe verleiden, deren wir jetzt, wenn auch nur auf kurze Frist, theilhaftig sind. Doch seht da, während wir uns mit der Zukunft beschäftigen, plaudern die jungen Leute sorglos mit einander, und ich wette Tausend gegen Eins, sie haben eben vom nächsten Ball gesprochen, den sie im Apollosaal auf dem Schottenfeld zu besuchen gedenken."

Ernestine erröthete, und Peter Thell versetzte:

„Sie irren Sich, lieber Herr Geiger —"

„Warum denn ſo verlegen?" nahm Frau Maria das Wort, „der Faſching iſt im Anzug, und einmal müßt Ihr doch hingehen. Es iſt beinahe ſchon ein Jahr, daß der Saal eröffnet worden iſt —"

Der Meiſter unterbrach ſie: „Ja, ein Jahr ſchon, und ſie waren noch nicht dort, und der Apolloſaal beſteht noch immer, und es wird in demſelben noch immer getanzt; ich glaube, der Mechaniker Wolffohn hätte auch was Beſſeres thun können, als in ſo ſchwerer Zeit noch einen Unterhaltungsort zu eröffnen, ihr werdet ſehen, dieſer Saal wird nicht beſtehen, es wird an demſelben kein Glück und kein Segen haften, übrigens kennt ihr meinen Grundſatz: junge Leute ſollen ſich erſt dann vor der Welt mit einander ſehen laſſen, wenn ſie —"

„Verlobt ſind!" unterbrach ihn die Ehefrau, „nun, ich hoffe doch, daß —"

Der Meiſter warf ihr einen ernſten Blick zu, welcher ihr das Wort im Munde erſtarren machte, dann ſprach er: „Herr Peter Thell, Sie kennen meine Geſinnung, und wiſſen, daß ich Sie hochſchätze, aber dergleichen Angelegenheiten müſſen unter Männern abgemacht werden, denn den Müttern iſt's am Ende nur darum zu thun, ihre Töchter unter die Haube zu bringen, und über dieſen Gedanken verlie-

ren ſie gewöhnlich dermaßen den Kopf, daß ſie alles Andere außer Acht laſſen. Wir werden nächſter Tage davon ſprechen, Sie ſollen mit mir zufrieden ſein!"

Er reichte dem jungen Manne die Hand, dieſer drückte ſie innig, und heftete einen liebevollen Blick auf die Jungfrau an ſeiner Seite, welche ihm lächelnd zunickte. Die beiden Mütter ſahen ſich ſchmunzelnd an. Es war eine herzliche Scene traulichen Familienlebens!

In dieſem Augenblicke ſchlug die mächtige Stockuhr die zwölfte Stunde — der Meiſter faltete die Hände, die Uebrigen folgten ſeinem Beiſpiele.

„Laßt uns das neue Jahr mit Andacht empfangen!" ſprach Herr Geiger in mahnendem Tone — tiefe Stille trat ein — man betete — fromme Wünſche ſtiegen vereint aus dem häuslichen Kreiſe zum Himmel empor, um ſeinen Schutz, ſeine Gnade zu erflehen.

Eine Stunde ſpäter trat Frau Agnes im Geleite ihres Sohnes den Rückweg nach dem nahen Spittelberg an. Peter ſchilderte der Mutter das Glück, welches er an der Seite ſeiner geliebten Erneſtine zu finden hoffte, Frau Agnes hörte unter angenehmen Gefühlen die begeiſterten Reden des jungen Mannes an; ſo gelangten ſie bis in die Nähe

ihrer Wohnung, als ein einzelner Mann, tief in einen Mantel gehüllt, in eiliger Haſt an ihnen vorüberſtürzte. Die Wittwe erſchrak, Peter ſah ihm einige Augenblicke ſtaunend nach, gleich darauf vernahm man Männer die Gaſſe herabkommen, ſie verfolgten mit Haſt die Spur des Fliehenden. Als ſie bei dem Paare anlangten, fragte der Vorderſte von ihnen: „Sahen Sie einen verhüllten Mann hier vorübereilen?“

„Vor wenigen Augenblicken!“ antwortete Peter.

„Schnell ihm nach,“ herrſchte der Führer den Andern zu. Dieſe vollzogen den Befehl, der Erſtere blieb noch einige Augenblicke zurück, und fragte wieder: „Wer ſind Sie?“

„Ich bin die Wittwe des Schreinermeiſters Thell, und dies mein Sohn Peter.“

„Darf ich wohl fragen, Herr Commiſſär, wem Sie hier nachſtellen?“

„Es iſt ein gewiſſer Ferdinand Miller!“ lautete die Antwort, „ſollte Ihnen irgend ein Individuum dieſes Namens vorkommen; ſo verſäumen Sie ja nicht, die Behörden davon in Kenntniß zu ſetzen. Sie werden damit dem allgemeinen Wohle einen beſonderen Dienſt erweiſen. Gute Nacht!“

Er entfernte ſich.

„Ferdinand Miller!“ lispelte Peter Thell, als wäre ihm dieſer Name ſchon irgendwo zu Gehör gekommen — aber er hatte nicht Zeit, ſeine Erinnerungen zu ſammeln, denn ſie langten eben bei ihrem Hauſe an, und traten in die Wohnung. Frau Agnes ſich vom Schreck erholend und Peter in tiefes Nachdenken verſunken.

*

* *

Eine Stunde ſpäter.

Vor einem Hauſe der Kärthnerſtraße hält eine Equipage. Die Straßenbeleuchtung iſt größten Theils ſchon erloſchen, die Dunkelheit der Nacht läßt daher nur die Umriſſe zweier Geſtalten unterſcheiden, welche aus der Kaleſche ſteigen. Der Wagen raſſelt von dannen — aus dem Liſpeln der Geſtalten erkennt man Damen — nach einigen Augenblicken vernimmt man von innen den verhallenden Ton eines Glöckchens, bald darauf öffnet ſich das Hausthor, die Beiden treten ein.

„Hat mich Jemand geſucht?“ fragte die eine der Damen.

„Nein, mein gnädiges Fräulein!“

Die Dame drückte dem Pförtner Geld in die Hand, und verſchwand über die dunkle Treppe, wel-

che in das obere Stockwerk führte. Ihre Begleiterin folgte ihr schweigend nach.

Nach einer Weile finden wir Beide in einem hell erleuchteten Gemache der ersten Etage; hohe Flügelthüren führen aus demselben in zwei angränzende Gemächer. Alles verräth Luxus und Eleganz. Die Wände sind mit Tapeten bekleidet, das Meublement von hartem Eichenholz erglänzt in kirschrother Politur, von der Decke hängen dunkelgrüne Ampeln herab. Kupferstiche und Oelgemälde in vergoldeten Rahmen zieren die Wände, schwere Seidendecken überwallen die Lagerstätten. Vasen mit künstlichen Blumen stehen auf den Kommoden, der Boden ist parketirt und theilweise mit buntfarbigen Teppichen belegt, in der Ecke steht ein weißer Ofen, auf dessen Spitze eine nackte Venus schwebt, ein Schirm vor demselben ist ein Quodlibet der buntesten Zeichnungen, bei deren Zusammenstellung die grellsten Kontraste aneinander gereiht sind. Was die Ordnung dieser Wohnung betrifft, so müssen wir gestehen, daß sie in diesem Augenblicke keine musterhafte ist; Frauenkleider hängen an den Lehnen der Sessel, auf dem kreisrunden Tische steht ein kleiner Toilettspiegel, der Putztisch ist in vollkommener Zerstörung, Pomaden, Essenzen und Schminken liegen regellos umher, fremdländische Frauengewänder, die man nur bei Maske-

raden oder auf der Bühne verwenden kann, fallen beſonders ins Auge, und bemerken wir auch noch die weißen fleiſchfarbigen Trikots, welche der Länge nach auf den Betten liegen, von den Mühſeligkeiten des Abends gleichſam ausruhend, ſo iſt es ganz außer Zweifel, daß wir uns in der Wohnung einer Tänzerin befinden, welche muthmaßlich beim Ballete des Kärnthnerthortheaters in Engagement ſteht.

Würdigen wir die beiden Damen dieſer Wohnung einer näheren Beachtung, ſo finden wir in der Einen ein ſchmächtiges Figürchen, mit etwas abgehärmten, aber nicht unintereſſanten Zügen, ein dunkles Auge, braunes Haar, belebenden Ausdruck des länglichen Geſichtchens, deſſen Bildung hübſch genannt werden kann. Da die Dame in dieſem Augenblicke ihr Ueberkleid abgelegt hat, ſo iſt ein ſchneeiger Hals ſichtbar, eben ſo ein nettes Händchen, und ein kleiner, faſt ans Chineſiſche gränzender Fuß. Das Alter der Dame hatte bereits die Zahl Zwanzig erreicht. Was die Andere der Frauen betrifft, ſo iſt ſie der weibliche Sekretair, die Geſellſchafterin, die Haushälterin, mit einem Worte die Vertraute ihrer Herrin; vor der Welt gilt ſie auch noch als Ehrendame und Schützerin der ſonſt alleinſtehenden Künſtlerin, wozu ihr Alter ihr einen Schein von Wahrheit verleiht, denn ſie ſteht bereits, obwohl noch

ledig, tief in den Dreißigen, läßt ſich aber ehrwürdigern Anſehens halber Madame nennen. Ihr Aeußeres iſt ganz einfach beſchrieben, ſie iſt klein, dick, hat Maulwurfsaugen, einen Anflug von einem Schnurrbart, und volle Wangen.

„Es muß ſchon ſpät in der Nacht ſein!“ bemerkte die Tänzerin, während die Andere damit beſchäftiget war, ſie zu entkleiden.

„Die zweite Stunde nach Mitternacht iſt bereits vorüber.“

„Wir haben uns zu lange aufgehalten.“

„Die Vorſtellung war ſpät zu Ende und ein paar Stündchen verfließen in großer Geſellſchaft äußerſt ſchnell. Der Sylveſterklubb war aber auch glänzend, ſämmtliche Notabilitäten der Oper und des Ballets —“

Eine unwillige Geberde der Künſtlerin machte die Andere verſtummen.

„Sie wiſſen, Madame, ich liebe die Geſellſchaften unſerer Damen außer der Bühne nicht, ſie können es ſelten oder nie vergeſſen, daß ſie nicht auf den Brettern ſind, und ich — der Himmel weiß es, ich bin nie glücklicher, als wenn ich das Theater meiden kann. Ich werde aus dieſem Grunde meinen, Ihnen ſchon ein Mal mitgetheilten Plan nächſtens aus-

führen — haben Sie bereits wegen eines zweiten Logis Erkundigungen eingezogen?“

„Mein Fräulein — ich glaubte nicht, daß es Ihr Ernſt —“

„Es iſt mein voller Ernſt, und ich lege Ihnen hiermit meinen Auftrag nochmals ans Herz. Sie miethen unter Ihrem Namen in einer Vorſtadt eine bürgerliche Wohnung, und laſſen ſie nett und einfach möbliren, ſobald ſie damit zu Stande gekommen, ſetzen Sie mich unverzüglich davon in Kenntniß.“

„Ihr Wunſch ſoll erfüllt werden, Fräulein Julie!“

„So recht, Madame Joſefa Nieder!“ ſprach die Tänzerin in komiſch ernſtem Tone, und reichte, verſöhnungsvoll lächelnd, der Geſellſchafterin die Hand; dieſe hatte ſie kaum gefaßt, als ſie ſich von ihrer Dame umſchlungen und geherzt fühlte.

„Sie ſind und bleiben doch mein liebes, liebes Fräulein.“

„Und Sie meine liebe Madame, aber nur ſo lange, als Sie offen und aufrichtig ſind, und hinter meinem Rücken keine Pläne ſchmieden, verſtehen Sie mich?“

„Fräulein Julie, Sie verkennen meine Abſicht —“

„Schon gut, meine Liebe, ich wünſche nur, daß Ihre Abſichten nie etwas Anderes als das Erringen

meiner Zufriedenheit zum Ziele haben mögen. Alles Andere soll meine Sorge sein. Kommen Sie mir daher nie mehr mit Ihren Absichten."

Jetzt vernahm man von unten herauf den Ton der Hausglocke. Julie fuhr etwas erschüttert zusammen, und lispelte: „Sehen Sie doch hinab, Josefa!"

Madame entfernte sich, die Tänzerin blieb allein. — Mit unruhigen Gebehrden durchschritt sie der Länge nach das Gemach, ihr Blick haftete nachdenkend am Boden, er war stier und finster, die linke Hand stützte die Stirn, die rechte drückte sich fest ans klopfende Herz. „Wahrhaftig," sprach sie bei sich, „meine Angst ist ein kindisches Gefühl; ich gebe mir keine Mühe sie zu bewältigen, darum beherrscht sie mich immer mehr, ein bischen Widerstand, und sie wird schwinden. Was ist es auch, was mich so beunruhigt? Ich weiß mich keiner Schuld zu entsinnen!"

Madame trat ein und brachte ein sorgfältig gefaltetes, kleines Zettelchen. Julie entriß es rasch ihren Händen, eilte in das Schlafgemach, und schloß dessen Flügelthüren hinter sich zu.

Josefa schüttelte bedächtig den Kopf und murmelte: „Sie ist sonst so offen, so aufrichtig, nur in diesem Punkte vermeidet sie es, mich zur Vertrauten zu machen."

Indeſſen hatte die Tänzerin das Billet entfaltet, es enthielt folgende Worte:

„Verehrtes Fräulein!

Ich empfehle Ihnen erhöhte Verſchwiegenheit und verdoppelte Vorſicht. Ich ſehe mich gezwungen, mein Logis zu wechſeln.“

Ferdinand Miller.“

II.

In der Hauptſtraße der Vorſtadt Mariahilf, unweit von dem Gaſthauſe zum „goldenen Kreuz“ beſchildet, befand ſich, wenn man die Richtung von der Stadt gegen die „Linie“ zu verfolgte, auf der rechten Seite ein ſtockhohes Gebäude. In dieſem Hauſe zu ebner Erde machte ſich ein Trödlerladen bemerklich, in welchem man zu jeder Tagesſtunde eine dickleibige Matrone finden konnte, die hier unter alten Gewändern, Mobilien, Bildern, und ſonſtigen abgenützten Gegenſtänden, als ein wahres Sinnbild ihres Geſchäftes, herumhandierte. Die Dame erfreute ſich eines martialiſchen Aeußern, hatte rothglühende Wangen, große, graue Augen, eine etwas von Kupfer angehauchte Naſe, ein geſpaltenes Kinn, und im Geſichte mehrere warzenähnliche Aus-

wüchſe. Abgeſehen von dieſer auffallenden Perſönlichkeit, liebte es die Dame auch noch, ſich etwas auffallend zu kleiden, ſie trug meiſtens grellfarbige Kleider, und auf ihren Hauben durchgehends ſcharlachrothe Bänder und Schleifen. War es nun dieſe beſondere Vorliebe fürs Feurige, oder lagen auch noch perſönliche Eigenſchaften zu Grunde, genug, dieſe Dame, deren bürgerlicher Name eigentlich Frau Servatia Konrad war, wurde auf dem ganzen Grunde*) und von allen ihren Bekannten allgemein Frau Teufel genannt, und dieſer Spitzname war dermaßen populär, daß Viele der Nachbarn ſie faſt nur unter denſelben kannten, ohne nur zu ahnen, daß die Dame einen anderen, weniger furchtbaren Namen beſitze. Neben Frau Servatia bemerken wir einen etwa ſechsjährigen Knaben; er ſteckte in einer Manchesterhoſe welcher er bereits entwachſen, und deren Knieſcheiben durch runde Lederflecken aſſekurirt waren, ein Flanellrock zeigte ditto Ellbogen, und iſt um die Mitte des Leibes durch eine Schnur befeſtigt, denn die Knöpfe waren von demſelben ſchon längſt wie überreife Früchte abgefallen; die Hände und das Antlitz des Jungen ſtrotzen von Schmuz, ſein ſtarkblondes Haar iſt wirr und ſtaubig, was uns aber auch

*) Gerichtsbezirk.

nicht Wunder nehmen darf, denn wir finden ihn z. B. gerade im jetzigen Augenblicke, wie er, in einer Ecke des Ladens auf dem Boden sitzend, aus einer blechernen Ofenröhre mit den Händen den Ruß herauskratzt. Dieser Knabe ist das einzige und jüngste Kind von Frau Servatia's Laune, ihm hätte sie, wenn sie vor einem Jahre gestorben wäre, ihr Tröblergeschäft vermacht, aber die Götter wollten es anders. Frau Konrad trug flammende Bänder auf dem Kopfe und ein flammendes Herz im Busen, die mehrjährige Wittwe wollte sich zum zweiten Male mit den süßen Banden der Ehe umschlingen, Frau Teufel stand auf dem Punkte, noch einem Manne den Weg in die Hölle zu weisen, ihrem Majoratsherrn, wie sie den Rangen immer im Erguß mütterlicher Zärtlichkeit zu nennen pflegte, drohte daher nicht nur der Verlust eines Theiles der mütterlichen Zärtlichkeit, sondern auch jener des ganzen Tröblergeschäftes, der ohne Zweifel der empfindlichere war.

Unsere Leser mögen nicht vergessen, daß es Winter ist, und daß in dem kleinen Tröblerladen, obwohl derselbe mit Antiquitäten vollgepfropft ist, doch eine beißende Kälte herrschte. Frau Konrad saß daher an einem Tische, hatte eine Wärmpfanne zwischen den Beinen, einen kleinen, mit heißem Sand gefüllten Steinkrug im Schooß, und eine mit Wein gefüllte

Flaſche vor ſich auf dem Tiſche ſtehen; dieſe drei Leiter reichten hin, ihr von allen Seiten Wärme zuzuführen, und verſetzten ſie in jene lauwarme angenehme Temperatur, welche den Sinn leicht, und das Blut flüſſig macht; wenn man das Zunehmen der Geſichtsröthe hätte meſſen können, ſo würde man dieſe um ſechs Grad höher wie früher, gefunden haben. Um die lange Weile zu verſcheuchen, las Frau Servatia in einem Buche; dies war ein Ritterroman von Ludwig Dellarosa, deſſen glückliche Nachahmungen des unſterblichen Spieß damals mit Gier verſchlungen wurden.

Obwohl der Eifer, mit welchem die Dame ihre Lektüre fortſetzte, nicht gering war, ſo unterließ ſie es doch nicht, zeitweiſe einen beaufſichtigenden Blick auf ihren Majoratsherrn zu werfen, und dabei einige mahnende Worte an ihn zu richten.

„Schani*), gib Acht, daß Du Dich nicht beſchmierſt!“ ſprach Frau Servatia und las weiter. Der rothhaarige Knabe erhob ſich ganz ſchwarz vom Boden, nahm ein ſeitwärts ſtehendes altes Gewehr und begann mit demſelben ſein Manövre.

„Schani, gib Acht, daß 's nicht losgeht!“

„Es iſt ja nicht geladen, Mutter!“

---

*) Diminutiv von Johann.

„Das macht Nichts, wenn der Teufel ſein Spiel hat, geht auch ein ungeladenes Gewehr los.“

Der Knabe nahm das Gewehr im Arm, und begann mit durchdringender Stimme zu kommandiren: „Habt Acht — richt' euch!“

„Schani, wirſt's Maul halten.“

„Ich will auch exerzieren, wie die Landwehr auf'm Glacis.“

„Schani, Du wirſt Schläg' bekommen!“

„Mutter, ich will zur Landwehr!“ rief der Knabe und fing an jämmerlich zu ſchreien.

„Das iſt ein Teurelskerl,“ murmelte Frau Servatia vor ſich hin, „der wird ein zweiter Bonaparte, unſer Herrgott verzeih mir meine Sünden!“ Dabei ſchlug ſie ein Kreuz und las weiter.

Der Schani weinte fort. Als er die Fruchtloſigkeit deſſen einſah, änderte er plötzlich ſein Feldgegeſchrei, und ſtatt wie früher zur Landwehr zu verlangen, rief er jetzt: „Ich will einen Groſchen, Mutter!“

„Zu was brauchſt Du Geld?“

„Ich will mir Etwas kaufen.“

„Da haſt, Hallunk, jetzt aber ſchau, daß Du weiter kommſt.“

Der Knabe nahm das Geld, machte einen Bocksſprung, zerſchlug dabei das Glas einer alten

Stalllaterne, und war mit einem Satze aus dem Laden.

„Ein Teufelskerl der Schani!“ murmelte Frau Servatia, „in dem Kinde ſteckt ein ganzer Franzoſenkrieg, das wird einmal Einer werden!“ Nach dieſer mütterlichen Expektoration ergriff ſie wieder ihren Dellaroſa und fing an weiter zu leſen.

Nach einer Weile öffnete ſich die Thüre des Ladens und eine Frau trat ein.

„Um Vergebung, meine ſchätzbarſte Madame, ich habe gehört, in dieſem Hauſe ſei ein Logis zu vergeben?“

„Ganz recht; aber haben Sie die Gefälligkeit, ganz herein zu treten, und hinter ſich die Thüre zu ſchließen, denn draußen iſt's Winter. So — Nichts für ungut — alſo Sie wollen meinen erſten Stock miethen?“

„Habe ich die Ehre mit der Hausfrau zu ſprechen?“

„Ja, die bin ich.“

„Das Quartier ſoll aus vier Zimmern, Küche, Kammer ſammt Zugehör beſtehen?“

„So iſt es. Aber erlauben Sie mir gefälligſt, mit wem habe ich die Ehre zu ſprechen?“

„Mein Name iſt Joſefa Rieder.“

„Verheirathet?“

„Geweſen. Jetzt bin ich Wittwe, und lebe ganz zurückgezogen mit meiner jüngern Schweſter.“

„Haben Sie Kinder?“

„Nein!“

„Das iſt mir ſehr recht, denn eine Partei mit Kindern kommt mir nicht ins Haus, ich riskirte dabei, daß mein Schani ganz verdorben werden könnte. Noch Etwas, ſind Sie vielleicht vom Theater?“

„Wie kommen Sie zu dieſer Vermuthung?“ fragte Frau Joſefa, etwas betreten.

„Ganz einfach, ich bin eine abgeſagte Komödiantenfeindin, und habe mir's ſchon vor vielen Jahren gelobt, nie mehr einem Komödianten in meinem Hauſe Eintritt zu geſtatten.“

„Sie beſuchen aber doch zuweilen das Theater?“

„Nie!“

„Um ſo beſſer!“ murmelte die Andere in ihrem Innern, dann fuhr ſie fort: „Könnte ich wohl die Wohnung beſichtigen?“

„O ja; aber ſagen Sie mir noch gefälligſt, haben Sie vielleicht viel Verwandte in Wien?“

„Wie meinen Sie das?“

„Ob Sie Beſuche empfangen.“

„Manchmal.“

„Auch männliche?“

„O ja.“

„Sind Herren vom Militär darunter?“

Joſefa beſann ſich einige Augenblicke, dann entgegnete ſie: „Nein!“

„Das würde ich auch nicht dulden, denn ſehen Sie, ich ſtehe jetzt auf dem Punkte, mich zum zweiten Male zu verehelichen, und da mein Zukünftiger etwas eiferſüchtiger Natur iſt — ſo —“

Joſefa unterbrach ſie lächelnd, und ſagte: „Sie ſind ſehr vorſichtig, Madame!“

„Beſſer bewahrt, als beklagt.“

„Wollen Sie jetzt ſo gefällig ſein, mir endlich die Wohnung zu zeigen.“

„O ja, aber Sie müſſen ſchon ſo gütig ſein, ſich ein Wenig zu gedulden, ich kann den Laden nicht verlaſſen, mein Schani iſt auch nicht da — wollen Sie alſo gefälligſt Platz nehmen?“

Frau Joſefa ließ ſich in einem, mit grünem Tuche überzogenem Lehnſtuhle nieder, deſſen Riſſe hie und da ſtaubige Kühhaare ſehen ließen.

„Apropos, Madame,“ begann Frau Servatia von Neuem, „ich hätte bald den Hauptpunkt vergeſſen. Was gedenken Sie Miethe zu zahlen?“

„Es iſt an Ihnen, den Preis zu beſtimmen!“

„Zwei Hundert Gulden!“

„Wenn mir die Wohnung konvenirt, ſoll mir die Summe nicht zu hoch ſein.“

Die Trödlerin nickte zufrieden vor ſich hin und ſprach: „Sie ſind eine ſehr charmante Frau, ich freue mich ſchon, mit Ihnen in einem Hauſe zu wohnen. Aber Sie wiſſen wohl, daß es hier gebräuchlich iſt, die Miethe vierteljährig voraus zu bezahlen?“

„O ja, kann das Quartier gleich bezogen werden?“

„Augenblicklich, denn es ſteht bereits ſeit Michaelis leer.“

„Wer hat es früher bewohnt?“

„Ja, das iſt eine ganz kurioſe Geſchichte. War ein ſauberer Patron! Stellen Sie Sich vor, zu Jakobi kommt ein Herr, nimmt das Quartier, zahlt die halbjährige Miethe im Voraus, benimmt ſich im Hauſe ſehr ſplendid, denn Geld hatte er, ſonſt aber auch Nichts. Möbel, Koſt, Wäſche beſorgte ich ihm, er zahlte pünktlich, das muß man ſagen. Auf einmal ſchöpft mein Zukünftiger Verdacht, denn ich muß Ihnen ſagen, der Mann iſt eiferſüchtig, wie ein Türke.“

„Aber doch ohne Grund?“ lächelte Frau Joſefa, „oder ſollte er vielleicht —“

„O Sie Böſe, wie können Sie nur ſo Etwas denken, dieſe Zeiten ſind vorbei; ich bin freilich

noch eine Frau in den beſten Jahren, und das Herz in manchem Menſchen iſt ganz Natur, das heißt, es bleibt ewig jung, aber deshalb — o — doch daß ich wieder auf meinen Miethsmann zu ſprechen komme, mein Zukünftiger fängt alſo an, ihn genauer zu beobachten, das mogte Jenen nicht recht geweſen ſein, und huſch! iſt er auf und davon. Er blieb aus und kam nicht wieder, vom Herrn Miller war keine Spur mehr vorhanden."

„Alſo Miller hat der Mann geheißen?"

„Ja, Ferdinand Miller!" Da ich an ihn keine Forderung hatte, gab ich mir auch weiter keine Mühe, ihn aufzuſuchen; aber deſto mehr that es die Polizei. Ich wurde vorgeladen, da gab es nun Fragen und Verhöre, daß mir ordentlich angſt und bange wurde, der verdammte Menſch hat mir viel Ungelegenheit gemacht, aber er war ein lieber Schatz, und es thut mir leid um ihn, denn wenn ſie ihn erwiſchen, ſo gehts ihm übel; er muß etwas Bedeutendes verſchuldet haben, am Ende hat er gar Bankozettel gemacht."

Die Thüre des Ladens öffnete ſich jetzt, und ein Mann trat herein.

„Guten Tag, meine liebe Servatia!"

„Ei, ſchön willkommen, Herr Brenner!"

Der Angekommene ging auf die Dame des Han-

ſes los, faßte ihre Hand, und führte ſie an ſeine Lippen.

Es war eine lange, hagere Geſtalt, mit einem etwas unverhältnißmäßig großen Kopf; wenn man ihn bei den Füßen aufgehangen hätte, ſo würde er einem verunglückten Ausrufungszeichen geglichen haben, wo der Leib den langen Strich, und der Kopf den verkleckſten Punkt unter demſelben hätte vorſtellen können. Das Geſicht des Herrn Brenner war länglich, ſein Kinn klein, die Augenbrauen parallelförmig, die Stirn hochſpitzig, der Ausdruck des Ganzen furchtſam, unentſchloſſen, blöde, mit einem ſchwärmeriſchen Anflug, und einer Hinneigung zur Melancholie. Er trug einen lichtgrünen Caput, eine eben ſolche kurze Hoſe, ein Paar Kappenſtiefel, hinter welchen die weißzwirnen Strümpfe hervorſahen, eine lange Wallisweſte, ein ſchwarzes Halstuch und einen hohen Cylinderhut mit breiter Krempe, die mit der Stirn einen rechten Winkel bildete.

„Sie kommen heute ſehr ſpät, mein lieber Brenner!“

„Es iſt ein Glück für mich, meine Liebe, daß Sie dieſe Bemerkung machen, denn ſie gibt mir den Beweis, daß Sie mich vermißt haben!“

„O, Sie Loſer, wie Sie Alles zu drehen und zu wenden wiſſen. Doch ich vergeſſe ganz, hier,

meine liebe Madame," wendete sie sich zu Frau Josefa, „habe ich die Ehre, Ihnen meinen Zukünftigen vorzustellen, Herrn Egidius Brenner."

Die beiden Andern verneigten sich gegenseitig.

„Diese Dame," fuhr Frau Servatia fort, „wünscht den obern Stock in unserem Hause zu beziehen."

Bei dem Worte Unserem, welches sie ein Wenig betonte, schlug sie ihre beiden Augen verschämt zu Boden, und lispelte, doch so laut, daß es auch die Andern hören konnten: „Ach, wie doch die Gefühle ungestüm sind, und sich in jedem Worte hervordrängen."

Herr Egidius Brenner belohnte die Leidenschaftliche mit einem innigen Blicke, und sprach zu Frau Josefa: „Haben Sie die Wohnung schon besichtiget?"

„Ich konnte den Laden nicht verlassen," sprach Frau Konrad, „darum sind Sie so gütig, Herr Brenner, die Dame hinauf zu begleiten."

Diese Worte waren kaum gesprochen, als sie dieselben auch schon wieder bereute, das Gefühl der Eifersucht beschlich den zarten Busen, aber Herr Egidi hatte bereits die dargereichten Schlüssel in Händen, und war schon auf dem Wege zur Thüre. Frau Josefa folgte ihm. Der zurückkehrende Schani machte

der Verlegenheit seiner Frau Mutter ein Ende, denn sie befahl ihm, im Laden zu bleiben, und keuchte den Andern eilig nach.

Das Logis fand ganz Frau Josefas Beifall, man wurde einig, und Dame Servatia nahm die vierteljährige Miethe in Empfang.

Die neuerworbene Partei versprach nächster Tage die Wohnung zu beziehen, und verließ das Haus, indem sie den Weg gegen die Stadt zu einschlug.

Frau Konrad, mit dem eben abgeschlossenen Geschäfte sehr zufrieden, begab sich mit ihrem Zugehörigen wieder in den Trödlerladen, wo Schani indessen toll genug herum gewirthschaftet hatte.

Als sich Egidius an der Seite seiner Auserwählten niederließ, trat ein mehre Minuten dauerndes Stillschweigen ein. Sein Gesicht drückte Kümmerniß aus, er sah nachdenkend vor sich hin. Frau Servatia müßte weniger scharfsichtig gewesen sein, hätte sie dies nicht bemerken sollen; sie nahm daher das Wort: „Sie sind traurig, mein lieber Freund, was fehlt Ihnen?“

„Nichts — Nichts!“ entgegnete der Gefragte ausweichend.

„Sie sind nicht aufrichtig, Egidi, reden Sie, sprechen Sie.“

„Ach, meine liebe Servatia, ich habe Kummer — großen Kummer. „O weh," schrie er plötzlich aus, und sprang mit Blitzesschnelle vom Sitz.

Frau Konrad erschrack, Herr Brenner griff mit schmerzverrathender Miene nach seiner rechten Wade, und bemerkte den Herrn Schani unter dem Tische, welcher sich das boshafte Vergnügen gemacht hatte, ihn mit einer alten Zange zu zwicken. Die erbitterte Mutter faßte ihren Majoratsherrn beim Ohr, worauf dieser ein Zetergeschrei erhob und ohne Unterlaß rief: „Ich mag Herrn Brenner nicht — ich will ihn nicht, — Herr Brenner soll fort — ich kann ihn nicht leiden!"

Es war eine ganz eigene Antipathie, welche der Knabe gegen seinen zukünftigen Stiefvater an den Tag legte; diese schrieb sich [redacted]m ersten Augenblick ihrer Bekanntschaft her, [redacted]erte sich von Tag zu Tag, so daß man fast [redacted]auf die Vermuthung kommen können, er ahne, welch ein Verlust ihm durch die Besuche dieses Mannes für die Zukunft erwachsen würde. Frau Konrad gab sich zwar alle erdenkliche Mühe diesen Widerwillen zu bekämpfen, aber es gelang ihr nicht und Herr Brenner verließ selten das Haus, ohne daß er nicht von der muthwilligen Bosheit des Knaben eine oder die andere Neckerei hätte zu ertragen gehabt. Für jetzt blieb der erbitterten

Mutter nichts Anderes übrig, als den Knaben, was sie schon oft gethan hatte, mit Gewalt aus dem Laden zu führen, und ihn in eine rückwärtige Kammer zu führen, von wo er erst noch der Entfernung des Herrn Brenner erlöst werden sollte.

Dies Intermezzo schien die Kümmernis des Freiers nur noch zu vermehren, und die Dame drang nun mit unausweichlichem Ernst in ihm, sich zu erklären, und ihr die Ursache seiner Trauer mitzutheilen.

„Servatia," begann Herr Brenner, „Sie sind so ungestüm, ich muß Ihnen nachgeben. Sie wissen, daß ich Ihnen zu Liebe bereits mehre Monate in dies Haus gehe, unsere Herzen haben sich gefunden und verstanden. Ich bin nicht reich, ich habe Ihnen dies gleich am Anfange unserer Bekanntschaft gestanden."

„Mein Gott, wer fragt denn darnach. Ich bin Hausfrau, hab ein Geschäft, das seinen Mann nährt, brauchen Sie mehr?"

„O nein, das würde mich ganz glücklich machen; aber —"

„Nun — aber — lassen Sie hören, was soll hinter dem Aber kommen?"

„Sie wissen, in welcher Zeit wir leben, in ganz Wien hört man Nichts, als Bürgermiliz und

Landwehr, die Leute sind eraltirt, vom Patriotismus verrückt —"

„Mein Gott, Sie wollen doch nicht —"

„Ich, bewahre, mir ist es in meinem Leben noch nicht eingefallen, in den Krieg zu wollen, ich bin ganz friedlicher Natur, bei mir zu Hause, im Krainerlande, ist man nicht so hitzig, da denkt man ganz anders, aber ich bin schon mehre Jahre hier, habe viele Bekannte, Freunde, und die —"

„Nun, die? Was ist's mit denen?"

„Sie nehmen mirs gewaltig übel, daß ich nicht in die Reihen der Landwehr trete."

„Was, Landwehr? Sie? Warum nicht gar. Wenn Alles zur Landwehr geht, wer wird denn nachher zu Hause bleiben?"

„Das habe ich auch gemeint, aber die Andern sagen, zum zu Hause bleiben seien die Bürgermiliz, und die ältern Leute gut genug, wir Jüngern aber müssen ins Feld, ich bitte Sie, theure Servatia, ich soll in den Krieg, ich, den der Schlag eines Hammers erschüttert, ich soll Kanonen donnern hören; ich, dem's vor einer Nadelspitze fröstelt, ich soll Tausende von Bajonnetten gegen mich gerichtet sehen, nein, nein, eher Alles, als in den Krieg."

„Sie haben Recht, lieber Egidi, bleiben Sie nur hier, Sie haben einmal kein Temperament für den

Kriegerstand, es kann nicht lauter Helden geben, es müssen auch Leute für den Frieden sein. Lassen Sie die Andern reden und bleiben Sie nur ganz getrost hier."

„Werden Sie mich aber deswegen nicht weniger lieben?"

„Was fällt Ihnen ein, zu was soll mir ein Mann, der im Felde liegt, mein Zukünftiger muß mir allein angehören, ich werde ihm schon so Viel zu schaffen machen, daß er, an etwas Anderes zu denken, keine Zeit haben soll. Wir wollen der Geschichte bald ein Ende machen, ich werde unsere Verbindung beschleunigen, und damit Ihren guten Freunden den Mund stopfen. Sind Sie's zufrieden?"

„Sie können noch fragen?"

Egidius sah seine Dame mit einem liebeglühenden Blicke an, diese lehnte sich traulich an seine Seite, er legte seine Rechte um ihren Leib, welche aber kaum die halbe Taille zu umfassen vermogte, dann drückte er einen Kuß auf ihre Lippen.

Tiefe Stille trat ein.

Aus der Kammer drüben hörte man halbverklungen die kommandirende Stimme des Majoratsherrn. „Habt Acht — richt euch — man wird dem

General die Charge machen — schlagt an hoch — Feuer — Bum — bum —!"

Die Kanonade dauerte fort.

*

* *

Von der Burg heraus nach dem Spittelberg zu schreiten zwei junge Männer.

Den Einen von ihnen kennen unsere Leser bereits, es ist Peter Thell, der junge Tischlermeister, den wir am Sylvesterabend im Hause des Vergolders Johann Geiger fanden; der Andere ist ein junger Mann von etwa neunzehn bis zwanzig Jahren, hoch aufgeschossen, von dunkelbraunem Teint, schwarzen Augen mit scharf markirten Augenbrauen. Seine Haare, obwohl rabenschwarz, trägt er doch ganz kurz geschnitten, ein kleines Schnurrbärtchen beschattet die schöngeformten Lippen, und unterstützt den festen, männlichen Blick des gluthreichen Auges. Die Bewegungen des jungen Mannes sind gefällig, seine Haltung eine militärische, sein Gang und sein Mienenspiel äußerst lebhaft. Die ganze Gestalt mit all ihren körperlichen Eigenschaften auf einmal ins Auge gefaßt, mußte eine sehr einnehmende genannt werden, zu welcher man sich unwillkührlich hingezogen fühlte.

Der Name dieſes jungen Mannes war Hermann, er lebte bei ſeinem Verwandten, dem Herrn Andreas Duſchel, welcher damals Gaſtwirth im goldenen Kreuz in der Vorſtadt Mariahilf war.

Hermann und Peter waren ſeit längerer Zeit innige Freunde, Letzterer ſchilderte eben das Glück, welches ſeiner durch die baldige Verlobung mit ſeiner geliebten Erneſtine harre.

Hermann hörte theilnahmsvoll zu, und nahm, als Peter geendet hatte, das Wort: „Ich gönne Dir die Seligkeit von ganzem Herzen, wie bald gedenkſt Du das ſüße Ziel erreicht zu haben?“

„Die Verlobung wird nach dem Willen meines künftigen Schwiegervaters noch in dieſem Faſching, die Vermählung aber erſt gegen Ende des Jahres ſtattfinden.“

„Und warum ſo ſpät?“

„Du weißt, daß ich Unterofficier bei der Bürgermiliz bin, Herr Geiger meint nun, einem jungen Ehemanne dürften ſeine Pflichten als Bürger vielleicht nicht ſo ſehr am Herzen liegen, als es für das allgemeine Beſte erſprießlich ſein könne, und da er der Meinung iſt, daß dieſes Jahr beſonders reich an Ereigniſſen ſein würde, ſo wollte er lieber das Ende deſſelben abwarten, und dann erſt, wenn ich dem

allgemeinen Beſten Genüge geleiſtet, meine Vermählung geſtatten.“

„Herr Geiger iſt ein Ehrenmann,“ antwortete Hermann, „ein Bürger von altem Schrot und Korn, fürwahr, Du kannſt Dich glücklich ſchätzen, einen ſolchen Mann Deinen Schwiegervater zu nennen.“

„Das thue ich auch,“ entgegnete Peter Thell, nicht ohne Selbſtgefühl, „ich kann dies beſchwören, mein theurer Freund, daß es Nichts auf der Welt gibt, was mich ſo glücklich machen könnte, als dieſe Verbindung, doch da das Geſchick in einen Lebenskreis ſelten einen ſo großen Glücksſtrom leitet, ſo fürchte ich faſt, daß mir dieſe Seligkeit nie zu Theil werden könnte.“

„Du biſt ein Thor, mein lieber Freund, es ſtünde ſchlecht um die Liebe, wenn ſie immer nur aufs Entſagen hingewieſen ſein ſollte, wirſt Du der Erſte ſein, welcher den Gegenſtand ſeiner Wünſche und Hoffnungen zum Altare führt? Was das Geſchick betrifft, ſo müßte es Dir beſonders feindlich ſein, wenn Du Dein Ziel nicht erreichen ſollteſt; ſieh, mein Freund, Du gehörſt zur Bürgermiliz, Du wirſt die Stadt nicht verlaſſen, Du biſt alſo geborgen; möge kommen, was da wolle, Dir droht keine beſondere Gefahr, außerdenn es würde Dich, wie

ich ſchon geſagt habe, das Schickſal beſonders feindlich verfolgen; warum alſo dieſe Angſt? Bei mir, ſiehſt Du, befände ich mich in einer ähnlichen Lage, wäre es etwas ganz Anderes. Ich bin freiwillig in die Reihen der Landwehr getreten, geht es heute oder morgen los, ſo muß ich ins Feld, gegen den Feind, wo Mühſeligkeiten und Gefahren uns umringen, wo es meiſtens nur des unbedeutenſten Zufalls bedarf, um niemals wieder heimzukehren, und die Seinen nie, — niemals wieder zu ſehen."

„Du wirſt traurig, lieber Freund!"

„Traurig? Nein! Ueber dieſe Betrachtungen traurig werden, hieße ſo viel, als den gethanen Schritt bereuen, und der Himmel iſt mein Zeuge, das thue ich nicht, und ſtände ich in dieſem Augenblicke frei, ſo wie es vor Monaten der Fall geweſen, ich ginge doch wieder denſelben Weg, wie bisher. Sage mir, welch ein Mann, dem nur warmes Blut in den Adern rollt, über deſſen Lippen die Worte Vaterhaus und Vaterland nur einmal ſind geglitten, welch ein Mann, frage ich, kann dieſe allgemeine Aufregung kalt an ſich vorüber ſtreichen laſſen, wer, frage ich, kann müſſig ſtehen bleiben, wenn er überall, wohin nur ſein Auge fällt, Begeiſterung für ein und dieſelbe Sache findet, und für welche Sache? Ich verſtehe mich wenig auf Politik und Kabinette,

aber mögen die Gründe von oben herab ſein, welche ſie nur wollen, mich kümmern e nicht, ich kenne nur die Worte Vaterhaus und Vaterland und für dieſe allein kämpfe ich, für dieſe will ich Blut und Leben laſſen, dieſen will ich mich opfern."

„Nun, lieber Hermann, erlaube mir eine Frage: Wie konnten Dich bei dieſen Geſinnungen die trüben Gedanken von vorhin übermannen, woher kam der wehmüthige Ton, mit dem Du jene Worte ausſprachſt, was machte Dich denn ſo nachdenkend?"

„Was mich nachdenkend machte? Wahrhaftig, ich weiß es ſelbſt nicht, aber doch — vielleicht iſt es dies, vielleicht auch nicht; es iſt ein unbekanntes Etwas in meiner Bruſt, wonach ich mich ſehne, es iſt ein Ziel, dem ich zuſtreben mögte, ohne daß ich es nennen kann. — Sieh, ich habe keine Eltern, mein Vetter, der Gaſtwirth, iſt reich, ganz recht, aber Verwandte ſind keine Eltern, von dieſer Seite ſtehe ich alſo allein. Ich habe Bekannte, auch recht; wir Beide nennen uns Freunde, aber Freundſchaft, ſo hoch man ſie auch ſtellen mag, ſie reicht niemals hin, das Herz eines jungen Menſchen ganz auszufüllen; ja, wenn man einmal älter geworden, wenn der Blutlauf nimmer ſo raſch, der Herzensſchlag nimmer ſo heftig iſt, dann mag es vielleicht möglich ſein, daß die Freundſchaft kühlenden Schatten zu bieten im

Stande iſt, aber jetzt, ſo lange es im Buſen ſiedet und wallet, jetzt, ſo lange die Glühhitze der Jugend das Leben überſengt, jetzt genügt ſie nicht, die Leere auszufüllen, es iſt gerade ſo, als ob man mitten in die Arabiſche Wüſte einen Akazienbaum ſtellte, um unter ihm Schutz vor dem Sonnenbrand zu ſuchen."

„Du fühlſt Dich alſo einſam?"

„Ja, ſo iſt es!"

„Biſt nicht glücklich?"

„Wenigſtens nicht zufrieden."

„Und weißt Du warum?"

„Nun, laß hören!"

„Weil Du nicht liebſt!"

Hermann lachte hell auf, und entgegnete nach einer Weile: „Du kommſt mir ſo vor, wie der Schneidermeiſter Stich, der ein Stammgaſt bei meinem Vetter iſt. Dieſer Mann litt längere Zeit an der Gelbſucht. Eines Tages tritt er in das Schankzimmer, ein anweſender Fremder erbot ſich, ihn zu heilen, jedoch unter der Bedingung, daß Herr Stich über die Kurart in keinem Falle ungehalten ſein dürfe. Dieſer verſprach es und wurde von dem neuen Arzte auf nächſten Abend wieder in die Gaſtſtube beſchieden. Die gewöhnlichen Gäſte waren ſchon anweſend, als der Schneidermeiſter erſchien. Kaum eingetreten

ging der improviſirte Doctor auf ihn zu, und verſetzte ihm plötzlich eine ſo derbe Ohrfeige, daß der Getroffene mehre Schritte zurück taumelte. — „Mein Herr!“ ſtammelte er, vor Schreck und Entrüſtung ganz bleich — „das iſt meine Medicin,“ entgegnete der Andere ganz kalt, und ein wüthendes Gelächter der übrigen Gäſte erſcholl in der Stube. Der Schreck und die Erſchütterung wirkten aber wirklich ſo vortheilhaft, daß Herr Stich die Gelbſucht verlor, und ſeitdem Jedem, der von irgend einem Uebel befallen iſt, nichts Beſſeres rathen kann, als ſich eine tüchtige Ohrfeige appliciren zu laſſen. So mein Freund kommſt auch Du mir vor; ſeitdem Du verliebt biſt, willſt Du alle Bedürfniſſe des Herzens durch Liebe beſchwichtigen, o mein Lieber, nicht Jeder hat die Gelbſucht, nicht Jeden kurirt eine Ohrfeige.“

„Lieber Hermann, Du profanirſt durch dieſe Worte das beſeligendſte Gefühl des menſchlichen Herzens.“

„Profaniren, nein, das wollte ich nicht — aber —“

„Haſt Du ſchon je geliebt?“

„Nie!“

„Wie kannſt Du alſo ſo von der Liebe ſprechen?“

„Nun gut, ſo belehre mich darüber.“

„Belehren, fern ſei es von mir, den Verſuch hiezu nur je wagen zu wollen; ſo Etwas kann nicht geſchildert, es muß gefühlt werden. Verſuch es einmal, dem Blindgebornen das Farbenſpiel des Regenbogens zu beſchreiben, wir wollen ſehen, ob es Dir gelingen wird.“

„Es gibt alſo für mich kein anderes Mittel, als mich zu verlieben?“

„O, ſpotte nicht, auch Deine Stunde wird ſchlagen, ob früher oder ſpäter, ſie bleibt nicht aus, ſie wird kommen.“

„Ja, das glaube ich ſelbſt, ob ſie aber mein Herz ſo ausfüllen wird, daß ich alles Andere vergeſſen werde, das bleibt noch immer eine zu entſcheidende Frage. Ich kenne die Liebe nicht, aber ſo viel weiß ich doch von ihr, daß, wenn ſie beſtehen und wirken ſoll, ſie ſo kommen muß, wie jene Ohrfeige, plötzlich, unverhofft, erſchreckend und erſchütternd; ein Schlag, das Herz iſt offen und die Liebe iſt da, und nun mögen Tauſend und Millionen Schläge kommen, und ſie verſchwindet nicht wieder! Du ſiehſt alſo, mein theurer Freund, ich kenne die Liebe nicht, und weiß doch Etwas von ihr zu erzählen. Nun leb wohl, wir ſind bei Deinem Hauſe angelangt, grüße mir Erneſtine, wenn Du zu ihr kommſt, und ſetze mich ja von Deiner Verlobung in Kenntniß, denn ich habe

mir vorgenommen, bei dieſer Gelegenheit recht fröhlich zu ſein.“

Sie drückten ſich die Hände, Peter trat ins Haus, und Hermann bog links in die Gaſſe ein, um nach Mariahilf zu gelangen.

Der Abend war indeſſen herangerückt, der junge Mann durchſchritt nachdenkend die Straßen, und ſprach bei ſich: „Ich habe über ſeine Rede geſcherzt, und doch muß ich mir's geſtehen, daß er nicht Unrecht hat; ich fühle mich einſam, mein Herz iſt leer, und ſelbſt im begeiſtertſten Augenblicke, wenn ich mich als Landwehrmann mitten in den Kampf fürs Vaterland hineindenke, ſelbſt in ſolchen Augenblicken fühle ich jene Sehnſucht, jenes unbekannte Weh, welches mir in leiſen Tönen zuflüſtert: Du biſt allein, Du haſt wohl ein Vaterland, aber keinen Vater mehr, Du haſt kein Herz, das Vater und Mutter verläßt, um Dir zu folgen, Du wirſt geſchätzt und geachtet, aber nicht geliebt! Wenn Du auf dem Felde der Ehre unterliegſt, wird man Dich loben, bewundern, man wird trauern um Dich, aber weinen — weinen kann nur ein weibliches Auge, und dieſes fehlet Dir — Es iſt wohl wahr, hätte ich ein Herz, das mir gehörte, ſo wäre die Trennung von ihm doppelt ſchwer, die Pein des Scheidens, die Angſt, es nicht wiederzuſehen, wären groß, unendlich groß, aber

welch einen Erſatz böte dafür der Gedanke: Sie iſt es, für die Du kämpfſt, ſie iſt es, die an Dich denkt, deren Gebete täglich für Dich zum Himmel wollen, ſie wird Dir, wenn Du wohlbehalten wiederkehrſt, jubelnd in die Arme ſinken, ſie wird weinen um Dich, wenn Du fällſt, wird am Feſte aller Seelen zu Deinem Grabe pilgern, wird auf daſſelbe Roſen pflanzen, und dieſe mit ihren Thränen feuchten. Mein Himmel, wenn ich an dies Alles denke, ſo fliegt das Blut ſchnell durch die Adern, es wird mir heiß im Kopf, und ich mögte mich hinwerfen auf die Erde, mögte flehend die Hände gegen den Himmel heben, und ausrufen: Mein Gott, ſende mir ein Herz, nur ein Herz, das mir ganz angehört, und ich will Nichts mehr fordern, ich will zufrieden, will glücklich ſein!“

Die Nacht war vollends hereingebrochen, Hermann ſtand am Hauſe ſeines Vetters, unter der dunklen Einfahrt brannte eine große Laterne, Diener und Knechte eilten hin und her, Paſſagiere gingen aus und ein, auch auf der Straße war's lebhaft, Fiaker raſſelten dahin, ſchwere Laſtwagen rollten in bedächtigem Gange näher, Fußgeher eilten geſchäftig vorüber: Hermann, in Nachdenken verſunken, achtete nicht darauf, plötzlich fühlte er ſich an dem Arm gefaßt, in ſeiner Hand ruht ein ſorgfätig gefaltetes

Briefchen, ein Mann, wahrſcheinlich der geheimniß-volle Ueberbringer deſſelben, ſtürzt eilig die Straße hinab. Ehe der junge Mann noch zu ſich ſelbſt gekommen war, hatte ſich Jener ſeinen Blicken entzogen. Hermann ſah bald ſtaunend die Stra-ße hinab, bald betrachtete er verwundert das Brief-chen.

„Was war das?" fragte er ſich langſam — „ein Brief — an mich, von wem? Vielleicht gar von ei-nem Frauenzimmer? — Das wäre ein ſonderbarer Zufall! Ich will ſehen."

Er ging in die Nähe der Laterne, öffnete das Briefchen und las:

„Herr Hermann!

„Ich wünſche Ihre perſönliche Bekanntſchaft zu „machen, allein Umſtände verbieten mir, es auf „offenem Wege zu thun. Um die Theaterzeit wird „beim großen Eingang des Kärthnerthortheaters „14 Tage lang täglich ein Mann harren; dieſem „Manne folgen Sie, es wird für Sie von unend-„lichem Nutzen ſein. Damit aber ja keine Ver-„wechslung ſtattfinden könne, ſo wird Ihnen der „Mann den Namen „Ferdinand" zuliſpeln, wor-„auf Sie ihm zur Controle antworten: „Ferdi-„nand Miller!"

Hattte der junge Mann ſchon früher über die Art und Weiſe, wie er den Brief erhielt, Urſache zu ſtaunen, ſo war dies jetzt um ſo mehr der Fall, da er deſſen Inhalt kannte. Wer war der Schreiber deſſelben? Die Schrift verrieth zwar einen Mann, allein war der Schreiber auch zugleich der Abſender? Und dann, wer war der Mann, und was konnte er von ihm haben wollen, von ihm, der bis jetzt, ſeine wenigen Bekannten ausgenommen, jede Verbindung mit irgend einem Gleichgültigen ſorgfältig gemieden hatte? Seine Gedanken durchſtreiften jede Möglichkeit, und vervielfältigten ſich von Augenblick zu Augenblick, ſo daß er ſich bald aus dem Irrgarten der Ideen kaum mehr herauszufinden vermogte, und am Ende beſchloß, die Sache einer ruhigeren, bedächtigeren Erwägung zu unterziehen, und dann erſt einen Entſchluß zu faſſen.

Dieſer Vorſatz war kaum gefaßt, als ein neues Ereigniß die Aufmerkſamkeit des jungen Mannes auf ſich zog.

Ein Reiſewagen hielt nämlich vor dem Thore. Er war mit einer Rohrdecke überdacht, und beherbergte nebſt dem Kutſcher noch vier Paſſagiere, unter denen ſich ein Frauenzimmer befand.

Als der Wagen ſtille hielt, ſtiegen die Angekommenen nicht aus, ſondern Einer von ihnen neigte

ſich heraus, und ſprach in fremdländiſchem Dialekte: „He, ſei ſo gut, wir mögten gern mit Herrn Andrä Duſchel reden!"

Ein Knecht eilte, den Gaſtwirth zu holen.

Hermann bemühte ſich indeſſen, die Fremden näher ins Auge zu faſſen, was ihm aber der Dunkelheit halber nur ſchlecht gelang. Indeſſen kam ſein Vetter herbeigeeilt, und der freudige Ausruf: „Anderl!" tönte ſowohl in den Wagen hinein, als aus demſelben heraus.

Einige Augenblicke vergingen, man hörte ein leiſes Sprechen, hierauf trat Herr Duſchel zurück, und ſagte: „Fahrt's nur hinunter, wir werden uns morgen ſchon ſehen!"

Jetzt rief er einen Knecht herbei: „Geh voraus, der Wagen wird Dir folgen, zeig' dem Kutſcher den Weg in mein Haus in der Schmalzhofgaſſe, und ſag' dort dem Hausmeiſter, dies wären die Fremden, für die ich Alles habe herrichten laſſen." Dann rief er wieder: „Jetzt b'hüt En'k Gott, adjes!"

Der Wagen rollte von dannen, Herr Andreas Duſchel ſah ihm freudig bewegt nach; als er ſeinen Neffen, welcher Zeuge der ganzen Unterredung geweſen war, bemerkte, winkte er ihn

zu ſich und lispelte ihm vertraulich ins Ohr: „Weißt Du, wer da gekommen iſt? Ich will Dirs ſagen, aber Du mußt Dein' Brodladen halten: es iſt der Andrä Hofer, der Sandwirth aus dem Paſſeyerthal in Tirol!“

III.

Das erste Stockwerk im Hause der Frau Servatia war von der neuen Wohn-Partei bereits bezogen.

Man konnte sich nichts Einfacheres, nichts Gefälligeres denken, als die Art und Weise, wie diese Wohnung eingerichtet war.

Die Treppe, welche in das erste Stockwerk führte, mündete in einen Gang, dessen Wände geweißt, und dessen Boden aus blank gescheuerten Ziegeln bestand, die überdies noch, wie es hier bei der Mittelklasse häufig der Fall ist, roth gefärbt waren, was immer einen frischen, lebhaften Anblick gewährt. Auf diesen Gang führten zwei Thüren, die erste rechts leitete in die Küche. Hier herrschte die größte Ordnung und Reinlichkeit; Steingut, Kupfer und Eisen

Alles prangte wie feſtlich auf dem Geſimſe. Von da aus gingen zwei Thüren, eine in ein Seitenkämmerchen, für die Magd beſtimmt, und eine zweite in das vorderſte Zimmer, von hier aus ging es durch vier Gemächer, aus dem letzten führte noch eine Thüre auf den Gang, und dies war die zweite von jenen, die wir oben erwähnten.

Was die innere Einrichtung betraf, ſo beſtand ſie durchgehends aus maſſivem Eichenholz, Stühle und Kanapee mit Rohrgeflecht, der Boden gedielt, die Wände weiß, aber von unten auf mit einer ſchuhhohen grauen Bordure eingefaßt. An den Wänden hingen Kupferſtiche, meiſt Landſchaften und ländliche Scenen vorſtellend, in ganz einfachen Rahmen, und in jedem Zimmer ein großer Spiegel. Auf dem Fenſterſimſe ſtanden grünlakirte Blumengeſchirre mit guterhaltenen Blumen und an den Fenſtern herab wallten grüne Vorhänge von einfachem Zeuche.

Der Charakter des Ganzen trug ein bürgerliches Gepräge damaliger Zeit, ſo daß zu demſelben Nichts, nicht einmal die Wanduhr mit den herabhängenden Gewichten fehlte.

Ganz im Sinne der Wohnung waren auch die Beſitzerinnen derſelben bürgerlich gekleidet, Julie und Frau Joſefa; wer die Erſtere nicht kannte und ſie

zum erſten Male ſah, würde in derſelben gewiß keine Tänzerin vermuthet haben.

„Ich bin mit Ihnen zufrieden, meine liebe Joſefa," ſprach das Fräulein zur Haushälterin; „Sie haben Alles in dem Sinne beſtellt, wie ich mir's gedacht habe."

„Ihre Zufriedenheit, mein Fräulein —"

„Pſt," rief die Dame warnend, „haben Sie ſchon wieder vergeſſen, daß ich in dieſem Hauſe weder Tänzerin noch Fräulein ſein will; ich bin Ihre Schweſter, die Mamſell Julie, und mein Stand muß unſerer ganzen Umgebung ein Geheimniß bleiben."

„Wird dies aber auch möglich ſein?"

„Warum nicht? Sie, liebe Joſefa bleiben hier, Sie ſind unbekannt, und können leicht für das gelten, was Sie ſcheinen wollen. Was mich betrifft, ſo will ich nur meine freien Tage hier zubringen, und da ich mein Logis in der Kärthnerſtraße beibehalte, ſo werden alle meine Theatergeſchäfte dort abgethan, damit ich, wenn ich hier bin, mit der Bühnenwelt in gar keine Berührung komme. In der Stadt will ich die Tänzerin, in der Vorſtadt das einfache Bürgermädchen ſein."

Frau Nieder ſchüttelte den Kopf. „Ihre Ideen, liebe Mamſell, ich muß mich ſchon an dieſe Titulatur

gewöhnen, ſind etwas excentriſch; abgeſehen von der Koſtſpieligkeit, ſehe ich auch noch immer keinen Zweck derſelben."

„Koſtſpielig? Wer wird daran denken! Zweck? O, der iſt ſchon vorhanden. Sehen Sie, meine Liebe! Wer ſo wie ich im Bürgerleben erzogen, in ſeinem fünfzehnten Jahre durch irgend einen Zufall in die Bühnenwelt geſchleudert, und dort vom erſten Augenblick an mit Huldigungen überſchüttet wird, wer ſo wie ich dieſe Bahn nur mit Widerwillen betreten und nur durch die Nothwendigkeit der Verhältniſſe in derſelben feſtgehalten wurde, wer endlich ſo wie ich alle Seiten des Künſtlerlebens ſattſam kennen gelernt hat, dem, o glauben Sie mir, dem thut es unendlich wohl, ſich ſpäter, wenn auch nur auf Augenblicke, von demſelben fern zu denken, und ſich einem ruhigeren Kreiſe zuzuwenden. Ach, Sie wiſſen es, wie mich meine theatraliſche Umgebung anekelt, Sie wiſſen, wie kalt mich die Huldigungen meiner Kunſtanbeter laſſen, denn ich weiß zu gut, daß ſie nur meiner theatraliſchen Erſcheinung gelten; Sie werden ſehen, hier wo man mich nicht kennt, wird es Niemandem einfallen, mich mit dem Zephyr zu vergleichen, oder mich eine Hebe zu nennen. Alſo nicht meine Perſon, nicht mein geiſtiges Weſen zieht ſie an; ihre Huldigungen werden mir nur zu Theil, wenn mich Tri-

cots umſpannen, wenn ich geſchmückt, umweht von Flitter und Tand beim Lampenlicht erſcheine, und ihnen mit Leichtigkeit Etwas vorgaukle, wodurch ihre Begierden gereizt und ihre Sinne aufgeregt werden. O, meine liebe Joſefa, ich ſchaukle mich bereits neun Jahre auf dieſen Brettern, welche die Welt bedeuten, ich habe das Künſtlerleben ſatt; ich ſehne mich zurück in das einfache Bürgerleben, ich ſehne mich nach ſeinen Freuden und will recht gern ſeine Leiden tragen. Sie lächeln, Sie ſchütteln den Kopf, was wollen Sie damit andeuten? Sprechen Sie, laſſen Sie Ihre Zweifel, Ihre Einwendungen hören; Sie wiſſen, ich bin gewohnt von Ihnen Alles anzuhören, auch Wahrheit, ſelbſt wenn ſie mir nicht angenehm wäre."

Frau Nieder verſetzte: „Ich lächle über Ihre Wärme, mit welcher Sie auf einmal vom bürgerlichen Leben ſprechen, und mir würde dies unbegreiflich ſein, hätte ich im Stillen nicht den Schlüſſel zu dieſem Räthſel gefunden, er liegt in der Verwechslung eines einzigen Wortes. Sie ſprechen vom Bürgerleben; dieſes iſt es nicht, welches Sie ſo anzieht, das werden Sie mich nimmermehr glauben machen; aber ich will es Ihnen ſagen, das Familienleben iſt es, nach dem Sie ſtreben; Ihnen genügen Ihre Anbeter nicht mehr, Sie ſehnen Sich dahin, wohin am

Ende alle Mädchen zu kommen wünſchen, zum Traualtar,"

„Nun wohl," antwortete Julie nach kurzem Sinnen, „ich nehme an, Sie hätten mich durchſchaut; können Sie mir Unrecht geben?"

„Zum Theil, ja! Sagen Sie mir, meine Theure, wozu dieſe Abneigung von ihrem Stande? Um einen Mann zu bekommen, hätte es ja oft nur Ihrer Einwilligung bedurft."

„O hören Sie auf! Welcher Mann, der ſeine Gattin wahrhaft liebt, wird es dulden, ſie als Tänzerin auf dem Theater zu ſehen, und nie — nie werde ich einem Manne meine Hand reichen, der mich nicht liebt, und den ich nicht wieder liebe!"

„Sie wollen alſo Ihrem einſtigen Gatten verſchweigen —"

„Daß ich Tänzerin geweſen? Nein, das nicht! Aber er ſoll mich nicht als Tänzerin kennen lernen, er ſoll in mir nur das bürgerliche Mädchen ſchätzen und lieben, und dann will ich ihm meinen Stand entdecken, will die Bühne verlaſſen, und ihm in ſein Haus folgen."

„Welche Roman-Ideen haben Sie hier ausgeheckt, man ſollte glauben, ſie hätten ſich's zum Ziele gemacht, das zu verwirklichen, was Lafontaine in ſeinen Büchern ſo anmuthig gedichtet hat. Aber wie

dann, wenn Ihr Geliebter Sie nach erfolgtem Geſtändniß verließe?"

„Mich verlaſſen? Warum?"

„Nun, eben deshalb, weil Sie eine Tänzerin ſind!"

„Mag er es immerhin, denn dies wird mir ein Beweis ſein, daß er mich nicht liebt."

„Und erwägen Sie in dieſem Falle nicht den Schmerz von Ihrer Seite, wenn Sie ihn indeſſen lieb gewonnen hätten."

„Ich werde ihn ertragen; doch liebe Joſefa, Sie erſchöpfen Sich in Einwendungen und ſetzen die ungünſtigen Fälle voraus; wenn man dies bei jeder neuen Wendung im Leben thäte, würde man nie zu einem Entſchluſſe kommen. Nun noch eine Bitte, Sie lieben es, mich in Geſellſchaften zu ſehen, mich mit meinen Bewunderern bekannt zu machen, und verſchmähen es auch nicht, hinter meinem Rücken, wenn auch manchmal unbedeutende Plänchen zu ſchmieden; dies Alles muß aufhören; wenn Sie mich lieben, und immer bei mir zu bleiben wünſchen, ſo handeln Sie von nun an ſo, als ob Sie eine Bürgersfrau, und ich Ihre Schweſter wäre, für die Sie zu ſorgen hätten."

„Ihr Wunſch, Mamſell Julie, ſoll erfüllt werden. Sie werden mit mir zufrieden ſein."

„Und nun, meine liebe Schweſter, reiche mir Deine Hand — ſo — das laſſe ich mir gefallen — ſei gut und aufrichtig gegen mich — haſt Du mich verſtanden?"

Die beiden Frauen umarmten ſich, und brachen dabei in ein ſo muthwilliges, herzliches Gelächter aus, daß ſie das leiſe Klopfen an der Thüre ganz überhörten, bis ſich daſſelbe zu wiederholten Malen und verſtärkert hören ließ.

Die Frau des Hauſes mit ihrem Sohne an der Hand trat ein.

„Guten Abend, meine Damen."

„Guten Abend, Frau Konrad."

„Ich bin ſo frei —"

„O, ich bitte, Sie ſind uns recht willkommen."

„Schani, wo biſt denn? Küß' den gnädigen Frauen die Hand."

Der Majoratsherr ſaß ſchon wie ein Türke auf dem Kanapee und kratzte mit den langen Nägeln an dem Rohrgeflechte.

„Nun, Schani, geh, geh, ſei brav — Du mußt hübſch folgen."

Der Knabe erhob ſich endlich und that, um was ihn die Mutter bat.

„Sie ſehen, meine Damen, das Kind iſt die

Klugheit ſelbſt! Schani, gieb Acht, daß Du den Blumentopf nicht herabwirfſt! O, Sie ſind zu gütig, bitte, bitte, ich werde mich ſchon ſetzen, Sie wiſſen, ich ſitze ja ohnedem den ganzen Tag hindurch im Laden. Schani, beſchmutz' die Vorhänge nicht, ich ſag' Dirs! Sie glauben gar nicht, meine Damen, wie läſtig Einem das ewige Hocken wird, ich würde viel beſſer ausſehen, wenn ich kein ſo unbewegliches Geſchäft hätte."

„Sie haben Sich doch wahrlich nicht zu beklagen," meinte Frau Joſefa, „Sie ſehen ja ſo blühend aus."

„O, o," deprezirte Frau Servatia, „Sie ſind zu ſchmeichelhaft; Schani gieb Acht, daß Du das Gartengeſchirr nicht herabwirfſt, aber ich verſichere Sie, daran iſt lebig mein famoſes Naturell Schuld."

„Mama, ich will die Blume!"

„Halts Maul, Schani, Alles was das Kind ſieht, will es haben; ich ſage Ihnen, das wird ein zweiter Bonaparte. So viel Geiſt habe ich in meinem Leben noch nicht geſehen."

„Wie alt iſt der Knabe?"

„Fünf Jahre."

„Es iſt nicht wahr, die Mama lügt, zu Michaeli war ich ja ſchon ſechs alt."

„Haſt recht, Schani, ich hab mich nur verſpro-

chen, zu Michaeli waren es gerade fünf Jahre, wo ich meinen Seligen geheirathet habe."

„Und der Knabe iſt auch ſchon fünf Jahre alt?" fragte Joſefa.

„Das heißt," verbeſſerte ſich Frau Konrad erröthend, „die Monate abgerechnet."

„Was für Monate, Mama."

„Halts Maul, das geht Dich Nichts an."

„Ich wills aber wiſſen!" ſchrie der Majoratsherr eigenſinnig.

„Da haben Sie's, er will Alles wiſſen, ich ſage Ihnen, das Kind iſt ein geborner Polizeiminiſter — Schani — hör mich an — jetzt biſt Du ſchon lange genug hier geweſen, geh' hinunter, und bleib ſchön im Zimmer bis ich nachkomme — da haſt einen Kreuzer."

Schani nahm das Geldſtück, ſteckt es ein, und ſagte dann: „Noch Einen."

„Da haſt noch Einen."

„Noch Einen, Mama!"

„Da haſt noch Einen, jetzt aber iſts genug!"

„Noch Einen!" ſchrie der Ungezogene, und begann ſich die Augen zu wiſchen.

„Da haben Sie's, meine Damen! Das Kind hat nie genug, in dem Kinde liegt ein Finanzmini-

ſter begraben — jetzt mach, Spitzbub', daß Du 'nauskommſt."

Sie erhob ſich mit drohender Geberde, und Schani ſtürzte aus dem Gemache.

Die drei Damen waren allein. Frau Konrad nahm das Wort: „Ich muß Ihnen nur ſogleich die Urſache angeben, welche mich herauf führte. Ich habe Ihnen die Art und Weiſe geſagt, auf welche der frühere Inhaber dieſer Wohnung mein Haus verlaſſen hat, ſollte er ſich vielleicht unterfangen, hieher zu kommen, ſo ſetzen Sie mich nur gleich davon in Kenntniß, damit ich den ſauberen Patron verſorgen laſſe."

Frau Joſefa verſprach Folge zu leiſten, zweifelte jedoch, daß er ſo unvorſichtig ſein werde, wiederzukommen, da es ihm doch bekannt ſein müſſe, welche Nachforſchungen ſeinetwegen angeſtellt worden ſeien.

„Das glaube ich auch," erwiderte Dame Servatia, „was ich ſagte, war auch nur ein Maßregel für unvorhergeſehene Fälle. Hab' ich nicht Recht, Mamſell Julie?"

„Freilich," entgegnete dieſe, welche bisher wortkarg, der Rolle der jüngern Schweſter getreu, im Hintergrund geblieben war, „man kann nie vorſichtig genug ſein."

Frau Konrad nickte ihr zufrieden zu, und verließ bald darauf das Gemach.

„Was ist das für eine Geschichte mit dem früheren Bewohner dieses Logis?“ fragte Julie nach der Entfernung der Hausfrau.

Josefa erzählte dieselbe in wenigen Worten.

„Also ein lediger Mann?“ fragte Julie und vermogte ein leises Beben nicht zu verbergen, „wissen Sie auch seinen Namen?“

„Ferdinand Miller!“

„Ferdinand Miller!“ rief die Tänzerin erschreckt.

Josefa erstaunte. Ihr Auge ruhte forschend auf der Gebieterin, sie kannte keinen Mann, der diesen Namen trug, aber sie erinnerte sich der geheimen Briefe, welche Julie öfters empfing, und brachte sie im Gedanken mit dem Unbekannten in Verbindung.

„Welch ein sonderbarer Zufall,“ dachte Julie, „gerade in derselben Wohnung — früher er, dann ich — aber es ist gut — hier wird er mich nicht suchen.“ — Ihr Blick fiel auf Josefa, und sie sagte zu ihr: „Sie sehen mich fragend an, Sie staunen über das Geheimnißvolle meines Betragens, Sie verargen es mir vielleicht, daß ich Sie auch in diesem Punkte nicht in mein Vertrauen ziehe, o seien

Sie nicht böse, mißdeuten Sie mein Schweigen nicht."

„Ich habe mich nie in Ihre Herzensgeheimniſſe gedrängt."

„Es ſind keine Herzensgeheimniſſe," entgegnete Julie. „Doch die Stunde wird bald kommen, Joſefa, wo ich Ihnen gegenüber dieſen Schleier lüften werde."

Sie begab ſich in das letzte der Gemächer, welches ihr Schlafzimmer war, und ſchloß wie gewöhnlich hinter ſich die Thüre zu.

*

* *

An demſelben Abend waren im Extrazimmer beim goldenen Kreuz in Mariahilf viele Gäſte verſammelt.

Ein eigner Klubb von Bekannten hatte ſich hier zuſammen gethan; ſie bildeten die Stammgäſte des Hauſes, und fanden ſich regelmäßig an jedem Abende daſelbſt ein. Es waren Männer von verſchiedenen Gewerken, theils jung, theils alt, Einige ledig, Andere verheirathet; mehre zur Bürgermiliz und andere wieder zur Landwehr gehörend.

Den Inhalt des Geſpräches bildeten die Begebenheiten des Tages und politiſche Kannegießereien,

aber ſtets vom patriotiſchen Standpunkte aus betrachtet, denn hier ſaßen ächte Wiener beiſammen, welche die Schmach der Franzoſeninvaſion vom Jahre fünf noch ganz friſch im Gedächtniſſe trugen. War ſchon die allgemeine Stimmung in Wien eine ächt patriotiſche, ſo mußte die der hier Verſammelten eine fanatiſche genannt werden; der Eifer, mit dem ſie für ihre Behauptungen ſtritten, und für dieſelben auch wirkten, beſtätigte dies auf hinlängliche Weiſe.

Den Vorſitz dieſer Geſellſchaft führte ein Greis, Leopold Eiche war ſein Name. Ein ächter Wiener Character, munter, muthwillig, manchmal ſogar bis zur Ausgelaſſenheit, aber nie ohne Gefühl; voll von Späßen und burlesken Einfällen, nicht ohne Scharfblick und Erfindungsgeiſt. Er hatte in ſeiner Jugend in der Artillerie gedient und noch unter Kaiſer Joſef den Türkenkrieg mitgemacht; Bleſſuren nöthigten ihn, den Abſchied zu nehmen, er kehrte nach Wien zurück, trieb ſein Gewerbe (er war Lederer von Profeſſion) und erwarb ſich ſo viel, daß er nun in Ruhe von ſeinem hübſchen Einkommen zehren konnte. Dieſer Mann, ſeines Alters halber unfähig, dem Vaterlande mehr als Wehrmann zu dienen, befliß ſich nun, die jüngeren Bürger aufzumuntern, ſie durch ſeine Späße zu gewinnen, durch ſeine Reden zu begeiſtern, und hatte er einmal Einen aufs Korn

genommen, ſo gab er nicht nach, bis derſelbe ſich ſeinen Wünſchen fügend, fürs Vaterland auf eine oder die andere Weiſe thätig wurde, und meiſtens ſogar, wenn keine erſchwerenden Umſtände obwalteten, zur Muskete griff und den grauen Landwehrrock anzog.

Nebſt dieſem waren anweſend: der Sattlermeiſter Jakob Eſchenbach von der Wiednerhauptſtraße, der Schneidermeiſter Franz Stich aus der Kothgaſſe, der uns bekannte Peter Thell vom Spittelberg, dann der Schuhmacher Georg Käsmann, der zwar ein Baier von Geburt, aber durch ſeine langjährige Anweſenheit in Wien, zum vollkommenen Oeſterreicher geworden war, außer dieſem noch viele Andere, zu welchen ſich dann der jederzeit eifrige Kreuzwirth Andreas Duſchel und ſein Neffe Hermann geſellten.

Der Kaufmann Heinrich Oswald, der Stiftskirche gegenüber wohnend, trat eben in die Stube. Die Anweſenden bewillkommneten ihn freundlich. Der Kellner brachte Bier.

„Wie gehts mit dem Exercitium, Herr Cavaleriſt?"

„Vortrefflich!" entgegnete der Angekommene, welcher eine Unterofficiersharge bei der bürgerlichen Cavalerie begleitete, „Ihr müßt einmal aufs Glacis

kommen, und unſre Manövre mit anſehen, wir machen reißende Fortſchritte."

„Nur keine ausreißende," rief der alte Eiche, „denn für einen Cavaleriſten gibts nichts Fataleres, als wenn das Roß ihm zu Gefallen durchgeht."

„Das haben wir Fußgeher ſchon nicht zu befürchten!" meinte Peter Thell.

„O, ich bitte, meine Herren," verſetzte der Präſes, „ich ſah auch ſchon bei der Infanterie manches Roß durchgehen, das war aber in den neunziger Jahren, Anno Neun ſteht ſo was nicht mehr zu erwarten. Es leben die Oeſterreicher von Anno Neun!"

„Vivat hoch!" rief die ganze Geſellſchaft, man hob die Gläſer, ſchlug an, und leerte ſie zur Neige.

„Ihr ſetzt großes Vertrauen in uns!" nahm Einer der Landwehrmänner das Wort.

„Und werde mich nicht täuſchen," antwortete der alte Eiche raſch, „o ich kenne die Vögel an den Federn, ein Freiwilliger iſt mir lieber, wie zehn Gepreßte, einem Oeſterreicher vertraue ich unbedingt; auch die Ungarn und Böhmen ſind Kriegskerle, und die Tiroler, o die Tiroler — Vivat die Tiroler!"

Man fiel in die enthuſiaſtiſche Exclamation ein und ließ die kühnen Tiroler, welche ſchon 1805 ſo tapfer geſtritten, aber durch den Preßburger Frieden Baiern anheimgefallen waren, hoch leben.

Nach dem rauſchenden Jubelruf begann der greiſe Eiche die Wehrmannsluſt, eines von Collins begeiſterten Patriotenliedern nach einer Oeſterreichiſchen Volksmelodie anzuſtimmen, und die Uebrigen fielen luſtig ein:

„Seit ich ein Wehrmann bin,
Heg' ich viel frohen Sinn;
Nie ſonſt gekannte Luſt
Schwellt mir die Bruſt!"

dann kam die zweite Strophe:

„Singe durch Feld und Wald,
Daß es vom Bergen hallt:
„Herrliches Oeſterreich,
„Was kommt Dir gleich?"

und ſo fort die Andern, und als man endlich an die Letzten kam:

„Wüthe nur immer Krieg!
Sicher iſt uns der Sieg!
Weil wir mit Kraft gewollt,
Was wir geſollt."

„Oeſtreich wohl biſt Du mein!
Oeſtreich wohl bin ich Dein!
Trennt mich von Dir nicht Noth,
Nichts als der Tod!“

Die Augen funkelten, ihre Stimmen wurden klangvoller, der Geſang kräftiger und muthiger, fröhliche Begeiſterung hatte ſich Aller bemeiſtert, und brach am Ende des Liedes in ein jubelndes Halloh aus.

In dieſem Augenblicke öffnete ſich die Thüre und ein neuer Gaſt betrat die Stube. Der greiſe Eiche hatte ihn kaum erblickt, als er den Andern Ruhe winkte, und ausrief: „Holla, ſchön willkommen, ein angehender Landwehrmann iſt da!“

Die Uebrigen brachen in ein helles Gelächter aus, ſie ahnten bereits, was da kommen würde, denn der Eingetretene war Herr Egidius Brenner, der Zukünftige der Madame Servatia Konrad, genannt Frau Teufel!

Der hagere Freier lächelte, nahm einen leeren Platz ein und ſprach: „Der alte Herr Kanonier iſt doch immer froh und munter.“

„Beſonders, wenn ich Sie ſehe!“ entgegnete Eiche, „nun, haben Sie Sich noch keines Beſſeren beſonnen?“

Herr Egidius zog ſein Geſicht in die Länge, und

ſprach wieder: „Sie belieben noch immer Ihren Scherz mit mir zu treiben.“

„Scherz?“ rief der ehemalige Artilleriſt mit tiefer Stimme, „Herr Brenner, es gibt Fälle, über die ich nicht zu ſcherzen pflege, und der gegenwärtige gehört dazu. Hören Sie mich an. Ich erinnere mich genau des Augenblickes, wo Sie als ein armer Teufel nach Wien kamen; Sie haben in hieſiger Stadt viel Gutes genoſſen, und doch bei keiner Gelegenheit Etwas zum allgemeinen Beſten gethan; ja, Sie haben nicht einmal den Willen gezeigt, Etwas thun zu wollen. Sie werden ſich noch des fünfer Jahres erinnern, wo Sie bei annähernder Ge fahr, ſtatt ſich dem damaligen Aufruf zu Folge, ehrenvoll der Bürgermiliz anzuſchließen, lieber die Stadt mit Ihren Habſeligkeiten verließen, und erſt bei eingetretener Sicherheit wiederkehrten. Es ſcheint, als ob Sie auch jetzt desgleichen zu thun geſonnen wären, Sie beweiſen, daß das allgemeine Wohl Ihnen jetzt eben ſo gleichgültig iſt, wie damals.“

Herr Egidius wurde mit jedem Augenblick verlegner, er ſtotterte: „Sie verkennen mich, Herr Eiche, ich bin ein Patriot, ſo gut wie jeder Andere.“

„Gut, beweiſen Sie es, werden Sie Landwehrmann!“

„Sie verlangen das Unmögliche!"

„Unmöglich? Warum?"

„Weil ich mein Lebensglück zerstören würde, denn ich werde mich nächstens vermählen."

„O, ich habe von dieser saubern Partie schon gehört; schämen Sie Sich nicht, eine so bejahrte Frau zu nehmen? Sie sind ein Mann in den besten Jahren, lieben Sie Frau Konrad? Nein! — Braucht die Trödlerin einen Mann, der sie ernährt? — Nein! — Bedürfen Sie der Paar Gulden Mitgift? — Nein! — Berauben Sie ein unmündiges Kind um einen Theil seines zukünftigen Erbes? Ja! — Ist also diese Verbindung zu Ihrem Glücke nothwendig? — Nein! — Warum heirathen Sie also? — Ich will es Ihnen sagen: Sie heirathen aus Habsucht und aus Feigheit; Sie wollen wenigstens einen Scheingrund haben, um sich vor den Gefahren eines ausbrechenden Krieges zu salviren, denn wenn auch Hunderte von Ehemännern willig der Trommel folgen, Sie, o ich weiß es im Voraus, Sie werden es nicht thun, Sie werden zu Hause hinterm Ofen hocken bleiben, und sich Ihre Hasenhaut vollachen, wenn draußen Ihre Mitbürger Blut und Leben wagen; o, ich kenne Sie, Sie sind ein geborner Krainer und Krain gränzt an Italien, mehr brauch ich

nicht, um zu wiſſen, wie viel es bei Ihnen an Tapferkeit geſchlagen hat."

Während dieſes Straffermons herrſchte die tiefſte Stille, der hagere Freier bewegte ſich unruhig auf ſeinem Sitze, er war merklich bläſſer, ſein Blick ſtreifte flehend durch den Kreis, aber es war keiner da, der ſich ſeiner angenommen hätte.

„Herr Eiche," ſtotterte er nach einer Weile, „ſchmähen Sie meine Landsleute nicht."

„Ei, was, Landsleute! Wären Sie bei Ihren Landsleuten geblieben! Doch wenn wir hier ſchon ſo hergelaufenes Pack aufnehmen, ſo muß es des alten Sprüchleins nicht vergeſſen, welches heißt: Deſſen Brod ich eſſe, deſſen Lied ich pfeife. Sie aber wollen nur eſſen und nicht pfeifen, und da ſoll das lebendige Donnerwetter neun und neunzig tauſend Mal dreinſchlagen; ich frage Sie jetzt zum letzten Mal, wollen Sie Landwehrmann werden?"

Der alte Kanonier hatte ſich im Eifer ſo in den Gegenſtand hineingeredet, daß er ſelbſt ganz erhitzt wurde, und dieſe Frage an den Betreffenden mit einem fürchterlichen Ernſt richtete, ſo daß alle Andere nicht ohne Spannung auf den Verfolg der Verhandlung ſahen.

Egidius Verlegenheit hatte den höchſten Grad erreicht; er ſah, daß die bisherigen Neckereien einen

ernſten Charakter angenommen hatten, und wollte demſelben mit einem Schlage ein Ende machen, daher erwiederte er raſch und kurz: „Sie werden ſehr zudringlich, Herr Eiche, ich habe es Ihnen ſchon geſagt, daß ich mich verheirathe.“

„Gut, ſo heirathen Sie, das ſchadet der Sache Nichts; he, Freund Hermann, reichen Sie mir Ihren Landwehrrock — wir wollen den neuen Patrioten ſeiner Teufelsbraut im grauen Rock zuführen.“

Im Nu hatte der Alte einen Landwehrrock in der Hand, hielt ihn dem Friedenshelden entgegen und rief: „Da, nehmen Sie, bekämpfen Sie Ihre Feigheit, zeigen Sie, daß Sie auch würdig ſind, ſo lange in der Mitte Wiens gelebt zu haben, beweiſen Sie, daß Sie nicht nur unſere Luft, ſondern auch unſere Grundſätze eingeſogen; nun Herr Egidius Brenner, nehmen Sie den Rock, heirathen Sie, und kämpfen Sie dann für Weib und Kind!“

Der Bedrängte ſah zornig um ſich, da ſeine Verlegenheit ſich nicht mehr ſteigern konnte, ſo regte ſich die Galle; die Unterlippe zuckte, und die angeborne Krainerische Bosheit gewann die Oberhand. Er riß dem Greiſe den Rock aus der Hand, und ſchleuderte ihn auf die Mitte des Tiſches.

Wie durch einen Schlag emporgeſchnellt, ſprangen die Uebrigen von ihren Plätzen; Egidius, augen-

blicklich faſſend, was er gewagt, trat betroffen zurück.

Der alte Eiche winkte den Andern Ruhe zu und ſprach mit tiefer Stimme: „Sie haben es gewagt, dieſes Ehrenkleid von ſich zu ſchleudern, und damit Ihre Unwürdigkeit, es zu tragen, hinlänglich bewieſen; — Ihrem Herzen iſt jedes Ehrgefühl fremd, Sie ſind zu hausbacken, um irgend einer erhabneren Empfindung fähig zu ſein, und darum wollen wir mit Ihnen keine Gemeinſchaft mehr haben; ſo wie Sie dieſen Ehrenrock, ſo weiſen wir Sie aus unſerer Mitte, aber glauben Sie ja nicht, daß Sie Ihre durch Feigheit erkaufte Ruhe ungefährdet genießen werden; könnte ich Sie vors Gericht belangen, ich würde nicht anſtehen, es augenblicklich zu thun; wäre ein Zweikampf nicht gegen das Geſetz, ich würde Sie zwingen, Sich zu vertheidigen, von dem Allen kann ich aber keinen Gebrauch machen, darum muß ich auf ein anderes Mittel ſinnen, Ihnen das Leben zu verbittern, ohne gegen das Geſetz zu fehlen, der Himmel wird mich es finden laſſen. Jetzt packen Sie Sich von hier, rechts um kehrt euch, im Doublir-Schritt, marſch — marſch!“

Der Schneidermeiſter Stich war zur Thüre geſprungen und hatte ſie angelweit geöffnet, Egidius Brenner eilte vor Wuth und Bosheit außer ſich, von

dannen, das schallende Hohngelächter der Zurückbleibenden folgte ihm nach.

Um die eingetretene Mißstimmung zu verwischen, stimmte der greise Kanonier ein anderes der Wehrmannslieder an, und die Uebrigen fielen freudig ein:

„Jetzt ist es Zeit, die Trommel ruft,
Lieb Mädchen laß mich ziehn;
Die Fahne flattert in der Luft,
Muß zu den Männern hin!

Muß fort als Wehrmann in das Feld
Es ist beschworne Pflicht;
Und wer nun Wort und Schwur nicht hält,
Der bleibt ein feiger Wicht."

So ging es noch lange fort, das tragikomische Intermezzo mit Herrn Egidius war bald vergessen, frohe Laune breitete wieder ihre Fittige über die lustige Kumpanei.

IV.

Wenn meine Leſer gegenwärtig von dem großen Gaſthofe zum goldenen Kreuz in Mariahilf die Richtung gegen die „Linie," welche nach Schönbrunn führt, nehmen, ſo werden Sie bemerken, daß rechts vom Schottenfeld und links von Gumpendorf herauf mehrere Gaſſen in dieſe Hauptſtraße münden. Wenn wir nun in die zweite Gaſſe, Etwas ſchräge von Gabeſam's Kaffee hinüber, einbiegen, ſo befinden wir uns in der Kaſernengaſſe, deren Ecke unten, die an der Gumpendorfer Hauptſtraße gelegene Grenadierkaſerne bildet; allein ſo weit verfolgen wir den Weg nicht, ſondern wir wenden uns aus der Kaſernengaſſe in die erſte Gaſſe rechts und befinden uns in der Schmalzhofgaſſe. Dieſe iſt eng, beginnt anfangs mit ho-

hen Gartenmauern, deren linke vor der Häuſerzeile ſo bedeutend hervortritt, daß ſie die erſteren Gebäude dieſer Seite zum Theil deckt und man muß, wenn man ſie genauer betrachten will, ſich Etwas tiefer in die Gaſſe begeben. Wir wenden unſere Aufmerkſamkeit gleich auf das zweite Haus; wenn ich nicht irre, trägt es jetzt die Nummer 413, damals, nämlich im Jahre 1809, war es mit 269 bezeichnet.

Das Gebäude iſt ſtockhoch, und mag ſeit jener Zeit, einige Reparaturen ausgenommen, keine bedeutende Veränderung erlitten haben, es zeigt in der Fronte nur ſieben Fenſter, hat eine Einfahrt, von wo eine Treppe in das obere Stockwerk führt, und rückwärts einen kleinen Hof. Ueber dem Hausthore, welches die Mitte der Fronte in der Schmalzhofgaſſe einnimmt, bemerken wir in einer Niſche ein Bild, das durch Glas verwahrt iſt, ſo daß es in der viereckigen Vertiefung wie in einem Kaſten ſteht. So viel wir entnehmen können, denn das Glas iſt voll Schmutz und Staub, ein Beweis, wie wenig der jetzige Hauseigenthümer die hiſtoriſche Wichtigkeit ſeines Beſitzes achtet; ſo viel wir alſo jetzt entnehmen können, zeigt das Gemälde eine romantiſche Berggegend, im Hintergrunde einen Wildbach, über den ein Steg führt, im Vordergrunde einen ſtark gebauten, bebarteten Tiroler, und weiter unten ſtehen die Worte:

„A. Hofer im Jahre 1809 aus Paßeyr in Tirol!“

Das eben beſchriebene Haus gehörte damals dem uns bereits bekannten Kreuzwirth Andreas Duſchel, und zum Andenken an die von uns noch zu ſchildernden Scenen entſtand durch ihn der Schild dieſes Hauſes, welches noch jetzt bei der ganzen Nachbarſchaft unter dem Namen „Zum Sandwirth“ bekannt iſt.

Wir verſetzen unſere Leſer in eines der Zimmer im erſten Stocke des Hauſes. Daſſelbe iſt bürgerlich eingerichtet und bietet einen wohnlichen, bequemen Aufenthalt.

An einem Fenſter ſteht ein Mann. Es iſt eine breitſchulterige, kräftige Geſtalt, mit einem vollen, aber etwas plattgedrücktem Antlitze, ſein Auge iſt ſchwarz und ziemlich klein, ſeine Naſe proportionirt, das Kopfhaar kurz und braun. Gegen das Kinn zu und von da bis auf die Bruſt hinab fließt ein langer, voller Bart, an Farbe dem Haupthaare gleichend; dieſe beſondere Eigenheit verleiht dem Manne ein faſt patriarchaliſches Anſehen. Das Gepräge ſeines Kopfes verräth einen ergebenen Sinn, Biederkeit und Treue, ſein Anblick iſt heiter und gutmüthig. Wenn ſich an der ganzen Geſtalt Etwas hätte ausſetzen laſſen, ſo waren es die, wenn auch nur mäßig einge-

bogenen Kniee und ſeine nach vorwärts geneigte Haltung, was aber bei Gebirgsvölkern in Folge des häufigen Bergkletterns etwas Gewöhnliches iſt. Das Alter dieſes Mannes mogte eben das vierzigſte Lebensjahr überſchritten haben. Seine Kleidung beſteht aus einem kurzen grünledernen Rocke, der ohne Knöpfe nach Tirolerart verfertiget iſt, unter demſelben iſt ein farbiges Bruſttuch ſichtbar, welches von einem breiten, grünen Hoſenträger gehalten wird, um die Hüfte ſchlingt ſich ein breiter, ſchwarzer Ledergurt mit eingelegten Buchſtaben, unter welchem die kurze, ſchwarze gemslederne Hoſe hervorgeht, die unterm Knie feſtgebunden iſt. Von hier an werden die rothen Strümpfe ſichtbar, die ſich über ein Paar volle Waden ſpannen, und in den kurzen, dick beſohlten Alpenſchuhen verſchwinden. An dem Querſtreifen ſeines Hoſenträgers iſt ein zinnernes Bild des heiligen Georgs, ſeines Schutzpatrons, befeſtiget. Was die Kopfbedeckung dieſes Mannes belangt, welche aber im jetzigen Augenblick auf einem kleinen Tiſch neben dem Fenſter aufgeſtülpt iſt, ſo beſteht dieſelbe aus einem breitgeränderten ſchwarzen Hute, mit ſchwarzen über die Krempe herabhangenden Bändern, und einer gleichfarbigen gekrümmten Feder. Neben dem Hute liegt ein Tirolerſtutzen mit gezogenem Rohre. Meine Leſer werden den ſo eben Geſchilder-

ten ſchon erkannt haben, es iſt — Andreas Hofer!

Wie erwähnt, ſteht der Sandwirth am Fenſter, ſeine Hände, eine Fauſt bildend, hängen mittelſt der Daumen am Hoſenträger, ſein Haupt iſt gehoben, das Auge ſchaut gegen das Stückchen Himmel, welches außen wie ein ſchmaler Bandſtreif über den Dächern, winterlich blaß, ausgeſpannt iſt. Seine Gedanken weilen in der Ferne, im Heimathlande, im Paßeyrthale, bei ſeinen Lieben und Treuen. Das Bild ſeines guten Weibes ſteht lebendig vor ſeiner Seele, er ſieht ſie im Geiſte, von den Kindern umſprungen, und erfreut ſich an dem häuslichen Schalten und Walten.

„Mein gutes Weib," ſo brach ſein Gefühl in Worte aus, der Ton ſeiner Stimme war weich und wohlklingend, „ob ſie im jetzigen Augenblicke auch meiner gedenkt? Ob die kleinen Schreier wohl nach ihrem „Voda'n"*) verlangen? Wart's nur, ich werd' mich ſchon tummeln, daß ich bald z' Haus komm', aber dann g'freut's Enk, es ſacriſchen Dinger, dann will ich Euk ſchon mit Lebzelten**) die Mäuler ſto-

*) Vater.

**) Methkuchen.

pfen, daß mir den Voda gar nit herausbringen ſollt's. Und mein Landl, was macht denn mein lieb's Tirolerlandl? Wird's da nicht bald anders werden? Wird's Blau-weiße noch nicht bald abſchießen und dem Gelb-ſchwarzen*) Platz machen? Werden die Boarn noch lang herumwirthſchaften und uns placken und ſchinden? Mein Gott, gieb nur, daß ich hier in Wien Gutes erfahr, und wanns ausbricht, dann ſolls ſchon anders werden, denn ſo, bei der heiligen Mutter Gottes! ſo kann's nimmer lang bleiben, das boariſche**) Regiment muß ein End nehmen, es muß!"

Er ſchwieg und ſeine Gedanken durchflogen die Berge, ſchwangen ſich von Hütte zu Hütte, kreisten durch Thäler und Schluchten, und überſetzten Felſen und Gletſcher, und wo ſie im Fluge nur weilten, überall fanden ſie befreundete Geſtalten, welche die flehenden Blicke auf ihn warfen, als ob ſie ſagen wollten: „Dir Anderl; kehren ſich unſere Wünſche zu, Du kennſt unſer Wollen, geh Brüderl, hilf uns!"

---

*) Anſpielung auf die Bairiſchen und Oeſterreichiſchen Farben.

**) Baieriſch.

Und langsam brachte er seine Hände vor die Brust, faltete sie wie zum Gebete, und sprach mit frommer Innigkeit: „Nur Geduld, meine Lieben, der alte Gott lebt noch, der verlaßt Haus Oesterreich nicht, und Haus Oesterreich laßt seine Tiroler nicht stecken!“

Die Thüre ging auf, Hofer faßte rasch das Bild seines Schutzpatrons und küßte es, dann trat er dem Ankommenden entgegen.

Es war der Kreuzwirth von Mariahilf.

„Gut Morgen, Anderl!“

„Grüß Dich Gott, mein Wirth, was bringts denn Neu's aus der Stadt?“

„Nur Gut's. Der Baron laßt Dich schön grüßen.“

„Was ists mit der Audienz?“

„Die werdet ihr in den nächsten Tagen haben.“

„Nur nicht zu lang hinaus schieben, ich hab schon g'hört, hier in Wien wird Alles nach der langen Bank g'streckt.“

„Gut Ding braucht Zeit!“

„Da hat man's, bist auch schon von den Kanzleischreibern angesteckt?“

„Bin aber noch immer der wahre, aufrichtige Tirolerfreund.“

„Gott giebs, daß auch die Andern oben es noch ſein mögen!“

„Du wirſt doch nicht zweifeln?“

„Bis jetzt hab ich noch keinen Grund dazu, Ein's ausgenommen.“

„Und dieſes iſt?“

„Mir g'fallt das Verſteckensſpielen und die Heimlichthuerei nicht.“

„Aber Anderl, wie kannſt Du nur ſo wunderlich ſein; das geſchieht ja nur Euerer Sicherheit halber; ſchau her; Du wärſt, das wirſt Du ſelbſt einſehen, hier in Wien eine außergewöhnliche, auffallende Erſcheinung; die ganze Stadt mögt von Dir reden, ich glaub', wenn Du in meinem Wirthshauſe abgeſtiegen wärſt, das goldene Kreuz blieb den ganzen Tag von Neugierigen umgafft, die den Tiroler mit'm langen Bart hätten ſehen mögen.“

„Na, und was liegt daran? Laß ſie gaffen und ſchauen, glaubſt epper, ich ſchäm' mich meines Bartes?“

„Gott behüte, aber das Reden nähme kein End, ganz Wien mögt's erfahren —“

„Und liegt da was daran?“

„Sehr Viel!“

„Bin ich nicht in Kaiſer Franzls Reſidenz?“

„Ganz recht, von den treuen Wienern hätteſt

Du auch Nichts zu befürchten, aber es gibt hier Emiſſaire, Spione, welche die Franzoſen von Allen, was hier vorgeht, in Kenntniß ſetzen. Glaubſt Du, es wär' denen nicht auffallend, wenn ſie Eure Anweſenheit erführen, und was für ein Unglück wär's für's Landl, wenn man durch Vorſichtsmaßregeln Eure Pläne vereiteln würde, ja ſogar Deine und Deiner Begleiter perſönliche Sicherheit wäre bei Euerer Rückkehr gefährdet."

„Wenn's ſo iſt," gegenredete Hofer, „dann iſt es freilich beſſer, daß wir hier in dem todten Gaſſ'l abgeſtiegen ſind, nur mögt ich dann auch wünſchen, daß mein Geſchäft hier ſo bald als möglich abgethan werde, denn ich lieb's nicht, ſo lang zwiſchen Mauern zu hocken, ich bin ein Tiroler, und an friſche Luft und die freie Natur gewöhnt. Ich bin gewohnt, auf den Bergen, nicht aber auf den Stiegen auf- und abzuſteigen, ich geh' gern auf die Gams- nicht aber auf die Fliegenjagd."

„Biſt Du ſo ungern mein Gaſt, Anderl?"

„Gott behüt, lieber bei Dir, als bei jedem Andern in Wien; aber was dem Menſchen angeboren, oder durch langjährige Gewohnheit zur zweiten Natur wird, das kann er nicht ſo leicht meiden. Um Dir aber zu beweiſen, daß ich viel Vertrauen in

Deine Gastfreundschaft setze, werde ich Dir mit einer Bitt' zur Last fallen."

„Laß hören, Anderl, Dir zu Lieb', thu ich Alles."

„Auf unserer Reise hierher," begann Hofer, „kamen wir durchs Kärnthnerische. An einem Nachmittag, es war kalt und unfreundlich, wüthete der Sturm im Gebirge, durch welches wir fuhren, trieb von allen Ecken und Seiten Wolken zusamm, und es war voraus zu sehn, daß ein heftiges Schneegestöber kommen werde. Wir schau'n still aus unserem Wagen hinaus, der langsam den Bergweg hinaufrollt, die Bäume biegen sich und krachen, mitunter sehn wir auch einen Ast fallen, Wintervögel fliegen kreischend umher, Einzelne setzten sich auf die Baumspitzen und lassen sich vom Sturm hutschen. „Wer jetzt z' Haus im warmen Stübl wär!" meinte Einer von uns, und ich antwortete: „Schamst Dich nicht, alter Fuchs, bist so ein Ofenhocker, so hätt' Dein Thal einen andern Abgeordneten aussuchen sollen." Die Andern fangen an, ihn zu necken, da sagt auf einmal Einer; „Da schau n'aus auf das Dirndl*), das neben unsern Wagen am Rain**) zu

*) Mädchen.

**) Rain.

Fuß geht, ich weiß gewiß, die denkt jetzt an etwas ganz Anderes, als an das warme Stübl daham.*)“ — Wir Andern ſchaun zum Wagen hinaus, und ſehn wirklich ein wunderhübſches Mad'l mit einem Pünkerl**) unterm Arm mit unſerm Wagen gleichen Schritt halten. Das blutjunge Ding war vom Sturm ganz durchblaſen. Die Händ ſind freilich in großen Pelzfäuſtlingen drinnen g'ſteckt, aber das G'ſichtl war vor Kälten krebsroth, und den übrigen Theilen hat man's ang'ſehen, daß ſie bockſtarr waren. Das arme Dirnd'l, denk ich mir, wie weit wird die mitgehn? — Indeſſen iſt's immer finſtrer geworden, ſchwarze Wolken haben den Tag zu Nacht g'macht, der Wind hat ſich ein Biſſerl gelegt, und das Schneegeſtöber is angerückt kommen. Ich ſchau zum Wagen hinaus, das Madl ſteigt noch immer neben uns daher. Der Schnee fallt in großen Flocken herunter, die Bäume werden weiß, die Berg' kriegen friſche Schlafhauben, und der Boden neue Decken; jetzt kommt die Nacht, es war ſo, als ob der liebe Herrgott für ſie gerade das Bett gemacht hätt'. Ich ſchau wieder zum Wagen hinaus, das Dirndl iſt noch immer in unſerer Näh' — mitten im Gebirg — zu

*) Daheim.

**) Päckchen.

Fuß — im Winter — in der Nacht! — Ich hab' den Gedanken nicht ertragen können, und befahl dem Kutscher, still zu halten. — Es geschah."

„He, Du Dirndl," ruf' ich aus dem Wagen, „komm an wengl*) her, ich muß Dich was fragen."

Sie näherte sich.

„Kannst Deutsch?"

„O ja!" war die Antwort.

„Wohin geht Deine Reis'?"

„Nach Wien!"

„Nach Wien!" riefen wir Alle erstaunt, und bewunderten die Ruhe und Stärke, mit welcher sie die Auskunft gab, es war gerade so, als ob sie gesagt hätte: Ins nächste Dorf."

„Dein Weg ist noch hübsch weit!" sprach ich, und sie entgegnete: „Wer kann dafür, es muß sein.""

„Es muß sein? Hast Du dort Eltern?"

„O nein, ich habe weder dort, noch anderswo Eltern, ich bin eine arme, sehr arme Weise; aber ein Bruder von mir, es ist der einzige Verwandte, den ich habe, der soll sich dort aufhalten; und zu ihm will ich."

---

*) Ein Bischen.

„Alſo Du weißt auch nicht einmal gewiß, ob er dort iſt?"

„Nein, ich vermuthe es blos."

„Und wer iſt Dein Bruder?"

„Was er jetzt iſt, weiß ich nicht, früher war er Student."

„Woher kommſt Du jetzt?"

„Aus Roveredo."

„Alſo eine Landsmännin."

„Ich bin dort nur erzogen."

„Unſer Geſpräch hatte ſchon zu lange gewährt, ich bot ihr einen Sitz in unſerem Wagen an, den ſie auch, nachdem wir ſie verſicherten, daß auch unſere Reiſe nach Wien gehe, dankbar annahm."

„Nach näherer Erkundigung erfuhr ich, daß ihre alte Mutter, eine in Roveredo anſäſſig geweſene Deutſche, erſt jüngſt geſtorben ſei, und daß ihr Bruder, der lange Zeit in Italien geweſen, ſeit mehren Jahren verſchollen war, bis ſie endlich die Nachricht erhielt, daß er bereits vor vier Jahren Mailand verlaſſen und ſich nach Wien begeben habe. Da der Bruder in Italien ſtudirt hatte, ſo wußte ſie nicht, welchem Stande er ſich ſeitdem zugewendet, denn es waren ſeit ſeiner Entfernung vom Mutterhauſe bereits zwölf Jahre verfloſſen. Ganz offenherzig erzählte ſie uns auch, daß ihre Mutter ihr nur ein geringes Erbe

hinterlaſſen, daß Sie daher, kaum in Wien angelangt, in einem ordentlichen Hauſe Unterkunft ſuchen müſſe, und im Falle ſie ihren Bruder nicht bald auffinden würde, in einen für ſie angemeſſenen Dienſt zu treten geſonnen ſei. Ich geſtehe es Dir aufrichtig, lieber Freund, daß mir dieſes Dirndl, je länger die Reiſe währte, immer beſſer gefiel, ſie weiß ſo klug zu ſprechen, ſich ſo artig und fein zu benehmen, und iſt bei dem Allen doch ſo ſittſam und beſcheiden, daß man ihr ordentlich gut werden muß. Jetzt ſiehſt Du, lieber Anderl, dieſer Fall iſt bei mir eingetreten, ich habe zu dem lieben Kinde eine ächt väterliche Zuneigung gefaßt, und würde ſie hier ihren Bruder nicht zu ſuchen haben, ich nähm' ſie wieder mit mir zurück ins Tirolerlandl, und meine Anna müßte ihre Freud an dem Madl haben; aber ſo hab' ich an Dich gedacht, geh Anderl, nimm Dich des armen Waſerls*) an, ſchau, Du haſt einen großen Haushalt, einen Magen mehr oder weniger g'ſpürt man in einer ſo großen Wirthſchaft nicht, und überdies ißt ſie ſehr wenig und trinken thut ſie gar Nichts, als pures Waſſer."

Wenn bei Hofer das Gefühl angeregt war, ſprudelte der Mund über, und er wär' vielleicht noch

*) Waiſe.

länger fortgefahren, hätte ihn der Kreuzwirth nicht unterbrochen, und geſprochen: „Anderl, Du biſt ja in das Madl ganz vernarrt.“

„Es wär auch kein Wunder —“

„Schon gut, ich glaub dies, fang mir nur den Lobpſalm nicht wider von vorne an. Das Madl iſt in Tirol z' Haus geweſen, und iſt eine arme Waiſe, das iſt für mich Grund genug, ihr beizuſtehen. Ich werde ſie ſchon auf eine Art in meinem Hauſe unterbringen, daß Du und ſie mit mir zufrieden ſein werdet. Jetzt ſei aber ſo gut, und laß mich doch das Allerheiligenſtrietzel*) anſchauen, damit ich auch in Verwunderung komm.“

Hofer ging auf den Gang hinaus, öffnete dort eine Thüre, die in ein Hofzimmerchen führte, und rief: „Röſerl, komm a Biſſerl herüber!“

Nach einigen Augenblicken trat das Mädchen ein. Der Kreuzwirth betrachtete ſie mit Wohlgefallen. Es war eine edle, jungfräuliche Geſtalt, umhaucht von einer bezaubernden Grazie, mit einem wahren Raphael'ſchen Madonnenkopfe, deſſen reizumfloſſene Hoheit ſich kaum im Bilde hätte ſchöner wiedergeben

*) Ein längliches Gebäck, in Norddeutſchland „Stollen“ genannt, welches nur an dieſem Feſttage zu bekommen iſt.

laſſen; das vom zarteſten Roth überwehte Geſicht drückte träumeriſche Wehmuth aus, der Blick des dunklen Auges war ein flehender, die Formung der Lippen trug das Gepräge einer unwiderſtehlichen Freundlichkeit. Ihre Tracht näherte ſich mehr der Italieniſchen, der kurze weite Faltenrock, das ſchwarzſammtne Korſett, die rückwärts aufgeſtellten Flechten des braunſten Seidenhaares, Alles vereinte ſich, ihre Anmuth zu erhöhen, und bewirkte einen Eindruck, der ſich nicht ſo leicht verwiſchen ließ.

„Was wollen Sie von mir, guter Herr?" fragte ſie Hofer.

Ihre Stimme war rein, wohlklingend und herzlich.

„Ich hab' eine gute Nachricht für Dich."

„Eine gute Nachricht?" rief ſie freudig bewegt, „haben Sie vielleicht ſchon Etwas von meinem Bruder erfahren?"

„O nein, lieb's Madl, das geht nicht ſo raſch, wie Du meinſt."

Und der Kreuzwirth ſetzte hinzu: „In Wien erfragt man einen Menſchen, von den man nur ſeinen Namen kennt, nicht ſo leicht."

„Hör mich an, Röſel," nahm Hofer wieder das Wort, „ich hab da mit meinem Freunde von Dir geſprochen, und ihm Deine Lage auseinandergeſetzt;

Du biſt ein junges Kind, die Zeit iſt unruhig, und die Gefahr für Dich groß; Du haſt Dich meiner Obhut auf der Reiſ' anvertraut, und ich hab Dich ſo lieb gewonnen, daß es mir ſchwer fallen mögte, Dich in der großen Stadt allein zu laſſen, drum hab' ich den Kreuzwirth gebeten, daß er Dich in ſein Haus nimmt."

„In ein Gaſthaus?" rief die Jungfrau erſchreckt.

Hofer ſah den Freund fragend an, und dieſer ſagte nach einigem Bedenken: „Das iſt nicht nothwendig, ſie kann ſogar hier in dieſem Hauſe bleiben, ich räume ihr ein Zimmerchen ein."

„Auf wie lange aber wird meine geringe Baarſchaft hinreichen, Ihnen Miethe und Koſt zu bezahlen, denn Sie werden mir doch nicht zumuthen, von Ihnen das Gnadenbrod anzunehmen?"

„Die Röſel hat nicht Unrecht," meinte Hofer, „Arbeit mußt Du ihr geben."

„Ich will auch dafür ſorgen," antwortete Herr Duſchel, „Sie ſollen für mein Haus nähen, ſtricken, neſteln, kurz Alles verrichten, was früher außer Haus gemacht wurde. Sie werden genug zu thun bekommen, und kein Recht haben, die Unterkunft in meinem Hauſe als ein Gnadenbrod anzuſehen."

Nach dieſer Rede, welche bei der Jungfrau ei-

nen äußerſt freudigen Eindruck hervorbrachte, näherte ſie ſich dem Kreuzwirth, faßte ſeine Hand und ſprach: „Mein Herr, auch Sie ſind ſo gut, ſo freundlich gegen mich, ich werde die Wohlthaten, welche Sie mir erweiſen, nie verkennen und auch nie vergeſſen!“

„Was ſprechen Sie von Dankbarkeit, liebes Kind, Sie wollten mir ja keine ſchulden, ſonſt würden Sie Ihre Bedenklichkeiten nicht ausgeſprochen haben.“

„Mein Herr, es widerſtrebte meinem Gefühle, von einem Fremden —“

„Jetzt hört's mir einmal mit den Narrheiten auf,“ rief Hofer, „oder bei meinem Bart, ich werf' Enk all' Beid' aus meinem Zimmer hinaus; abgemacht iſt abgethan, gebts mir Eure Händ', bleibts gute Freund, und damit Punktum!“

Während der Sandwirth dem Freunde und der Jungfrau die Hand reichte, öffnete ſich die Thüre, und Hermann trat ein.

„Was bringſt Du, Hermann?“ fragte Herr Duſchel.

„Einen Brief!“

Der Kreuzwirth übernahm das Schreiben, indeſſen ſtand der Jüngling von Bewunderung ergriffen vor dem Mädchen.

„Der Brief geht Dich an," wendete ſich der Hausherr zu Hofer, „wir wollen gleich darüber ſprechen; gehts, ihr jungen Leutl, laßts uns allein."

Roſa verließ das Zimmer, Hermann folgte ihr nach.

Als die Jungfrau die Thüre öffnete, welche in ihr Zimmerchen führte, faßte der junge Mann Muth, und redete ſie an: „Sie wohnen hier, Mamſell, und ich wußte es gar nicht, welchen Schatz dieſes einfache Haus meines Onkels beherberge?"

„Wie, der Herr Kreuzwirth iſt Ihr Onkel?"

„So iſt es, und Sie, wie kamen Sie hierher?"

„Mit Herrn Hofer!"

„Und reiſen wieder mit ihm der Heimath zu?"

„Nein, ich bleibe hier!"

„Sie bleiben hier?" rief Hermann freudig ergriffen, und ein glühend Roth übergoß die ſchönen Wangen, „Sie bleiben hier in dieſem Hauſe?"

Roſa nickte verlegen.

Der junge Mann ſtand dem Mädchen betroffen gegenüber, dann faßte er ihre Hand, führte ſie an ſeine Lippen, und ſtotterte: „Möge der gütige Himmel die Fülle ſeiner Gnade über Sie ausſtreuen, und

das Haus ſegnen, in welches er einen ſeiner Engel geſendet!“

Er eilte die Treppe hinab.

„Mein Himmel,“ flüſterte er, „welch eine Erſcheinung? Was iſt das für ein Mädchen? Warum klopft mein Herz ſo laut? Was iſt in meinem Innern für eine gewaltige Veränderung vor ſich gegangen? Ein Strahl, ein Schlag, und ich bin ein Anderer! Mein Blut iſt flüſſiger, meine Gedanken lebendiger geworden, mein Fühlen hat ſich vertauſendfacht und die Bruſt iſt weiter geworden; ein Heer von Empfindungen wallt unruhig einher, ihr Bild will mir nicht aus dem Kopfe, ihre Erſcheinung iſt eingemeiſelt in des Herzens Tiefe, ich vermag ſie nicht mehr aus der Seele zu bannen, und ſüße Ahnungen beſchleichen mein Innerſtes; ja, ja, ſo iſts — ich bin nicht mehr allein, ihr Blick — ihre Verlegenheit — ihr Beben — Alles, Alles, rief mir zu: Auf, Hermann, Du ſtehſt nicht mehr einſam auf der Erde, Du haſt nun Jemanden, für den Du kämpfen wirſt, ſie wird an Dich denken, ſie wird jubeln, wenn Du wiederkehrſt, ſie wird weinen, wenn Du fällſt — mein Himmel! Dieſes Götterauge wird um mich weinen — ſie wird ihre Gebete für mich zum Himmel ſenden, wird am Feſte aller Seelen zu meinem Grabe pilgern, wird Roſen auf daſſelbe pflan-

zen, wird ſie mit ihrem Thränenthau befeuchten! Mein Gott, Du haſt mir ein Herz geſendet, wende es mir auch in Liebe zu, denn ich — ich liebe ſie ſchon!"

Wird der Himmel die Bitte des jungen Landwehrmanns erhören? —

Welchen Eindruck brachte ſeine Erſcheinung auf das junge Mädchen hervor?

Roſa betrat ihr Zimmerchen — ſie — doch nein — wir haben jetzt andere Scenen zu ſchildern.

*

* *

Es iſt ſechs Uhr Abends.

Die Nacht iſt herangebrochen.

Auf dem Spitalsplatze beginnt es lebhafter zu werden, denn Schaaren von Neugierigen ſtrömen ins Ballet, um die reizendſte aller Tänzerinnen, die ſchöne Julie, in einer neuen Rolle zu bewundern.

Equipagen kommen und rollen wieder von dannen, Männer und Frauen kommen und gehen.

Düſterer Lampenſchimmer überzittert den Platz.

In der dunklen Ecke eines Hausvorſprunges lehnt ein Mann. Er iſt in einen weiten Mantel ge-

hüllt, dieſer ſowohl, als die Mütze auf dem Kopfe, geben ihm einen militairiſchen Anſtrich.

Das Auge dieſes Mannes iſt auf den Haupteingang des Kärnthnerthortheaters gerichtet.

„Sollte er heute wieder nicht kommen?“ fragte er ſich ſelbſt; „viermal harrte ich ſchon vergebens, er wird doch meine Einladung nicht ganz unberückſichtiget laſſen? Ha — was ſeh ich — mir däucht, er iſt es.“

Hermann ſtand mittten auf dem Spitalsplatze und ſah forſchend um ſich. Beim Eingange des Theaters hielt ein dritter Mann, welcher ihn feſt im Auge behielt.

Der Verhüllte näherte ſich dem Neffen des Kreuzwirthes, und liſpelte: „Ferdinand!“

Dieſer antwortete: „Ferdinand Miller!“

„Folgen Sie mir!“ ſprach der Erſtere.

Sie ſchritten durch das Kärnthnerthor, Hermann blickte verſtohlen zurück, der Mann vom Eingange folgte ihm nach.

Als ſie außen auf dem Glacis anlangten, nahm der Beſtellte das Wort: „Mein Herr, wollen Sie mich hier mit Ihrem Anliegen vertraut machen?“

„Hier iſt weder Ort noch Gelegenheit, vertrauen Sie mir, und beſteigen Sie mit mir meine Kutſche,

welche dort bei der Steinbrücke auf uns wartet."

Hermann dachte eine Weile nach, dann ſagte er: „Sie ſind ſehr geheimnißvoll, aber ich wüßte Nichts, was mich abhalten könnte. Ihnen zu folgen."

„Daran thun Sie ſehr Recht, mein Herr!"

So viel Mühe ſich Hermann auch gab, ſo konnte er von dem Fremden doch Nichts als ein ſtark bebartetes Geſicht entdecken, deſſen Züge hinter einem Wald von Haaren verſchwanden.

Sie langten bei der Kutſche an, es war ein altmodiſcher Rieſenkaſten, mit zwei kleinen Pferden beſpannt; der Kutſcher, zum Abfahren bereit, hielt die Zügel in den Händen.

Hermann blieb am Schlage ſtehn und ſprach:

„Wo wohnen Sie, mein Herr!"

„In der Währingergaſſe."

„Iſt es unumgänglich nothwendig, daß ich, um Ihr Anliegen zu erfahren, Ihnen dahin folge?"

„Ja, mein Herr!"

Hermann beſann ſich, ein Seitenblick zeigte ihm, daß der Dritte, welcher ihm bisher aus der Ferne gefolgt war, einen Fiaker beſtieg.

Nun ſprang auch er in die Kutſche, der Unbekannte folgte ihm, der Schlag fiel zu, die Pferde zogen an, und man fuhr von dannen.

Im Wagen herrſchte tiefes Schweigen, Hermann richtete ſein Auge aufs Fenſter, und bemerkte, daß dies aus geſchliffenem Glaſe beſtand, welches jeden Durchblick unmöglich machte. Dieſer neumodiſche Gebrauch bei einem ſo verjährten Fahrzeuge flößte ihm Mißtrauen ein, doch horchte er nach Außen, und wurde wieder beruhigt.

„Mein Herr," begann der Fremde, „ich will meine Unterhandlung mit Ihnen beginnen."

„Ich bin neugierig —"

„Sie ſind der Neffe des Kreuzwirthes zu Mariahilf?"

„So iſt es."

„Sie ſind Landwehrmann?"

„Ja, mein Herr."

„Sie ſind gut Oeſterreichiſch geſinnt?"

„Von ganzem Herzen."

„Sie haſſen alſo die Franzoſen?"

„Haſſen? O nein, ich bekämpfe ſie nur als Feinde meines Vaterlandes, aber ich haſſe ſie nicht."

„Wenn Sie nur Diejenigen bekämpfen wollen, die Feinde Ihres Vaterlandes ſind, ſo brauchen Sie nicht nach Frankreich zu gehen, ſondern Sie können gleich in Wien beginnen."

„Wie, in Wien?"

„Ja, mein Herr. Sagen Sie mir, wen halten Sie für den ärgſten Feind Ihres Vaterlandes? Nicht wahr, Denjenigen, der den Frieden nicht will, und das Verderben heraufbeſchwört, der den Krieg beginnt und deſſen Schrecken über Land und Volk ausſtreut. Sie ſind zu klug, um aus den jetzigen Rüſtungen Oeſterreichs nicht den Willen zu einem nahen Krieg zu erkennen; nun ſehen Sie, Niemand hat den Frieden ſo nothwendig, wie dieſes Land, aber es will ihn nicht, es brütet Krieg, es iſt ſein eigner, größter Feind."

„Mein Herr," antwortete Hermann, „Sie ſind ein Deutſcher, ſo viel ich zu urtheilen vermag; aber Sie ſprechen von unſerer Angelegenheit wie ein Franzoſe. Halten Sie die Ehre eines Landes für Nichts, oder glauben Sie, Oeſterreich ſolle die Schmach des Preßburger Friedens noch länger ertragen, und es ruhig mit anſehen, daß ein Mann, obwohl vor deſſen Genie ſich das Jahrhundert beugt, mit unumſchränkter Willkür über Länder und Fürſten verfüge, um ſich einen ganzen Welttheil zu erobern? — Und wenn es ſonſt keinen einzigen Grund gäbe, unſere Ehre allein ſchon fordert dieſen Krieg, um das Andenken von Auſterlitz vergeſſen zu machen."

„Und glauben Sie, daß dies jetzt der Fall ſein werde?"

„Ich hoffe! Der Oesterreicher, der Böhme, der Ungar, o es sind tapfere Nationen, aber sie brauchen Führer, doch ich bin zu unbedächtig, denn ich habe es mit einem Franzosenfreunde zu thun, und dem darf ich unsere schwache Seite nicht enthüllen. Ich ersuche Sie, Nichts mehr davon."

„Ich bitte mein Herr, bei diesem Punkte müssen wir bleiben, denn gerade dies ist meine Angelegenheit."

„Mein Herr — ich verstehe Sie nicht."

„Ich will Sie zum politischen Proselyten machen."

„Das wird Ihnen nicht gelingen."

„Dann mögte ich von Ihnen einige Fragen beantwortet erhalten, z. B. ich mögte wissen, ob im Laufe der vorigen Woche in dem Gasthause Ihres Onkels Fremde eingekehrt sind?"

„Fremde kehren bei uns täglich ein."

„Es sollen aber Tiroler sein."

„Tiroler?" fragte Hermann, und sein Herz begann heftiger zu pochen, denn er erinnerte sich des Auftrags seines Onkels, und beschloß behutsam zu sein.

„Nun, antworten Sie mir," drang sein Gefährte in ihn.

„Mein Herr," begann Hermann, „ich habe in

meinem Leben noch nie gelogen, ich gebe Ihnen daher mein Ehrenwort, daß weder in der vorigen, noch in dieſer Woche im Gaſthauſe meines Onkels Tiroler eingekehrt ſind."

Die Dunkelheit im Wagen geſtattete weder dem Einen noch dem Andern, die Wirkung zu beobachten, welche ſeine Rede auf den Gegner hervorbrachte, aber Hermann glaubte an ſeinem Gefährten einige Unruhe zu bemerken, und ſprach: „Erwarten Sie von dorther vielleicht irgend eine Nachricht?"

„Nein!" erwiederte dieſer ganz kurz, und ſprach dann bei ſich: „Sollte meine Nachricht, die ich erhalten, falſch ſein, oder ſollte ſich die Reiſe verzögert haben?"

Es trat wieder Schweigen ein.

Hermann horchte hinaus — er glaubte das Raſſeln eines nachfahrenden Wagens zu vernehmen.

„Mein Herr — ich glaube, wir ſollten ſchon lang in der Währingergaſſe ſein."

„Meinen Sie? Der Kutſcher hat vielleicht einen Umweg genommen."

„Ich will doch ſehen, wo wir uns befinden?"

Mit dieſen Worten erhob ſich Hermann, und wollte das Fenſter herablaſſen, aber es war vergebens.

Sein Gefährte benutzte dieſe Gelegenheit, und ſetzte ſich wie zufällig auf den Rückſitz, ſo daß er das Vis-à-vis des jungen Mannes wurde, dabei ſprach er ganz ruhig: „Bemühen Sie Sich nicht, mein Herr, dieſe Fenſter ſind nicht zum Herablaſſen, ſie ſind feſt.“

Hermanns Unruhe ſtieg, er ſuchte ſie jedoch zu verbergen und ließ ſich wieder nieder.

„Wollen wir unſere Verhandlung fortſetzen?“ fragte der Fremde.

„Nur zu, mein Herr.“

„Sie bleiben alſo bei Ihrer früheren Behauptung in Bezug auf die Ankunft der Tiroler?“

„Ja, mein Herr!“

„Sie geben mir Ihr Ehrenwort, daß Ihr Onkel ſie nicht in ſeinem Gaſthauſe empfangen?“

„Das kann ich mit ganzer Seele thun, aber mein Herr, jetzt erlauben Sie mir eine Frage: Wer ſind Sie, und was wollen Sie von mir? Ich habe Ihre Einladung angenommen, bin Ihnen zutrauensvoll gefolgt; Sie knüpfen mit mir eine Unterredung an, fordern Auskunft, und halten es nicht der Mühe werth, mich über Ihren Namen und Stand aufzuklären. Sind Beide von der Art, daß Sie ſelbe verheimlichen müſſen, ſo wird es beſſer ſein, Sie laſſen die Kutſche halten, und mich ausſteigen, denn in

dieſem Falle erhalten Sie von mir keine Antwort mehr.“

Der Andere antwortete: „Was nützt es Ihnen, im jetzigen Augenblicke von mir Namen und Stand wiſſen zu wollen, Sie müßten doch mit jeder Auskunft zufrieden ſein.“

„Ich müßte?“

„Sie ſehen, ich bin aufrichtig, denn ich hätte Sie ja mit Erdichtungen abſpeiſen können.“

„Und mich belügen!“

„Daß ich dies nicht wollte, iſt ein Beweis, daß ich ſchwieg.“

Hermann horchte nach Außen, zu ſeinem größten Schrecken bemerkte er, daß der Wagen nicht mehr über Pflaſterſteine, ſondern über gefrornen, holprigen Grund rollte. Man mußte ſich alſo bereits außerhalb der Linien befinden.

„Mein Herr,“ begann der junge Mann, „Sie wollen kein Lügner ſein, und ſind mir gegenüber doch zum Lügner geworden; Sie gaben an, daß wir nach der Währinger Gaſſe fahren, und nun befinden wir uns bereits auf offener, freier Straße.“

„Sie haben nicht Unrecht,“ lautete die Antwort, „aber warum ſchelten Sie die kleine Täuſchung eine Lüge? Wir beenden unſer Geſchäft im Wagen, und ſind wir damit zu meiner Zufriedenheit zu Ende ge-

kommen, so werden Sie wohlbehalten vor dem Hause Ihres Onkels abgesetzt."

„Und wenn dies nicht der Fall wäre?"

„Dann müßten Sie es Sich wohl gefallen lassen, von hier aus zu Fuß nach Wien zu wandern."

„Mein Herr Sie werden unverschämt —"

„Bleiben Sie ruhig."

„Glauben Sie, ein Kind vor sich zu haben, mit dem Sie nach Willkür schalten und walten können? Hören Sie mich an; wenn Sie das sind, wofür ich Sie Ihren Gesinnungen und Reden nach zu halten berechtigt bin, so sage ich Ihnen ganz kurz, daß ich ein Wiener Landwehrmann bin, und wenn Sie die letzten Wochen in unserer Stadt zubrachten, so werden Sie am Besten wissen, welche Gesinnung ich als solcher hege, und daß meine Liebe und Treue zum Vaterlande eben so unerschütterlich wie mein Glaube ist. Ich werde daher mit Ihnen eben so wenig in irgend eine nähere Verbindung, oder gar in ein freundschaftliches Verhältniß treten, eben so wenig sage ich, als ich mich zum Verräther dessen hergebe, was in dem Hause meines Onkels vorgeht."

„Sie sind nicht klug, Herr Hermann," versetzte der Andere, „Sie müssen die Zukunft erwägen, um zweckmäßig und politisch zu handeln. Der Krieg wird

im Frühjahre beginnen, Oeſterreich wird wie immer unterliegen, und Sie verſäumen jetzt die Gelegenheit, ſich die Neigung des künftigen Herrn zu ſichern."

„Elender!" rief Hermann entrüſtet aus, und ſprang auf, um den Schlag zu öffnen, der Andere ließ ihn gewähren, dann ſprach er kalt und ruhig: „Bemühen Sie Sich nicht, mein Herr, dieſen Ausgang vermag nur ich zu erſchließen."

Der junge Mann ließ ſich Etwas beſchämt nieder, und athmete ſchwer auf.

„Sind Sie geneigt, mich anzuhören?"

„Unter keiner Bedingung!" rief der Neffe des Kreuzwirthes.

„Thun Sie es gutwillig, oder —"

„Nun weiter — was wollen Sie mit dem Oder —"

„Sie ſind in meiner Gewalt."

„Meinen Sie?"

Die Ruhe, mit welcher der junge Mann dieſe Worte ausſprach, fiel dem Andern auf, er fuhr fort: „Wir befinden uns mitten in der Nacht auf offener Straße, wir fahren einem geheimen Zufluchtsort zu —"

„Den ich aber mit Ihnen nicht erreichen werde!" rief Hermann und griff in ſeinen Rock.

„Was ſuchen Sie, mein Herr?"

„Mein Himmel!" ſtotterte der Andere, noch immer umhertappend.

„Ah, ich weiß ſchon," rief ſein Gefährte, „Sie werden wahrſcheinlich Ihr Terzerol ſuchen, es iſt Ihnen vorhin, als Sie Sich mit dem Oeffnen des Schlages beſchäftigten, aus der Taſche gefallen, und ich war ſo gefällig, es aufzuheben."

„Elender!" rief der junge Mann, „Sie meinten mich wahrſcheinlich jedes Schutzes zu berauben, indem Sie mir die Waffe ſtahlen! Aber Sie täuſchen Sich, meine Vorſicht war zu groß. Sie glauben mit mir allein auf der nächtlichen Fahrt zu ſein, aber Sie irren Sich —"

Der Fremde ſprang empor, drückte an eine Feder, das Fenſter des Schlages raſſelte herab, er ſah hinaus, und gewahrte eine Kaleſche der ſeinen hart auf der Spur folgend. In dieſem Augenblicke ſchrie Hermann mit überlauter Stimme: „Zu Hilfe."

Der Andere zog ſich raſch in den Kaſten zurück und rief mit drohender Geberde: „Still — keinen Laut mehr — oder ich jage Ihnen eine Kugel durch den Kopf —"

„Schieß zu, Verdammter!" entgegnete Her-

mann, „denn dieſer Schuß wird meinem Freunde als ein Zeichen der Gefahr gelten, und Du biſt verrathen.“

Dann rief er wie früher: „Zu Hilfe — zu Hilfe!“

„Verdammt!“ murmelte der Fremde, „ich muß zum letzten Mittel greifen, oder ich bin verrathen.“

Der Wagen fuhr in Folge des Auftrittes in demſelben noch raſcher wie früher — der Gefährte Hermanns faßte den Rückſitz feſt, ſtieß mit dem Fuße an den Boden des Kaſtens, ein heftiger Druck erfolgt, und in demſelben Augenblicke theilt ſich der Kaſten in zwei Hälften, das Hintergeſtell blieb zurück, und das Vordere raſſelt um ſo ſchneller von dannen.

Hermann ſtürzte mit einem Schrei zu Boden — ein Schuß fällt — der Fiaker rollt heran — er hält — der Schlag fliegt auf — und Peter Thell ſtürzte aus demſelben.

„Biſt Du verwundet?“ rief er dem Freunde zu —

„Ich glaube nicht,“ ſtammelte dieſer ſich erholend, „wo befinden wir uns?“

„Jenſeits des Wienerberges in der Nähe von Neudorf. Aber wer —“

„Keine Fragen lieber Freund, laß uns raſch Deinen Wagen beſteigen, und heim eilen.“

Die beiden jungen Leute fuhren im Fiaker wieder zurück nach Wien.

V.

Wir verſetzen unſere Leſer in die Wohnung des Herrn Egidius Brenner. Dieſe befand ſich auf dem Schottenfelde in der Nähe des berühmten Apollo-ſaales.

Seitdem er die Bekanntſchaft der Trödlerin gemacht hatte, ſuchte er ihre Nähe und bezog daher dieſes von der Stadt mehr entfernte Logis. Es beſtand aus zwei Zimmerchen, leidlich eingerichtet, die jedoch, wenn man ſie betrat, alſogleich die Junggeſellenwirthſchaft verriethen. Wie konnte es auch anders ſein? Herr Brenner hielt keinen Diener, und begnügte ſich mit einer alten Frau, welche in der Woche einige Male zu ihm kam, um aufzuräumen. Die Koſt nahm er im Gaſthauſe, und die übrigen häuslichen Dienſte verſah er in höchſteigener Perſon.

Indem wir daher seine Wohnung betreten, finden wir sie unaufgeräumt und in größter Unordnung. Das Lager ist noch immer so, wie er es verlassen, die Kleider hängen umher, Papierschnitzel liegen auf dem Boden, ein Leuchter mit tief herabgebrannter Kerze steht neben dem Bette auf einem Stuhl, die Kästen sind voll Staub, Stiefel und Schuhe unausgebürstet, und ein Wasserkrug steht mitten im Zimmer. Diese Unordnung irrte aber den Eigenthümer nicht, er schien daran gewöhnt zu sein, denn er saß ganz ruhig am Tische und schrieb. Vor ihm lag sein Hausbuch, welches seine Rechnungen enthielt, die er jetzt eben in Ordnung zu bringen gedachte. Die Arbeit war zu Ende und der hoffnungsvolle Freier mit dem Ergebnisse sehr zufrieden.

Als Herr Egidius sich vom Sitze erhob, trat seine alte Hebe ins Zimmer, und übergab ihm eine kleine Schatulle, welche ihr von einem Mädchen zur Uebergabe an Herrn Brenner eingehändigt worden war.

Der Junggeselle übernahm das Ueberbrachte ganz freudig, denn er dachte nichts Anderes, als daß Frau Konrad ihn durch irgend ein Geschenk überraschen wolle, und öffnete es.

Wer schildert aber sein Staunen, als er aus

der Schatulle einen Gegenstand zog, den er am Allerwenigsten darin zu finden vermuthet hatte.

Es war ein niedlicher Hasenfuß, mit einem rosenfarbigen Bändchen umschlungen, an dem ein Papiertäfelchen hing, auf welchem, ganz nett geschrieben, zu lesen war:

„Da Du willst ins Feld nicht wandern,
Sucht ein Hasenfuß den Andern!"

Egidius, welcher gleich ahnte, von wem der Spaß herrühre, lächelte spöttisch vor sich hin und lispelte: „Schlechter Witz!" dann trat er ans Fenster und warf den geplünderten Hasenfuß auf die Straße. Aber wenn Herr Brenner glaubte, die Sache sei damit abgethan, so irrte er sehr, denn als er an demselben Abende nach Hause kam, und die von seiner Waschfrau überbrachte Wäsche musterte, steckte zwischen derselben der nämliche Hasenfuß, abermals mit einem Rosaband umschlungen, und auf einem neuen Papiertäfelchen war zu lesen:

„Ich und Du wir sind ja Zwei,
Einer bleibt dem Andern treu!"

Frau Konrads Freier schüttelte den Kopf, riß Band und Papier von dem Hasenfuß, eilte hinaus auf den Gang und schleuderte das unwillkommene

Geſchenk über die Mauer in den Garten, dabei brummte er: „Nun könnt Ihr den Haſenfuß lang genug ſuchen; ich werde deshalb doch kein Landwehrmann, ich wüßte nicht, warum ich mich für andere Leute ſollte todt ſchießen laſſen!“

Er dachte der Neckerei nicht wieder, als er jedoch am nächſten Abend nach Hauſe kam und ſeine Thüre öffnen wollte, tappte er mit der Hand an einen haarigen Gegenſtand, den er unwillkürlich faſſen mußte. Beim Lichte beſehen, erkannte er wieder denſelben Haſenfuß, der ganz auf die frühere Weiſe aufgeputzt war. Auf dem Täfelchen ſtand geſchrieben:

„Bleibe mein, in Freud und Scherz,
O, mein Bruder Haſenherz!“

Brenner wurde zornig und ging mit langen Schritten auf und nieder; er beſchloß, ſich am nächſten Morgen vor Allem zu überzeugen, ob denn der Haſenfuß auch wirklich immer derſelbe, oder nur ein ähnlicher ſei; war das Erſtere der Fall, ſo hatte er es mit einem halsſtarrigen Gegner zu thun, deſſen er ſich nicht ſo leicht entledigen zu können fürchtete. Mit Unruhe ſah er dem nächſten Morgen entgegen und kaum war dieſer herangebrochen, ſo eilte er in den Garten, wohin er am Tage früher das Corpus de-

licii geſchleudert hatte; er ſpähte lang genug umher, aber vergebens, der frühere Haſenfuß war verſchwunden, er hatte alſo geſtern ein und denſelben Haſenfuß zum dritten Male erhalten.

„Ich will dem verdammten Kanonier die Luſt ſchon verleiden, ſeine Neckerei fortzuſetzen," brummte Egidius zornig vor ſich hin, „ich will den Haſenfuß ſchon wohin bringen, wo er ihn gewiß nicht wiederfinden ſoll."

Er wartete den nächſten Abend ab, und als es zu dunkeln begann, ſchlich er heimlich wie ein Dieb unter den Thorweg des Hauſes, blickte vorſichtig um ſich, ob er nicht bemerkt werde, und ſchob den Haſenfuß durch das Gitter, welches eine Oeffnung in den Keller verwahrte, dann erhob er ſich raſch und eilte ganz glücklich von dannen.

Die Unruhe, die ihm dieſe Neckerei verurſacht hatte, war nun gebannt; ein Stein fiel ihm vom Herzen; nun konnte Herr Eiche den Haſenfuß lange genug ſuchen, denn daß er es war, von dem dieſe Erfindung kam, das bezweifelte Egidius nimmer. Aber noch eine andere Demüthigung hatte ſein Feind über ihn verhängt. Wie wir wiſſen, war Egidius bereits aus dem Kreiſe der Stammgäſte im Kreuzwirthshauſe verbannt, das kränkte ihn aber nicht ſehr, er ging in ein anderes Gaſthaus. Doch ſchon beim

nächſten Beſuche weigerte ſich der Gaſtwirth, ihn zu bedienen, indem er äußerte, daß ſein Haus nur guten Patrioten offen ſtehe! — Brenner bieb aus und wählte wieder ein anderes Gaſthaus, allein hier erging es ihm eben ſo, überall, wo er ſich das zweite oder dritte Mal ſehen ließ, mied man ihn und wies ihn aus, er war geächtet!

Einen Andern hätte das gekränkt, ergriffen, aber Egidius war ein Krainer, d. h. er war ſtumpf und boshaft. „Mag er immerhin meine Schritte verfolgen," murmelte er, „mag er mich verläumden, es gibt in Wien zwei und dreißig Vorſtädte, und Gaſthäuſer genug, ein Mal wird es ihm doch zu viel werden."

Die Zukunft wird uns lehren, in wie ferne ihn ſeine Hoffnung trog oder nicht.

Frau Servatia hatte zwar von ihrem Zukünftigen den Vorfall beim Kreuzwirthe erfahren, aber die bisherige Verfolgung hatte er ihr verſchwiegen, die Urſache hievon wiſſen wir unſern Leſern nicht anzugeben. Schaam kann es nicht geweſen ſein, denn dieſe hätte Ehrgefühl vorausſetzen müſſen, und letzteres beſaß Herr Egidius nicht; wir wollen darüber auch gar nicht weiter nachdenken, denn die Vorſehung und der alte Kanonier hatten es anders beſchloſſen, Frau Teufel ſollte bald Alles erfahren.

Es war an einem Sonntage, Herr Brenner befand ſich als Gaſt bei ſeiner Dame, und Schani war beim nachmittägigen Kaffeetiſche der Dritte im Bunde.

Nach einer Weile trat ein Mann in die Stube und ſprach: „Ich bitte um Vergebung, iſt der Herr Egidius Brenner hier?“

„Ja!“ erwiderte Frau Konrad, „da iſt er, was wünſchen Sie von ihm?“

„Ich habe ihm dies hier zu übergeben!“

Damit überreichte er dem Krainer ein Päckchen, und entfernte ſich.

Egidius hielt es zitternd in der Hand, er ahnte bereits, was es enthalten werde.

Seine Verlegenheit fiel der Dame des Hauſes auf, ein Gedanke durchblitzte ihre Seele, die Eiferſucht wurde wach; es iſt, es kann nichts Anderes ſein, der Ungetreue hat von irgend einem Frauenzimmer ein Liebesgeſchenk erhalten, und der Poſtillon d'Amour war dumm genug, ihn hier aufzuſuchen, und es ihm hier zu übergeben.

„Was haben Sie hier, lieber Egidi?“ begann ſie mit einem Ton, der mehr Teufliſches als Konradiſches an ſich hatte.

„Nichts — gar Nichts, liebe Servatia —“

„Ah ſo — ein Geheimniß. Nun, wenn ich

ſchon nicht wiſſen darf, was das Päckchen enthält, ſo mögte ich doch wiſſen, wer der Abſender deſſelben iſt?"

„Wahrhaftig, Niemand, der Sie intereſſiren könnte."

„Wirklich nicht? Ei ſieh doch! Und warum dabei ſo verlegen, Herr Brenner?"

„Liebe Servatia, Sie thun mir Unrecht, ich verſichere Sie —"

„Hören Sie auf, Sie Falſcher, ich nehme keine Ercüſe, keine Vertheidigung an, Sie öffnen in dieſem Augenblicke das Päckchen, oder Sie betreten mein Haus nicht wieder."

Die Dame war ſehr ſtreng — Brenner befand ſich in arger Verlegenheit, was ſollte er thun? Wollte er die vortheilhafte Partie nicht verlieren, ſo mußte er nachgeben.

„Ich muß Ihnen aber erzählen —" begann er ſtotternd.

„Nichts, kein Wort, ich will Nichts hören," gebot Frau Konrad, welche vermeinte, irgend ein Liebesabenteuer anhören zu müſſen, „ich will nur ſehen, öffnen Sie das Päckchen!"

Egidius wiſchte ſich den Schweiß von der Stirn, und ſprach reſignirend: „Sie zwingen Sich, ſtreng gegen mich zu ſein; wohlan! Sie ſollen Sich

überzeugen, wie himmelschreiend Unrecht Sie mir thun."

Mit zitternder Hand öffnet er das Päckchen, Frau Teufel droht den Inhalt mit gierigen Blicken zu verschlingen, Schani stand rückwärts auf dem Sessel, und steckte den Kopf hinter der Mutter hervor, indem er sein Kinn auf ihre linke Schulter stützte.

Die Scene wäre eines Dannhausers würdig gewesen!

„Frau Konrad, innig geliebte Servatia," bat Brenner noch einmal, „nehmen Sie Ihr Wort zurück, es wird Ihnen wehe thun, mich so verkannt, mich so gekränkt zu haben!"

„Ich will nur sehen, und Nichts hören!" widerholte die Dame ihren richterlichen Entschluß, und zwar in einem so feierlichen Tone, als ob sie eben den schwarzen Stab gebrochen und gesprochen hätte: „Bei Gott ist Gnade!"

Egidius Hand zitterte, die Hülle des Päckchens fiel, Frau Teufel haschte nach der Inlage und bekam mit Staunen einen Hasenfuß in die Hand. Es war dasselbe Corpus delicti, wieder mit dem rothen Bändchen aufgeputzt, und mit dem Täfelchen versehen. Sie blickte dieses näher an und las laut:

„Haſt mich wieder, hopſaſa,
Haſenfuß iſt immer da!“

Schani hatte den Vers kaum vernommen, als er vom Seſſel ſprang, im Zimmer herumhüpfte, in die Hände klatſchte, und dabei immer in ſingendem Tone widerholte, „Haſt mich wieder, hopſaſa, Haſenfuß iſt immer da, Haſenfuß iſt immer da, iſt immer da, Haſenfuß iſt immer da!“

Es war für Egidius ein qualvoller Augenblick.

Dame Konrad blickte ihn fragend an, und er erwiderte: „Ich habe Ihnen im Voraus geſagt, daß es ſo kommen würde, allein Sie wollten mich nicht hören; entfernen Sie das Kind, und ich will Ihnen Alles erzählen.“

Es koſtete viel Mühe, bis man Herrn Schani aus dem Zimmer brachte, er ging aber nicht, ohne früher der Mama den Haſenfuß aus der Hand gewunden zu haben, mit dem er hinaus rannte, während man ihn noch lange darauf in ſingendem Tone wiederholen hörte: „Haſt mich wieder, hopſaſa, Haſenfuß iſt immer da!“

Egidius erzählte nun ſeiner Dame die erdulbeten Neckereien; ſie lächelte Anfangs, nahm am Ende die Sache ganz leicht, und meinte, der boshafte Kanonier werde das Aufſuchen des Haſenfußes nur zu

bald satt bekommen, und die Neckerei werde dann ein Ende nehmen. „Glauben Sie mir sicher, lieber Egidi," setzte sie hinzu, „es ist nur der Neid, welcher ihn so handeln läßt. Er beneidet Sie um Ihr erworbenes Kapitälchen, er beneidet Sie um" — sie wurde verlegen und schlug die Augen zu Boden, denn die Bescheidene hatte nur sagen wollen; um mich, aber sie änderte ihre Worte, indem sie fortfuhr: „Ja gewiß, er beneidet Sie um das gute Einverständniß, in welchem Sie mit mir leben, und das ist das Ganze. Gedulden Sie Sich, sein Eifer wird erkalten, und Sie werden triumphirend als Sieger auf dem Platze bleiben."

Der Friede zwischen den Liebenden war geschlossen, die Dame sah ihre Voreiligkeit ein, gestand und bereute sie; Herr Brenner schwelgte im Genusse seiner Unschuld, und drückte die Trödlerin im Entzücken an seine Brust, die zärtliche Scene wurde erst durch Schani unterbrochen, welcher, ein Sechskreuzerstück in der Hand, bei der Thüre hereinsprang.

„Mama, da, da schau her, was ich bekommen habe!"

„Was, Geld?"

„Ja, Mama —"

„Von wem?"

„Von einem Herrn. Er hat mir den Sechſer geſchenkt und ich —"

„Nun, und Du?"

„Ich hab ihm dafür den Haſenfuß gegeben."

„Den Haſenfuß!" riefen die Liebenden zugleich aus, und Egidius ſeufzte tief auf.

Schani aber hüpfte und rief: „Ja, den Sechſer für den Haſenfuß — Haſt mich wieder, hopſaſa, Haſenfuß iſt immer da, iſt immer da!"

*

* *

Der Verlauf unſerer Erzählung führt uns in das bekannte Haus in der Schmalzhofgaſſe. Es iſt an demſelben Sonntage. Wir betreten das Hofzimmerchen Roſa's.

Wie nett, wie reinlich ſah es in dem kleinen Raume aus!

Eine braun angeſtrichene Bettſtelle, ein hochaufgebauſchtes Lager, ein Tiſch, zwei Stühle, ein Kanapee, ein Kaſten, ein Spiegel und ein Madonnenbild, das war die ganze Einrichtung, nicht zu vergeſſen das kleine Blechöfchen, welches in der Ecke ſtand, und deſſen Rohre durch die Mauer gingen, um außen in der Küche den Rauch auszuſtrömen.

Wie geſagt, es war ein nettes, liebes Zimmer! —

Außen iſt ein unfreundlicher Nachmittag — man befand ſich gerade in den erſten Tagen des Februars — aber drinnen iſts warm, im Ofen flackert ein luſtiges Feuer, und unter demſelben liegt noch Holz vorräthig, denn Roſa durfte nur in Herrn Duſchels reichverſehene Vorrathskammer hinab gehen und heraufholen, ſo viel ſie nöthig hatte. — Sie mußte ſich's geſtehen, ſie war in dieſer, wie in jeder anderen Beziehung recht gut geborgen; ſie hatte Beſchäftigung im Ueberfluß und keine anderen Sorgen, als ihren Bruder zu finden.

Das Mädchen ſitzt am Fenſter und lieſt in einem Buche, aber nicht lange bleibt ſie allein, denn bald darauf tritt Hermann ins Zimmer. Der Empfang iſt ein freundlicher, denn der junge Mann war ſeit ihrer Anweſenheit in dieſem Hauſe ſchon einige Male zum Beſuche erſchienen; die Jungfrau hatte ihn mit der Urſache ihrer Reiſe bekannt gemacht, und er verſprach ihr, keine Mühe zu ſcheuen, um den Bruder aufzufinden. Das erſte Mal empfing ſie in Hermann nur den Neffen ihres Wohlthäters, denn das war ja Herr Duſchel immer, aber die Art, wie ſie ihn entließ und wieder empfing, verrieth hinlänglich

eine gewiſſe einladende Herzlichkeit, die zu ſehr die Verrätherin ihrer Gefühle wurde.

Hermann brachte Etwas in einem Tuche mit, das gleich bei ſeinem Eintreten Roſa's Aufmerkſamkeit erregte, und den Anknüpfungspunkt des Geſpräches bildete.

„Was bringen Sie hier, Herr Hermann?" fragte ſie mit liebenswürdiger Neugierde.

„Nun, was meinen Sie wohl, Mamſell Roſa, was kann in dem Tuche verborgen ſein? —"

„Laſſen Sie mich es betaſten."

„I bewahre, dann hätten Sie es gleich heraus, ich will aber, daß Sie es errathen."

„Errathen? Ach, im Errathen bin ich ſehr ſchwach; aber warten Sie, laſſen Sie mich einmal das Ding näher betrachten, ſpannen Sie doch gefälligſt das Tuch, ein Wenig beſſer — ſo — es iſt viereckig — doch — halt — ich höre ein Räuſpern — ach, ich hab's, ich hab's, es iſt ein Vogelbauer mit einem Vogel."

Und das war es auch, die Freude der Jungfrau war außerordentlich.

„Sie haben Sich bei meinem letzten Beſuche geäußert," nahm Hermann das Wort, „daß ſie allein ſeien, ich nahm mir Ihre Klage zu Herzen, und bringe Ihnen Geſellſchaft."

Rosa schlug ihr Auge auf, und ließ es einen Augenblick lang mit Herzlichkeit auf ihm ruhen, dann dehnten sich die rosigen Lippen zum schelmischen Lächeln, und sie sprach:

„Schönen Dank für die Gesellschaft, sie ist freilich ein Bischen flatterhaft, aber diesen Vogel erkennt man wenigstens an seinen Federn, es ist eine liebe, scheckige Meise mit einem schwarzen Kopfe, und die schwarzen Köpfe liebe ich."

„Sie lieben sie!" rief Hermann rasch und faßte ihre Hand.

„Nun ja," entgegnete sie schelmisch und entzog ihm sanft ihre Rechte, „ich liebe die schwarzen Köpfe, aber jene mit Federn — doch warten Sie, jetzt muß ich meinem neuen Miethbewohner seinen Platz anweisen."

„Hängen Sie ihn hierher!" meinte Hermann, indem er über den Sitz hinwies, welchen sie gewöhnlich einnahm.

„Bewahre," rief die Jungfrau, „das wäre ein Bischen zu nahe, ich will ihn hierher placiren."

„So weit von Ihnen?" fragte Hermann traurig.

Rosa entgegnete: „Ja, es bleibt dabei, mir gegenüber, daß ich ihn immer vor Augen habe."

Der junge Mann lächelte ihr dankbar zu, und sie versetzte rasch: „Das ist bei so beflügelten Dingerchen sehr nothwendig."

Die Meise hing bald an dem bestimmten Platze, Rosa nickte zufrieden hinauf und sagte: „So, jetzt sind wir unser Zwei, wir wollen uns schon miteinander vertragen. Und nun, Herr Hermann, nehmen Sie Platz, dort — dort auf dem Kanapee — so, mein Herr, und sagen Sie mir, womit soll ich Ihnen für Ihre zarte Aufmerksamkeit danken?"

„Womit?" fragte der junge Mann innig und wollte ihre Hand fassen, aber sie rief: „Ich hab's, — ich hab's — heute ist Sonntag — Sie werden bei mir ein Schälchen Kaffee trinken, und zwar einen recht heißen, damit Sie Sich nicht beklagen können, daß mein Dank kalt gewesen sei."

Kaum gesprochen, schritt sie auch schon zur Ausführung, da half keine Widerrede von Seite des jungen Mannes, welcher lächelnd und mit herzlichen Blicken der liebenswürdigen Geschäftigkeit der Unwiderstehlichen zusah. Es war ein eigener Zauber, der in ihrem Tone, in ihren Worten, in ihren Geberden lag, sie wußte mit einer so angebornen Natürlichkeit anzuziehen und fern zu halten, daß man wie in einen Irrgarten von Gang zu Gang eilte, und eben so wenig vorwärts als rückwärts kam. Im Nu war

ſie beim Ofen, und hatte friſch Holz aufgelegt, die Flamme loderte heller empor; Roſa eilte in die Küche, und brachte ein Töpfchen, welches ans Feuer geſtellt wurde, dann nahm ſie ein zweites Töpfchen, das mit Milch gefüllt vor dem Fenſter ſtand, und ſetzte es auf den Ofen.

„So," ſprach ſie, „jetzt wollen wir den Kaffee mahlen."

Sie eilte zum Kaſten, nahm aus demſelben die Kaffeemühle und eine weißblecherne Büchſe, in welcher ſich die gebrannten Bohnen befanden. Im Nu ſaß ſie auf einem Stuhle, hatte die Mühle im Schooß und begann emſig zu mahlen.

„Hören Sie," wendete ſie ſich zu Hermann, „im Ofen broddelt's ſchon, Sie glauben gar nicht, wie ſchnell dort drinnen Alles kocht."

Drauf eilte ſie mit dem Kaffeeſtaub zum Oefchen und ſchüttelte ihn in den kochenden Sud, einige Augenblicke und der Mokkatrank ſtand, durch kaltes Waſſer angeſchreckt, auf dem Tiſche. Mittlerweile hatte ſie auch ſchon die Milch an die Glut geſtellt, und bewachte ſie, auf dem Schemel ſitzend, bei offenem Thürchen, damit ſie ja nicht überſtröme. Der Anblick, wie die Reizende ſo da ſaß, von der Geſchäftigkeit Etwas erhitzt, das Antlitz von dem herausſtauchenden Wiederſchein der Glut noch mehr ge-

röthet, wäre eines Malers würdig gewesen, der es verstanden hätte, durch seine Farbenmischung eine Rose im Abendrothstrahl der untergehenden Sonne auf Leinwand zu zaubern.

Auch die Milch stand auf dem Tische — dieser wurde mit einem Tuche überdeckt, die Jungfrau holte eine kleine Zuckerdose und zwei Porcellänschalen aus dem Kasten.

Hermanns Blick ruhte auf den Schalen, Rosa bemerkte dies und sprach: „Diese beiden Tassen sind ein Erbtheil von meiner seligen Mutter, diese hier war ihre Lieblingsschale, und Sie mein Herr, sind der Erste, der sie seit ihrem Tode benutzt."

„Welch eine wehmüthige Erinnerung!"

Sie senkte den Blick, um die Thräne zu verbergen, welche in dem Kohlenauge zitterte.

„Rosa — theure Rosa —"

„Nicht doch, mein Herr," bat die Jungfrau mit flehender Geberde, „sie hat mich verlassen — ich bin eine arme Waise — für die der liebe Himmel schon sorgen wird!"

Sie strich sich mit der Hand über die Augen, und fuhr fort, nicht ohne Zwang in ihre frühere Laune einlenkend: „Lassen Sie mich den Kaffee einschenken, er wird ja sonst kalt. —"

Die Tassen waren gefüllt.

„Hier, mein Herr, ist der Zucker —"

„Wollen Sie nicht die Güte haben, mir den Zucker zuzutheilen?"

„Warum denn ich?"

„Weil ich wünsche, daß Sie mir den Kaffee und das Leben versüßen mögen."

„Den Kaffee, meinethalben, — eins, zwei, drei Stückchen, haben Sie genug?"

„Ich glaube, es wird hinlänglich sein."

„Und nun — sagen Sie mir doch, wie mundet Ihnen mein Machwerk?"

„Sehr gut."

„Das hab' ich erwartet — ich trinke selten Kaffee, aber wenn ich dazu komme, so knausere ich nicht; doch nun, mein Herr, kommt die Reihe an Sie, Sie haben lang genug still und träge da gesessen, nun lassen Sie mich auch Etwas hören, erzählen Sie, reden Sie, sprechen Sie, wir sind so traulich beisammen, in meinem Zimmerchen ist's so heimlich, daß es mir so vorkömmt, als ob ich hier ganz zu Hause wäre."

„Sie haben Recht, liebe Rosa, ich fühle mich auch so, ich erinnere mich, einmal ein Liedchen gehört zu haben, welches so traulich klingt, daß es unserer Lage ganz angemessen ist."

„Lassen Sie es hören."

„Aber ich bin kein Sänger —“

„Das hat Nichts auf ſich, ſprechen Sie es!“

„Ich will's verſuchen, das Gedichtchen iſt ganz kurz und hat nur drei Strophen. Hören Sie:“

1.

„Stell' das Sofa zum Kamine,
Friſch mein Liebchen, ohne Zaudern;
Laß uns ſüßen Mokka ſchlürfen,
Laß uns von der Liebe plaudern“

2.

„Spar nicht Holz, mein ſüßes Leben,
Sind wir ſelten doch beiſammen;
Puſte raſch die Glut zur Lohe,
Luſtig, luſtig, lodert Flammen!“

3.

„Ach, das Holz, 's mag nicht brennen,
Keine Glut vermags zu zünden,
Kalt im Ofen, kalt im Herzen
Ach, wo werd' ich Wärme finden?“

„Das Liedchen iſt nicht übel,“ rief Roſa, „aber es paßt nicht auf unſere Lage, denn in dieſem Oefchen iſts nicht kalt, dafür ſorgt ſchon Ihr gütiger Herr Onkel.“

„Aber in dieſem Herzen!“ unterbrach ſie der

junge Mann, indem er seine Hand an ihr Herz legte.

„Kalt?" entgegnete die Jungfrau ernst, „Sie thun mir Unrecht, kalt ists in meinem Herzen nie gewesen. Ich bin als Kind mit inniger Liebe an meinem Bruder gehangen, ich habe meine Mutter verehrt und bin immer mit der heißesten Zärtlichkeit an ihrem Herzen gelegen, und selbst Sie, mein Herr, können Sich nicht beklagen, daß ich Sie mit Kälte empfangen; hätte Ihre Erscheinung mir kein Vertrauen eingeflößt, ich würde es Ihnen nie gestattet haben, Sich mir zu nähern, und selbst wenn Sie der Sohn meines Wohlthäters gewesen wären."

Eine ehrfurchtgebietende Hoheit thronte in diesem Augenblicke auf dem Antlitze Rosa's, Hermann schaute trunken in das glühende Auge, in diesem Momente war er der Dürftige, der flehend vor dem gnadenspendenden Seraph stand.

„Sie werden also einsehen, daß mein Herz nicht kalt gegen Sie ist, nicht wahr, Hermann, Sie sehen es ein?"

Bei diesen Worten durchfuhr ihn ein freudiger Schreck, das trauliche Wort, der gefühlvolle Ton, sie schlugen mächtig an sein Herz und erschütterten es.

„Rosa," stotterte er, „ich sehe es ein — aber —"

„Kein aber, verkennen Sie mich nicht, Hermann, und erschweren Sie mir nicht den Aufenthalt in dem Hause Ihres Onkels. Sie sind gut, gefühlvoll, erwägen Sie meine Lage, und vergessen Sie die arme Waise nicht."

Sie reichte ihm selbst die Hand, er faßte sie und preßte einen glühenden Kuß darauf, indem er sprach: „Ich — Sie vergessen — nie, nie, so lange ich lebe!"

Der Abend war herangeschlichen, unbemerkt, so wie Jemand, der sich in eine Gesellschaft stiehlt, wo er ein unliebsamer Gast zu werden fürchtet. Rosa bemerkte es zuerst.

„Es beginnt zu dunkeln!" hob sie an, und Hermann, ihren stillen Wunsch ahnend, machte sich wegfertig.

„Leben Sie wohl, theure Rosa."

„Gute Nacht."

„Wenn Sie wüßten, wie schwer es mir immer wird, von Ihnen zu gehen."

„Sind Sie so gerne in meiner Gesellschaft?"

„Sie können noch fragen?"

„Ich frage, weil ich die bejahende Antwort gern höre. Gute Nacht!"

„Tauſend gute Nacht.“

Er ſchied.

Roſa ſtand noch immer vor der geſchloſſenen Thüre; ihr Auge füllte ſich mit Thränen, aber es waren nicht jene bitteren Tropfen, welche der Schmerz aus dem Buſen ſaugt, es war nicht jenes ätzende Naß, welches unter Weh emporklimmt, und unter Weh aus dem Auge rollt; o nein, ein ſüßer, wonniger Perlenthau, der mild wie Milch aus dem Strom des Herzens fließt, der rein und ſilbern aus dem Auge quillt, es waren Thränen der Freude!

„Er liebt mich,“ ſprach ſie zu ſich, „er liebt mich, er kann es nicht verbergen, und ich — ich hab's nicht hören wollen, das ſüße Wort; ich hab mich gezwungen, den Strom ſeines Gefühles durch kalte Reden einzudämmen, ihn durch Heiterkeit vom Geſtändniß abzulenken, und warum — warum that ich es? Iſt ſein Blick nicht offen, zeigt ſein Herz ſich nicht immer ohne Trug und Falſch, iſt er nicht gut — lieb — ſehr lieb? — Hermann! Wie noch kein Mann im Leben, ſo ſtehſt Du vor mir, Du biſt der Erſte, deſſen Anblick mein Herz erwärmt, Du biſt der Erſte, deſſen Worten meine Bruſt ſich aufgethan, Du biſt der Erſte, dem ich glaube, dem ich vertraue, Du biſt mein Einziger hier auf Erden, ſo wie ich Einen nur im Himmel habe; vor dieſem beuge ich

betend meine Knie, und lieg' im Staub vor ihm; vor Dir bleib ich liebend ſtehen und leg mich trunken an Deine Bruſt, Jenen fühl' ich blos, Dich aber ſeh' und fühle ich, Jener iſt mein Gott im Himmel, und Du — Du biſt mein Gott auf Erden!"

* * *

Andreas Hofer mit ſeinen beiden Begleitern kehren eben von der Audienz zurück, welche ihnen beim Erzherzog Johann zu Theil geworden war.

Die Tiroler ſehen ganz wohlgemuth und fröhlich aus, aus ihren Augen ſtrahlt die reinſte Freude. Das bange Gefühl der Ungewißheit iſt verſchwunden, ihre Hoffnungen hatten ſie nicht getäuſcht, ihre Zuverſicht ſie nicht betrogen.

Als Abgeordnete ihres Landes waren ſie heimlich nach Wien gekommen, um die Stimmung des Hofes zu erforſchen, und deſſen Abſichten in Bezug auf Tirol zu erkunden. Waren dieſe günſtig, ſo ſollten ſie ihre Drangſale unter der Baiernherrſchaft vortragen, die gerechten Klagen offen darlegen, und im Namen des Landes den feſten Willen ausſprechen, ſich Oeſterreichs Herrſchaft, und mit derſelben ihr gutes, altes Recht mit eigener Kraft wieder zurück erobern zu wollen.

Ueber alles Dies hatte ſie die Audienz bei dem

Erzherzoge, welcher bereits zum Oberbefehlshaber der nach Italien und Tirol bestimmten Inneröſterreichischen Armee ernannt war, vollkommen zufrieden gestellt. Er hatte die rührenden Klagen der einfachen Leute ruhig angehört, lobte ihre Treue und Anhänglichkeit an das Kaiserhaus, versprach ihre Bitten in Bezug auf Geld-, Munition- und Truppen-Unterstützung nicht unerfüllt zu lassen, und wies sie an einen Mann, auf den die Abgeordneten, so wie das ganze Land sich vollkommen verlassen sollten, und der die Weisung hatte, mit ihnen geheim zusammen zu treten, und einen vollkommenen Plan zur Befreiung Tirols zu entwerfen.

Dieser Mann, selbst ein Tiroler von Geburt, von ausgezeichneten Geistesgaben, von hoher, vielseitiger wissenschaftlicher Bildung, als Quellenforscher unübertroffen, als Geschichtsschreiber aber höchst parteiischen Angedenkens, als Feind Napoleons bis an die Grenzen der Verrücktheit streifend, dieser Mann, welcher zur Zeit, als der Riese des Jahrhunderts noch auf St. Helena schmachtete, schamlos genug war der ganzen denkenden Welt gegenüber auszurufen: „Achtzehn Jahre lang kennt und verflucht die Welt den Namen Bonapartes;“ dieser Mann, der nur in seinem Hasse gegen Napoleon bis auf den jetzigen Augenblick konsequent blieb, die-

ſer Mann war — der Freiherr von Hormayr!

Andreas Hofer und ſeine beiden Gefährten ſitzen im ſtillen Gemache ihrer einſamen Wohnung. Dieſes waren der Kreitter Peter von Lorenzen und der Merkantilkanzelliſt Alois Nößing aus Botzen, der Letztere verſah die Stelle eines Schreibers; dieſe alſo drückten ihre Freude über die freundliche Aufnahme beim kaiſerlichen Prinzen unverhohlen in Worten aus.

„Ich hab's ja gleich g'wußt," unterbrach ſie der Sandwirth, „daß der Hannes Alles für ſeine Tiroler thun wird. Glaubt mir's ſicher, Brüderl, es wär' ſchon im Fünfer-Jahre nicht ſo weit gekommen, wenn's nach ſeinem Kopf gegangen wär'. Er wollte ſich damals mit der ganzen Macht auf München, oder über Salzburg nach Braunau werfen, das hätt' den Marſch der Franzoſen nach Wien aufhalten können, und hätt' vielleicht die Schläg' bei Auſterlitz erſpart."

Die beiden Andern lächelten bitter, und der Nößing rief: „Will's Gott, daß es jetzt wieder zu etwas Ernſten kommt, ſo wird es anders werden."

Die Tiroler ſprachen noch lange miteinander, und kürzten ſich dadurch die langweiligen Stunden,

welche ſie verborgen in der entlegenen Wohnung zubringen mußten.

Der Abend nahte heran, Dunkelheit trat ein, und Hofer kleidete ſich zu einem Beſuche an. Nicht lange darauf, und eine geſchloſſene Kaleſche hielt vor dem Hauſe, der Sandwirth verabſchiedete ſich von ſeinen Gefährten, ſtieg die Treppe hinab, nahm in der Kaleſche Platz, und dieſe rollte von dannen. Der Weg führte über Mariahilf, das Glacis, durch die Burg in die Renngaſſe. Vor einem Hauſe in derſelben, es trug damals die Nummer 155, hielt der Wagen, ein harrender Diener empfing den Tiroler und leitete ihn die Treppe hinauf. Bald darauf betrat er ein elegantes Gemach, in welchem ihm ein Mann freundlich lächelnd entgegen kam. Dieſer, damals noch nicht volle acht und zwanzig Jahre alt, doch bereits Ordensritter, war ein kräftig geſtalteter Mann, mit einem hübſchen Geſichte, ſchönen lichten Augen, und einem höchſt angenehmen Mund, deſſen Lächeln von ſo einnehmender Wirkung war, daß ein feindlicher Beamter bei ſeinem und Hofers ſpäter erfolgtem Einzuge auf Schloß Tirol ihm anonym die Scene von Herefords Einzug aus Shakespeares „Richard II.," mit der Ueberſchrift überſandte: „An Bolingbroke, dem Fürſt des Lächelns!" — Sein Benehmen war fein, einſchmeichelnd, er vermied, be-

ſonders den Tirolern gegenüber, ariſtokratiſche Manieren, und befliß ſich anſpruchsloſer Volksthümlichkeit. Der Ton ſeiner Stimme war gewinnend, ſein Gedächtniß enorm, ſeine Beredtſamkeit populär, und wenn er im Fluſſe der Rede ins Feuer kam, nicht ohne Schwung. Dies war der Baron von Hormayr!

Der Freiherr reichte dem Gaſte zuvorkommend die Hand und ſprach: „Sei mir willkommen in meinem Hauſe."

„Grüß' Dich Gott, Gnaden von Hormayr."

„Nur keine Umſtände, lieber Anderl, komm her, ſetz' Dich, und mach keine G'ſchichten, Du wirſt wiſſen, daß ich mehr Tiroler, als Wiener bin."

„Na, ich will's glauben," meinte der bedächtige Sandwirth, „aber von Außen ſieht man Dir's nicht an."

„Biſt Du auch Einer von Denen, die nur auf die Außenſeit ſehen —"

„Bewahre! Ich hab's auch nicht ſo gemeint, aber ich mögt' mein Tirolergewand'l nicht ablegen —"

„Lieber Anderl, bei Dir iſt es etwas ganz Anderes, Du biſt in Tirol erzogen und lebſt dort, während ich ſchon ſeit vielen Jahren hier lebe, und

ländlich, ſittlich, ſagt ein Deutſches Sprichwort. Doch jetzt erzähl' mir von unſerem Landl, von Deiner Wirthin."

„Von unſerm Landl," unterbrach ihn der Sandwirth, „da weißt Du eh ſchon Alles, wie's geht und ſteht; Du kennſt unſere Lag' ſo gut, wie wir ſelbſt; was meine Wirthin betrifft, ſo iſt ſie fleißig und g'ſund, das iſt Alles. Wir waren heute bei der Audienz."

„Ich weiß es ſchon. Seine kaiſerliche Hoheit, der Erzherzog haben mich bereits mit dem ehrenhaften Auftrage, der mir in dieſer Angelegenheit zu Theil wird, bekannt gemacht. Ich werde Dich und Deine Gefährten in mein Bureau abholen laſſen, wo wir den ganzen Plan reiflich erwägen und zu Papier bringen wollen. Doch ſag' mir, wie iſt denn die G'ſchicht mit dem Wieland, der mit Euch hätte hieher kommen ſollen, und auf dem Weg umgekehrt iſt?"

„Die Sach' iſt ganz einfach. Der Waſtel Mayer von Faſſing*), der zu Haus als Unzufriedener ſich öfters den Schnabel g'wetzt hat, hat Verdacht erregt, und ſie haben ihm nach ſeiner Abreiſe

*) Peter Wieland von Faſſing, genannt der Waſtel Mayer.

nachzuſpüren ang'fangt. Zum größten Glück erfuhren wir dies noch in Oberkärnthen, und es blieb uns Nichts übrig, als ihm zu rathen, von Sachſenburg, wo wir uns gerade befanden, alſogleich heimzukehren, ſich alle Tage in Brunecken ſehen zu laſſen, und wenn er über ſeine Unzufriedenheit zur Rede geſtellt werden ſollte, anzugeben, daß er dies nur in aufgeregter Weinlaune gethan, welche er ſich in Folge zerrütteter häuslicher Umſtände öfters im Schanke geholt hat. So verließ er uns, und ich glaube, der Rath wird kein ſchlechter geweſen ſein."

Hormayr nickte ihm zufrieden zu: „Nur bedächtig, Anderl, man kann nie zu viel Vorſicht anwenden, beſonders bei einem Unternehmen, welches, wie das unſere, von ſo unendlicher Wichtigkeit für unſer Landl und für ganz Oeſterreich iſt. Doch darüber wollen wir bei Ausarbeitung unſeres Planes ſchon umſtändlicher ſprechen."

„Werden wir keine Audienz beim Kaiſer haben?" fragte Hofer.

„Nein, Anderl, das kann, das darf nicht ſein."

„Nicht? Warum denn nicht?"

„Das ſiehſt Du ſchon wieder nicht ein. Schau her. Der Preßburger Frieden beſteht noch immer,

wie könnte alſo der Kaiſer Abgeordnete eines fremden Landes empfangen —"

„Heilige Mutter Gottes," klagte der Sandwirth, „iſt es ſo weit mit uns gekommen, daß unſer Landl den Oeſterreichern fremd geworden iſt?"

„Fremd in ſo fern, indem es nicht mehr ihm gehört."

„Ich mögte aber ſo gern mit dem Franzl reden, ich mögt' es auch ihm ans Herz legen, daß er ſich unſerer annehmen und uns nicht im Stich laſſen ſoll!"

„Das haſt Du ja bereits bei Seiner kaiſerlichen Hoheit gethan."

„Das iſt ſchon recht, ich weiß die Hoheit meints gut mit uns und wird Alles thun, um uns zu helfen, aber die Hoheit iſt nicht der Kaiſer, und wenn die Hoheit nicht mehr hier iſt, ſo könntens hier leicht auf andere Gedanken kommen."

„Sei überzeugt, lieber Anderl, daß der Erzherzog Eure Sache ſeinem kaiſerlichen Bruder mit eben ſolcher Wärme ans Herz legen wird, wie Du es gethan haben würdeſt."

„Das iſt ſchon recht, aber es wär' für meine Leutl daheim doch von größerer Beruhigung, wenn ich ihnen ſagen könnt, das und das hat unſer Franz'l g'ſagt, ich ſelbſt hab' mit ihm g'redt. Und dann

ſchau, Gnaden von Hormayr, ich denk' mir halt, wenn wir heimlich mit der Hoheit g'redt haben, ſo hätten wir ja auch heimlich miten Koaſer reden können."

Du biſt ſchon wieder auf dem Holzwege, Anderl. Schau, es könnte der Fall ſein, die Sache wird verrathen —"

„Nun, und dann?"

„Dann iſt es nur der Prinz, der Euch empfing, und nicht der Kaiſer."

Der biedere, einfache Tiroler ſchüttelte ungläubig den Kopf, er durchſah noch immer nicht den politiſchen Grund, ſo viel Mühe Hormayr ſich auch gab, ihm den Kaſus zu erklären*); der Letztere fuhr fort: „Du mußt mir von nun an mehr Vertrauen ſchenken, Anderl und erwägen, daß Alles was ich thu, zu Deinem, zu Tirols, zu Oeſterreichs Beſten iſt, es kann ſich Manches ereignen, was Dein g'rader Sinn vielleicht im erſten Augenblick nicht durchſchauen wird, aber Du mußt dabei immer bedenken, daß die Politik es erheiſche."

„O, die Politik, die ſakriſche Politik!" ſeufzte der Sandwirth.

Hormayr konnte ſich eines Lächelns nicht

---

*) Dieſe Einfachheit lag wirklich in Hofers Character.

erwehren, und um den Geſpräch eine andere Wendung zu geben, fragte er den Tiroler, wie er mit ſeinem hieſigen Aufenhalt zufrieden ſei.

„Recht gut, Gnaden von Hormayr," antwortete der biedere Sandwirth, „bis auf Eines —"

„Nun, und dies iſt?"

„Daß ich nicht ausgeh'n darf, wenn ich noch länger hier bleiben ſoll, ſo thuts es nimmer."

„Aber Anderl, ich hab Dir ja die Urſach' durch Deinen Wirth ſagen laſſen, ſie ſind zu wichtig, als daß ſie Dir nicht einleuchten ſollten."

„Aber, wenn ſich's nur darum handelt, daß ich nicht g'ſehen werd'," meinte Hofer, „warum ſoll ich denn nicht am Abende ein Wenig ausgehen, da iſts ja finſter, und bei der Nacht ſein alle Küh ſchwarz."

Der Freiherr ſann ein Wenig nach, dann erwiderte er: „Meinethalben, das Letztere wird nicht auffallen; es bleibt dabei, reich mir Deine Hand darauf, am Tage biſt Du für immer zu Hauſe."

„Eing'ſchlagen!" verſetzte Hofer, und fügte lachend hinzu: „Wenn ich das meinen Leutln daheim erzähle, ſo lachen ſie ſich die Buckeln voll, aber die verſtehen halt auch Nichts von Politik."

Hormayr lachte: „Mir ſcheint gar, Anderl, Du wirſt witzig, das haſt Du g'wiß ſchon in Wien profitirt."

Der Sandwirth erhob ſich und machte ſich wegfertig.

„Jetzt geh' ich wieder," begann er, Abſchied nehmend, „Gnaden von Hormayr, b'hüt Dich der liebe Gott und ſeine Heiligen, und ſchau, daß mit der Schreiberei bald anfangſt, denn ich ſehn' mich ſchon [illegible]in Landl zurück."

Der Freiherr verſprach, ſich recht zu beeilen, und Sandwirth verließ das Gemach.

Unten harrte wieder die Kaleſche, welche den Tiroler aufnahm und in ſeine Wohnung zurückbrachte.

VI.

Das Ballet war zu Ende.

Die Menge strömte aus dem Theater und ergoß sich nach allen Richtungen über den Platz, das Gedränge nahm ab, die Menge wurde immer weniger, und bald waren es nur Einzelne, die aus dem Theater traten, um den Heimweg bequem einzuschlagen.

Um diese Zeit schritt ein Mann im Komödiengäßchen auf und nieder, und hielt sich besonders in der Nähe einer jener Thüren auf, welche von da ins Theatergebäude und namentlich auf die Bühne führen, daher sie auch nur zum Ein- und Ausgange Derjenigen dienen, welche auf der Bühne oder im Orchester beschäftigt sind.

Der Mann war hoch gewachsen, hatte einen stattlichen Schnurr- und Backenbart, und über das rechte Auge eine schwarze Binde. Er trug einen Pelzrock mit stehendem Kragen, der eben so wie die Aufschläge verbrämt war, ferner eine steife Kravatte, eine Mütze ebenfalls von Pelz, und hohe, sogenannte Napoleonsstiefel. Während er auf und abging, hatte er beide Hände in den Seitentaschen stecken, und richtete seine Wanderung so ein, daß er obengenannte Thüre so wenig als möglich aus dem Gesichte verlor.

In der Gegend des Opernhauses war es schon ruhiger geworden, und nun erst kamen nacheinander die beschäftigten Mitglieder des Ballets, welche sich indessen ihres theatralischen Flitters entkleidet hatten und ihren Wohnungen zueilten.

Die Aufmerksamkeit unseres Mannes verdoppelte sich.

Jetzt trat Julie aus der Thüre, kaum hatte sie einige Schritte gemacht, eilte er auf sie zu und folgte ihr nach. Er blickte spähend umher und als er bemerkte, daß sich Niemand in der Nähe befinde, vergrößerte er seine Schritte, strich an ihr vorüber, und flüsterte ihr im Vorbeigehen zu: „Erwarten Sie mich, in zwei Stunden bin ich bei Ihnen!“

Ohne sich umzusehen, setzte er seinen Weg fort,

bog beim Bürgerhoſpitale links in das Gäßchen ein, gelangte auf den neuen Markt, ging um die Ecke, und trat in eine Thüre, welche gleich vom Platz aus in einen öffentlichen Keller führte.

Eine hölzerne Treppe, über welche ſich das feuchte Mauerwerk wölbte, führte in die unterirdiſche Schenke. Unten befand ſich ein kleiner, viereckiger Raum, der durch eine düſter brennende Lampe, die in einer beſchmutzten Laterne ſtand, nur ſchwach erleuchtet wurde. Gerade aus war eine Bretterwand mit einer niedern Thüre, rechts der gewölbte Eingang in das Schenklokal. — Dieſes beſtand aus zwei Behältniſſen, denn Stuben konnte man dies nicht nennen, die einen rechten Winkel bildeten und nur durch eine Art von Schwibbogen von einander getrennt waren. Vom Eingange rechts war ein Schrank mit Tellern, Gläſern, Flaſchen und andern Geräthſchaften, vor demſelben ſtand der Schanktiſch, an welchem die Wirthin ſaß, um das Geſchäft zu überwachen. An den Wänden hin ſtanden die Gasttiſche, von Stühlen, meiſtens aber von harten Bänken umgeben. Ein großer Blechofen mit hinauf geleiteten Röhren fußte in der Mitte des Lokals und erwärmte daſſelbe, allein er verdickte auch die ohnedies dumpfige Luft noch mehr; ſo daß es für einen, an reine Luft gewohnten Menſchen ſchier unmöglich

war, hier längere Zeit zu exiſtiren. Der Boden war von Lehm geſtampft, die Wände, nur bis zur halben Höhe mit Bretern verſchlagen, trieften ſo wie die niedere, gewölbte Kellerdecke von Feuchtigkeit; ſo wie es bei Kellern der Fall iſt, bemerkte man auch hier ſchiefe Einſchnitte, welche nach Oben führten, und dort die Fenſterchen hatten, die auf die Straße gingen. Zum Ueberfluß waren dieſe Glaslucken verhangen, wir ſagen zum Ueberfluß, denn ihr fingerhoher Schmuz widerſtand ohnedem jedem neugierigen Blicke. Zwei von der Decke herabhangende Lampen, und eine auf jedem beſetzten Tiſche brennende Kerze bildeten die ganze Beleuchtung des ſonſt geräumigen Lokals; dieſe war demgemäß ſo ſpärlich, daß man gegen die Tiefe hin ſo ziemlich im Dunkeln ſaß.

Das eigentliche Leben in dieſem Keller begann erſt mit hereingebrochener Dunkelheit; wo die niedere Volksklaſſe ihr Tagewerk verließ, und dann noch ſpäter, wo die Diener von ihren Herrſchaften abkommen konnten, und endlich Diejenigen, die auf verbotenen Wegen wandelten, oder unlauteren Abſichten nachgingen, ſich ungeſcheut heranſchleichen, und hier unbelauſcht ihr Weſen treiben konnten.

Als unſer Mann aus dem Komödiengäßchen eintrat, waren die vorderen Tiſche ſo ziemlich beſetzt, er begab ſich daher in den Hintergrund und nahm in

der Ecke Platz. Ein Mädchen eilte herbei. Er forderte ein Glas Bier. Sie ging es zu holen, und kam bald darauf mit dem Verlangten und einer brennenden Kerze zurück.

„Ich brauch' kein Licht!" sprach der Mann im Pelzrocke trocken.

Das Mädchen lächelte, blies das Licht aus und stellte die Kerze so auf den Tisch.

Unaufgefordert nahm sie nun an seiner Seite Platz.

„Kommen Sie aus dem Theater, mein Herr?"

„Nein."

„Das Ballet soll heute hübsch gewesen sein."

„Es ist möglich."

„Die Haupttänzerin war famos!"

„So?"

„Ich habe sie neulich gesehen und bin ganz verliebt in sie."

„Wirklich?"

„So ein nettes Figürl, solche Taille, der Busen, ich war ganz hin!"

Der Mann nahm sein Glas und trank.

„Freilich ist bei diesen Komödiantinnen das Meiste ausgestopft," fuhr das Mädchen fort, „aber es blendet doch."

„Es ist möglich."

„Darf ich wohl so frei sein, Ihr Bier zu versuchen!“

Der Mann im Pelzrock nickte.

Sie nahm das Glas und nippte, dann stellte sie es wieder hin.

„Wünschen Sie vielleicht Etwas zu speisen?“

„Nein!“

„Sie werden Langeweile haben, Schade, daß heute keine Harfenisten da sind, Sie hätten Sich besser unterhalten.“

„Es kann sein.“

„Wünschen Sie sonst Etwas?“

„Gar Nichts!“

Er zog eine Uhr mit einem Schildkrötgehäuse heraus, forschte nach der Zeit, indem er das Glas öffnete und nach den Zeigern griff, schüttelte den Kopf und steckte die Uhr wieder ein.

Das Mädchen erhob sich und sprach: „Wenn Sie Etwas wünschen, so belieben Sie nur mich zu rufen, ich bin die Sali!“

Sie verließ ihn, um den nächsten eintretenden Gast auf dieselbe Weise zu empfangen und zu bewirthen.

Unser Mann aus dem Komödiengäßchen war endlich allein.

Von seinem Platze aus vermogte er so ziemlich

den ganzen Raum zu überblicken. Die Zahl der Gäste hatte sich eher vermehrt als abgenommen, man trank, rauchte, spielte, und unterhielt sich ganz ungezwungen im lauten Wortwechsel. Hie und da saß ein Einzelner an einem unbeleuchteten Tische und unterhielt sich leise mit einer der gesprächigen Aufwärterinnen, deren fünf bis sechs zur Bedienung der Gäste umherrauschten.

„Wo er heute nur bleibt," brummte der Mann im Pelzrocke vor sich hin, als das Treiben im Keller seine Aufmerksamkeit nicht mehr anzog und anderen Gedanken Raum gönnte, „es ist schon bald eilf Uhr, und um zwölf muß ich bei Julie sein!"

Er wurde ungeduldig, bis endlich der Erwartete erschien.

Es war ein kleines, hageres Männchen, armselig gekleidet, von Aeußerem ganz unansehnlich.

„Hieher, hieher!" rief unser Mann dem Angekommenen entgegen, da dieser unter den Gästen spähend umherblickte. Diesem Rufe zufolge eilte der Kleine in die dunkle Ecke und nahm an dem Tische Platz.

„Sie kommen heute spät."

„Ich mußte warten, bis die Meinen zur Ruhe gingen."

Die beiden Männer rückten nun ganz nahe aneinander und ſetzten ihr Geſpräch leiſe fort.

„Warten Sie ſchon lange?"

„Ich kam geraden Wegs aus dem Theater hieher."

„Sie wagten es?"

„Wer erkennt mich und wer ſucht mich oben auf dem letzten Platz. Haben Sie Nachrichten?"

„Noch nicht!"

„Ihr Schreiben wird doch richtig angelangt ſein?"

„Wir wollen es hoffen!" entgegnete der Kleine.

„Unſere ſchon vor 18 Monaten berichteten Muthmaßungen ſind nun außer allem Zweifel," begann der Mann im Pelzrocke, „dieſe Vorbereitungen galten einem Kriege, mit dem man Frankreich überraſchen wollte."

„Ich bin derſelben Meinung, und obſchon die Wahrſcheinlichkeit für den nahen Ausbruch von Tag zu Tag zunimmt, ſo müſſen wir unſer Benehmen doch ſo einrichten, daß wir in keinem Falle entdeckt werden. Sie waren ſehr unvorſichtig, Herr Carl, und haben bereits die Augen der hieſigen Polizei auf ſich gezogen; denken Sie nur, wenn das Unglück ſie hätte entdecken laſſen und ich verrathen

worden wäre, ich, ein Beamter mit zahlreicher Familie —"

„Fürchten Sie Nichts, Herr Konrad, Ihr Name wäre keinesfalls genannt worden."

„Das reicht nicht hin, mein Freund, man hätte nur irgend einen unſerer Briefe auf der Poſt auffangen dürfen."

„Aber bedenken Sie nur, unſere Briefe gehen an einen Vertrauten an der Baieriſchen Grenze, dieſer ſchmuggelt ſie hinüber, um ſie von dort erſt nach Paris abzuſenden. Ich weiß zu gut, daß hier alle Briefe nach Frankreich unter Controle ſtehen. Sie ſind zu ängſtlich."

„Jedenfalls müſſen Sie, je näher der Ausbruch des Krieges heranrückt, um ſo vorſichtiger ſein. Oder verlaſſen Sie dann vielleicht die Stadt?"

„Was fällt Ihnen bei, dann kann erſt meine Thätigkeit recht beginnen, und ich hoffe, daß Sie mich dann von Manchem in Kenntniß ſetzen, was Sie in Ihrer Stellung zu erfahren im Stande ſein werden. Sie kennen die Freigebigkeit unſeres Kaiſers —"

„O, ich kenne ſie recht gut, Napoleon weiß Verdienſte zu belohnen, er gibt kaiſerlich und knauſert nicht."

„Hoffen Sie, Herr Konrad," lächelte der

Andere, „Ihr Wunsch kann bald in Erfüllung gehen.“

Der Kleine nickte dem Vertrauten beifällig zu, als ob er sagen wollte: Es kann nicht ausbleiben! Dann nahm er aus einer breiten Sandauer Dose eine Prise und sagte: „Apropos, haben Sie die Geschichte schon gehört, welche jetzt das Stadtgespräch bildet.“

„Welche Geschichte —

„Nun, die mit dem jungen Manne — mit dem Neffen des Kreuzwirthes zu Mariahilf.“

„Keine Silbe, lassen Sie hören.“

Der Kleine erzählte die Entführungsgeschichte Hermanns, mit einigen unbedeutenden Zusätzen, wie sie sich jedem Gerüchte, welches von Mund zu Mund geht, ankleben.

„Das ist ein Mährchen!“ meinte der Mann im Pelzrock.

„Sie irren, Herr Carl, die Sache ist ganz richtig, sie wurde in unserem Bureau erzählt und zwar von Leuten, die in Amtsgeschäften dabei betheiligt sind. Die eine Hälfte des Wagens wurde in der Nähe von Neudorf, die andere Hälfte, wie sichs in den nächsten Tagen ergeben hat, bei Neustadt gefunden.“

„Und der Kutscher mit den Pferden —“

„Von dem iſt keine Spur vorhanden.'

„Und von dem Entführer?"

„Um ſo weniger."

„Und weiß man keinen Grund des ſonderbaren Unternehmens?"

„Authentiſch iſt Nichts bekannt, denn die Behörden ſchweigen darüber, vermuthlich um ſo ungeſtörter nachforſchen zu können. Im Publikum meint man, es hätte einen Mord gegolten."

„Und der junge Mann?"

„Von der Behörde wahrſcheinlich inſtruirt, beobachtet das tiefſte Schweigen darüber."

„Ein ſonderbarer Fall!" kopfſchüttelte der Mann aus dem Komödiengäßchen, „man könnte faſt neugierig werden, in die näheren Umſtände dieſes Vorfalles eingeweiht zu ſein."

„Mich drängt es wahrlich nicht hierzu," entgegnete der kaiſerlich-Oeſterreichiſche Beamte, „ich vermuthe hinter der ganzen Geſchichte Nichts, als eine ganz gewöhnliche Gaunerei."

„Meinen Sie?"

„Die Zukunft wird die Sache ans Tageslicht fördern, und Sie werden ſehen, daß ich Recht hatte; doch halt! daß ich nicht vergeſſe: was haben Sie in der Tiroler Angelegenheit eruirt."

„Vor der Hand Nichts — daß Abgeordnete hieher auf dem Wege waren, iſt gewiß.“

„Wenn ſie hier angelangt ſind, ſo wird man es wohl erfahren.“

„Die Sache wird aber ſehr heimlich betrieben,“ meinte der im Pelzrock.

„Ich will Ihnen einen guten Fingerzeig an die Hand geben. Es iſt wahrſcheinlich, daß dieſe Leute entweder mit einem gebornen Tiroler, oder mindeſtens mit einem Freunde der Tiroler im Einverſtändniß ſind; zu den Erſteren gehört vor Allem der junge Baron Hormayr, der vielleicht mit im Spiele ſein dürfte, ſeine Wohnung befindet ſich in der Renngaſſe, ich werde ſie Ihnen nächſtens genauer angeben, behalten Sie dieſelbe im Auge, vielleicht, daß ſie den Geſuchten dort auf die Spur kommen. Es wäre unverzeihlich, wenn wir die Namen der Tiroler zu eruiren nicht im Stande ſein ſollten.“

Der Mann im Pelzrock zog die Uhr, viſitirte ſie auf die frühere Weiſe und ſprach: „Laſſen Sie uns aufbrechen, ich muß fort!“

„Ich gehe voraus!“ erwiderte der Kleine, „wann und wo treffen wir uns nächſtens?“

„Ich werde es Ihnen ſchon wieder zu wiſſen thun!“

Sie nickten ſich vertraulich zu, der Kleine ver-

ließ den Keller und bald darauf folgte ihm der Andere, nachdem er früher seine Zeche berichtiget hatte.

Einige Minuten später trat ein Mann in einem grauen Rocke in den Keller, ihm folgten zwei Mann von der Polizei, welche vor dem Ausgange stehen blieben.

Der Angekommene redete Anfangs leise mit der Wirthin; die Gäste wurden aufmerksam, blickten sich bedeutungsvoll an, mehre steckten die Köpfe zusammen und flüsterten miteinander, bald aber trat der Mann im grauen Rocke in die Mitte des Lokals und sprach mit lauter Stimme: „Meine Herren! Sie müssen Sich's gefallen lassen, Sich über ihren Stand, Namen und Aufenthalt zu legitimiren."

Die Untersuchung begann, und ging der Reihe nach von Gast zu Gast — es war aber Keiner da, der nur den entferntesten Grund zu einem Verdacht gegeben hätte Das Examen war zu Ende, da näherte sich Einer dem Beamten und sprach: „Herr Kommissär! Sie erlauben eine Frage, wer ist Derjenige, den Sie suchen?"

„Was will man mit dieser Frage?"

„Ich glaube eine Frage kann Niemandem verwehrt werden, es steht bei Ihnen, Herr Kommissär, sie zu beantworten oder nicht. Ich bin Hausmeister

auf der Wieden, Schleifmühlgaſſe, gegenüber dem Freihauſe. Heute Nachmittags kam ein junger Mann zu mir, und zog über eine Partei Erkundigung ein, die Zimmer für Herren abzulaſſen haben ſoll, ich gab ihm Auskunft, wies ihm die Wohnung des Vermiethers, er miethete ſie, brachte bald darnach ſeinen Koffer, und bezog als Afterpartei das Zimmer. Das Benehmen des jungen Mannes, die Eile, mit welcher er den Handel betrieb, fiel mir auf —"

„Wie ſieht der Mann aus?"

„Er iſt hübſch gewachſen."

„Gut!"

„Braunes Haar — dunkle Augen —"

„Nur weiter, weiter —"

„Spitze Naſe — volles Antlitz —"

„Weiß man ſeinen Namen?"

„O ja, er heißt Ferdinand Miller!"

„Ferdinand Miller!" rief der Kommiſſär von einem freudigen Schreck ergriffen, „er iſt es — ſchnell, führt mich dahin — hier iſt kein Augenblick zu verſäumen!"

Die beiden Polizeimänner nahmen den Hausmeiſter in ihre Mitte, der Kommiſſär folgte ihnen nach.

„Dem Himmel ſei's gedankt," murmelte dieſer

auf dem Wege, „endlich haben wir ihn, und ich — ich bin der glückliche Jäger dieſes langgeſuchten Wildes — nur noch einige Wochen, und ich bin Oberkommiſſär! — — —“

*

* *

Der Mann im Pelzrocke aus dem Komödiengäßchen eilte, nachdem er den Keller im Rücken hatte, in die Kärnthnerſtraße.

Er blieb vor dem Hauſe, in welchem die Tänzerin wohnte, ſtehen — und zog die Glocke. Der Hausmeiſter erſchien und öffnete.

„Wer ſind Sie, mein Herr?“

„Kennen Sie mich nicht mehr?“

„Ei, ſieh' da, Herr Carl! Ich habe ſchon lange nicht die Ehre gehabt, Sie zu ſehen; Fräulein Julie erwartet Sie.“

Der Angekommene drückte dem Manne ein Silberſtück in die Hand und eilte die Treppe hinauf. Die Tänzerin ſaß ſinnend auf dem Kanapee, ihre Gedanken waren außen in der Vorſtadt in ihrer lieben, einfachen Wohnung, wo ſie ſich bereits ſo heimiſch zu fühlen begann, daß ſie, wenn das Theater ihre Gegenwart erforderte, ſchon Sehnſucht nach derſelben zu fühlen begann. Die Schritte des

Erwarteten weckten ſie aus ihrem Dahinbrüten, er trat ein, ſie erhob ſich, ihn zu grüßen, und bot ihm einen Platz an.

Er eröffnete die Unterhaltung, indem er ſich nach ihrem Wohlſein erkundigte und ſein Bedauern darüber äußerte, ſie ſo lange nicht beſucht zu haben.

Julie antwortete freundlich, jedoch mit Zurückhaltung: „Und warum wählen Sie hierzu die ſpäte Abendſtunde?“

„Sie kennen meine Grillen, liebenswürdiges Fräulein! Ich liebe in allen Dingen das Geheimnißvolle, das Myſtiſche, und erfreue mich daran, wenn ich meiner Umgebung recht viel Gelegenheit zum Errathen geben kann.“

„Sie ſcheinen hierin Meiſter zu ſein; mir wenigſtens kommen Sie ſehr räthſelhaft vor.“

„Das freut mich unendlich.“

„Mich nicht,“ entgegnete die Tänzerin, „ich bin zu neugierig, um nicht über Alles Aufklärung haben zu wollen, über Alles!“ ſetzte ſie mit Beſtimmtheit hinzu.

„Ei ſieh' doch, welche Feſtigkeit, ſie gefällt mir.“

„Vielleicht nur im jetzigen Augenblicke, ſpäter dürfte ſie Ihnen vielleicht eben ſo ſehr mißfallen.“

Digitized by Google

„Ich verſtehe Sie nicht —"

„Hören Sie mich an, mein Herr. Als ich vor einiger Zeit nach Wien kam, um hier ein Engagement zu finden, befand ich mich in ſehr derangirten Verhältniſſen. Trotz dem, daß mein Debüt das Günſtigſte war, wurde mein Engagement durch Kabalen doch hintertrieben und meine Verlegenheit war dadurch auf's Höchſte geſteigert. Sie logirten mit mir in einem und demſelben Gaſthofe, mogten wahrſcheinlich meine Verlegenheit bemerkt haben, näherten Sich mir und zwei Tage darauf erſchienen Sie vor mir mit dem unterzeichneten Kontrakte, dem zu Folge ich als erſte Tänzerin beim Kärnthnerthortheater engagirt war. Ich war wie aus den Wolken gefallen, ſo eine plötzliche Wendung konnte ich nur einem ſehr hohen Einfluſſe zu verdanken haben; ich bat Sie, mich von der Sache näher zu unterrichten, Sie aber antworteten ganz einfach: Seien Sie zufrieden mit dem, was Sie ſind, wie Sie dazu kamen, das war meine Sache. Ich bezog gleich dieſe Privatwohnung, und Sie erbaten Sich von mir die Erlaubniß, mich manchmal beſuchen zu dürfen; es wäre höchſt undankbar geweſen, ſie Ihnen nicht zu gewähren. Sie kamen, Ihr Benehmen gab mir keinen Grund, mit Ihnen unzufrieden zu ſein, nur Ihr zurückhaltendes, geheimnißvolles Weſen gefiel mir nicht; ſpäter blieben

Sie eine Zeit lang aus, dann kamen Sie wieder und geſtanden mir, daß Sie auf das Vergnügen meiner Geſellſchaft ganz würden Verzicht leiſten müſſen, wenn ich Ihnen nicht geſtatten könne, mich nur des Abends zu beſuchen, da ein wichtiger Grund Sie zwinge, Ihre Beſuche zu verheimlichen. Ich drang in Sie, mir dieſen Grund anzugeben, und Sie verſprachen mir, es in der Folge zu thun. Ich gewährte Ihnen auch dies, obwohl ich mich dabei einem abſcheulichen Verdachte der Hausleute unterzog, mein Bewußtſein erhob mich jedoch über denſelben und ich ertrug ihn willig. Von nun kamen Sie in den ſonderbarſten Koſtümen zu mir, und als ich Sie um die Urſache fragte, antworteten Sie mir: die Vorſicht erheiſche es! — Neulich erhielt ich ein Billet mit der Unterſchrift „Ferdinand Miller," ich erkannte Ihre Schrift, ſonſt hätte ich kaum errathen, daß es von Ihnen ſei; Sie empfehlen mir in demſelben erhöhte Vorſicht; wahrhaftig! ich weiß nicht, wozu Vorſicht mir nöthig ſein ſollte? Drohen Ihnen in Folge Ihrer Beſuche bei mir ſo bedeutende Unannehmlichkeiten, ſo unterlaſſen Sie dieſelben, denn ſollten Sie vielleicht anfangs in Bezug auf meine Perſon geheime Wünſche genährt haben, ſo glaube ich, daß Sie mich jetzt hinlänglich kennen, um nicht zu wiſſen, daß ich in dieſer Beziehung von allen

meinen Kunſtgefährtinnen bedeutend unterſchieden bin. Ich muß Ihnen offen geſtehen, daß ich in letzterer Zeit, ſo oft ich an Sie denke, von einer unerklärbaren Angſt befallen werde, daß ich mich in Ihrer Geſellſchaft unheimlich fühle, denn mir däucht es immer, als ob es in Ihrer Abſicht läge, mich auf eine geheimnißvolle Weiſe an Sich zu feſſeln, oder mich nach und nach ſo in ein Netz zu verſtricken, daß ich am Ende gar nicht wiſſen würde, wie ich mich herausfinden könnte. Dieſem Allen muß nun ein Ende gemacht werden. Sie wiſſen, ich empfange keine männlichen Beſuche, indem ich die Ihren annahm, glaubte ich nur einen Akt der Dankbarkeit zu begehen. Können Sie mich von nun an in den Nachmittagsſtunden frei und offen beſuchen, ſo werde ich Sie an den Tagen, wo ich im Theater beſchäftigt bin, empfangen, das ungewöhnliche Kommen muß aufhören, ich bin dieſe Verfügung meiner Ruhe, meiner Ehre ſchuldig!“

Sie ſchwieg.

Der Mann im Pelzrocke war ruhig da geſeſſen, und hatte ſie, ohne nur eine Miene zu verändern, mit unerſchütterlichem Gleichmuthe angehört. Er preßte den Rücken an die Lehne des Stuhles, neigte den Kopf Etwas nach rückwärts und ließ das eine Auge auf ihrem Antlitz ruhen; ſeine Hände lagen ge-

faltet im Schooß, die Beine, nach einwärts gezogen, ſtützten ſich gekreuzt an den Boden unter dem Sitz.

„Sind Sie fertig, mein Fräulein?“ fragte er, nachdem ſie ſchon eine Weile geendet hatte.

„Ja, mein Herr,“ lautete die kurze Antwort.

„Nun wohl, ſo hören Sie auch mich an. Von dem Dienſt, den ich Ihnen erwieſen, will ich ſchweigen; dies geſchah in Folge meiner Bereitwilligkeit, Jedermann zu dienen, und meiner Theilnahme, die mir Ihre mißliche Lage einflößte. Ich ſtehe hier mit einem hochgeſtellten Manne in Verbindung, von welchem ich wußte, daß Ihre Erſcheinung ſeine Aufmerkſamkeit erregt hatte. Seiner Verwendung verdanken Sie Ihr Engagement. Ich erhielt von dieſem Herrn den Auftrag, Ihre Lebensweiſe zu beobachten, und die Erfahrung, welche ich während meiner Beſuche machte, und der Bericht, den ich ihm hierüber erſtattete, waren Urſache, daß er, in jeder Beziehung ſehr fein fühlend, ſich Ihnen nicht näherte, indem er ſich zu kompromittiren fürchtete. Ich ſetzte meine Beſuche bei Ihnen fort; da glaubte ich zu bemerken, daß jener Herr, von dem ich allerdings in gewiſſen Beziehungen abhänge, mich kälter behandelte, und mich merken ließ, daß er mich im Verdachte eines geheimen Verhältniſſes mit Ihnen hatte. Um Ihre

Tugend, welche ich ihm früher auf ſo eindringliche Weiſe ſchilderte, und auch mich ſelbſt in kein zweideutiges Licht zu ſtellen, mußte ich meine Beſuche bei Ihnen verheimlichen, und ihm auf jede mögliche Weiſe zu verbergen ſuchen. Dies iſt die einfache Löſung des Räthſels, welches Sie nach ihrem eigenen Geſtändniſſe ſo ſehr beunruhigte. Beſtehen Sie noch ferner auf Ihren Wunſch, ſo werde ich Sie von nun an offen beſuchen, was Sie dabei in Bezug auf jenen Einflußreichen riskiren, werden Sie ſelbſt einſehen, denn wenn er ſich Ihnen näherte und keine Erhörung fände, ſo dürfte er eben ſo leicht im Stande ſein, Sie zu verdrängen, als er Sie gehoben hat."

Julie dachte einige Augenblicke nach, dann verſetzte ſie: „Dem Uebel kann auf die natürlichſte Art abgeholfen werden."

„Und dieſe iſt?"

„Daß Sie mich gar nicht mehr beſuchen."

„Mein Fräulein!" rief der Mann wie aus den Wolken gefallen, „iſt dies Ihr Ernſt —"

„Gewiß, Herr Carl! Sie werden für die kargen Genüſſe, die Ihnen meine unbedeutende Wenigkeit verſchaffte, in der lebensluſtigen Kaiſerſtadt auf tauſendfache Weiſe Erſatz finden, übrigens ſind Sie

zu beſcheiden, um eine ſolche Dankbarkeit von mir erpreſſen zu wollen."

Der Mann kniff die Lippen zuſammen. Das hatte er nicht erwartet; er wollte ſie einſchüchtern und fand Trotz, er wollte ſie noch mehr an ſich ziehen und wurde nun ganz zurückgewieſen! — Er faßte ſich, erhob ſich vom Sitze, ergriff ſeine Mütze und ſprach: „Mein Fräulein, ich werde Ihnen nicht mehr zur Laſt fallen —"

„Sie fühlen Sich gekränkt?" unterbrach ihn Julie, in welcher die angeborne Herzensgüte wieder die Oberhand erlangte.

„Nicht blos gekränkt, ſondern beleidigt."

„Das wollte ich, beim Himmel! nicht."

„Sie haben mir die Thüre gewieſen, das iſt genug für mich, Ihr Gemach nie wieder zu betreten. Ich war der Meinung, die Geſellſchaft eines Mannes, der Ihnen unaufgefordert und uneigennützig einen ſolchen Dienſt erwies, dürfte Ihnen nicht nur nicht läſtig, ſondern ſogar angenehm ſein, denn man weiß ja nicht, was im Schooße der Zeiten ſchlummert, und ob man nicht in der nächſten Stunde wieder einen Freund nöthig hat. Sie ſelbſt müſſen mir das Zeugniß geben, daß ich den Anſtand nie verletzt, die Grenze der Beſcheidenheit niemals überſchritten habe. Sie haben daher keine Urſache ge-

habt, anders zu denken. Ich verlasse Sie, mein Fräulein, und ich bezweifle gar nicht, Sie bald wieder zu sehen."

Er verließ ohne Gruß das Zimmer und das Haus.

Die Tänzerin schöpfte tief Athem und lispelte: „Dem Himmel sei's gedankt, mir ists, als wäre eine Centnerlast von meiner Brust gefallen, die Bekanntschaft mit ihm hat mich die Ruhe vieler Stunden gekostet. Er ging erbittert von hinnen, ist er boshaft, so kann er mir schaden — mag er's thun, ich bin auf Alles gefaßt, und kann sogar im schlimmsten Falle das Engagement verlassen. Wer mag nur Derjenige sein, der sich für mich interessirt? Gleichviel! Ich werde ihn, wenn er es wagt, sich mir zu nähern, zurückzuweisen wissen! Ach, wenn's nur schon Morgen wäre, damit ich hinauseilen könnte in meine liebe Wohnung, um wieder einige Tage zufrieden zu sein."

Sie ging zur Ruhe! — — —

Der Mann aus dem Komödiengäßchen eilte, nachdem er die Tänzerin verlassen hatte, die Straße hinab, durchs Kärnthnerthor, über's Glacis gegen die Wieden zu.

„Die Listige," dachte er, „sie hat mich durchschaut, und entwand sich mit Gewalt der Schlinge, die ich über sie geworfen hätte. Ich habe sie für

weniger klug und mehr unbedächtig gehalten, und wollte mir eine Gehilfin bilden, die ich trefflich hätte benutzen können. Aber nun — nun ist Alles vorbei! Vorbei? Sollte es kein Mittel geben, sie ohne ihren Willen in Verhältnisse zu verwickeln, die sie zwängen, sich mit mir einzuverstehen? — Sie ihrer Stellung zu berauben, das ginge leicht, aber in diesem Falle verließe sie die Stadt, um ein anderes Engagement zu suchen! — Das ist Nichts, denn in Wien müßte sie bleiben, wenn sie mir nützen sollte. — Sollte ich mein ersonnenes Mährchen von dem hohen Protegée benutzen und einen Mann bereden — nein, nein, ich müßte da Jemanden in's Geheimniß ziehen, und das wäre zu gefährlich. — Wie wär' es, wenn ich sie durch Verdacht — ja — wirklich — es gäb' ein Mittel — sie müßte ihre Stellung verlieren und könnte die Stadt doch nicht verlassen — gezwungen bliebe ihr nichts Anderes übrig — als — ja ja, so geht es, so bekomme ich sie in mein Netz, und ist dies geschehen, so soll sie mir nicht mehr entkommen!"

Unwillkürlich hatte er während dieser Erwägung seine Schritte beschleunigt; er eilte längs des Wienflusses dahin. In der Gegend der Schleifmühlgasse angelangt, vernahm er Männerschritte.

Er drückte sich an ein Hausthor, um Jene an sich vorüber zu lassen.

Voran ſchritt ein Einzelner, hinter ihm drei Andere in einer Reihe, der Mittlere wurde von ſeinen beiden Nachbarn geführt.

Sie redeten laut mit einander.

„Meine Herren," rief der Mittlere, „ich ſage es Ihnen noch einmal — "

„Sind Sie ſtill und ruhig," heiſchte ihm der an der Spitze gebieteriſch zu, „bei den Verhören werden Sie Gelegenheit genug finden, Ihr Redewerk in Bewegung zu ſetzen, aber ich glaube, mit Leuten von Ihrem Metier wird nicht viel Federleſens gemacht. Jetzt kein Wort mehr, Herr Ferdinand Miller!"

Die Gruppe war vorüber, unſer Mann verließ ſeinen Standpunkt und ſetzte lächelnd ſeinen Weg fort, indem er längs der Wien hinab gegen Margarethen zu eilte.

VII.

Peter Thell und Hermann Duſchel ſaßen beiſammen, und ſprachen von dem Abenteuer bei Neudorf.

„Es iſt außer Zweifel," ſagte der Erſtere, „der Mann iſt einer jener Franzöſiſchen Emiſſäre, welche jetzt zu Hunderten in den Deutſchen Ländern zerſtreut ſind, um die Geſinnungen und den Zuſtand in denſelben auszukundſchaften und an ihre Regierung zu verrathen. Hätteſt Du nicht die Vorſicht gebraucht, mich insgeheim nachfolgen zu laſſen, Du hätteſt Deine Bereitwilligkeit ſchwer gebüßt. Ein fataler Umſtand war es aber, daß Du mich von dem beſtimmten Loſungsworte nicht in Kenntniß ſetzteſt, denn der Name Ferdinand Miller wäre mir jedesfalls aufgefallen und wir hätten Maßregeln getroffen, den

Verdächtigen festzuhalten. Das Abenteuer in der Silvesternacht habe ich Dir jüngst mitgetheilt, es war aber damals nicht das erste Mal, daß mir der Name Ferdinand Miller zu Ohren kam, ich hatte einige Wochen früher an die Trödlerin Konrad zu Mariahilf Möbel zu liefern, und die Partei, für welche sie bestimmt waren, war eben ein Herr Ferdinand Miller. Da ich wußte, daß Herr Brenner der Hausfreund jener Frau sei, so ging ich zu ihm und setzte ihn von meinem Abenteuer in der Silvesternacht in Kenntniß, und dieser versäumte es nicht, der Polizei die Anzeige davon zu erstatten. Der Listige mogte wahrscheinlich Lunte gerochen haben und machte sich aus dem Staube.

„Bei der ganzen Sache," erwiderte Hermann, „ist es mir unbegreiflich, wie man seiner bisher noch nicht habhaft werden konnte."

„Er muß wahrscheinlich mit guten Papieren versehen sein, hier unter einem ganz andern Namen existiren, und den so häufig vorkommenden Namen Miller nur als Aushängeschild und Ableitungsmittel gebrauchen. Es wäre klug von Dir gewesen, Dich scheinbar seinen Wünschen geneigt zu stellen, um doch genauer zu erfahren, was er eigentlich mit Dir im Sinne hatte."

„Ich glaube, daß es ihm blos darum zu thun

war; über die Anwesenheit der Tiroler Gewißheit, und dann vielleicht auch ihren Namen zu erfahren."

Ein Diener der Behörde trat ein, und brachte für Hermann eine Bestellung für den nächsten Tag zur Polizei.

„Es wird wahrscheinlich wieder in dieser Angelegenheit sein," meinte der junge Mann und Peter Thell setzte hinzu: „Wenn ich nach Hause komme, werde ich wahrscheinlich dasselbe erfahren, ich will gleich heim, um mich davon zu überzeugen."

Er verließ mit einem herzlichen Gruße den Freund und trat den Heimweg an.

Hermann blieb allein; es war gerade ein freier Nachmittag, wo die Landwehr kein Exercitium hatte, er beschloß daher denselben zu einem Besuche bei Rosa zu benutzen.

Als er in dem bekannten Hause in der Schmalzhofgasse die Treppe hinaufstieg, trat der Sandwirth eben aus seinem Zimmer und winkte ihn zu sich hinein.

„Hör' mahl, Mandl," sprach er zu dem jungen Manne, „sag' mir doch, was Du jetzt vor hast."

„Ich will Mamsell Rosa besuchen."

„Und dann?"

„Dann? — Ich verſtehe Sie nicht, Herr Hofer —"

„Du Sakra! Wirſt doch nicht über Nacht da bleiben?"

Hermann erröthete und antwortete: „Herr Hofer, welche Meinung haben Sie von mir?"

„Nun alſo, was thuſt Du dann, wenn es dunkel wird?"

„Dann geh' ich nach Hauſe."

„Haſt Du irgend ein wichtiges Geſchäft vor?"

„Ich wüßte mich keines beſonderen zu entſinnen."

„Das iſt recht, da mußt Du mir eine Gefälligkeit erweiſen."

„Mit größtem Vergnügen, Herr Hofer!"

„Ich mögte heute gern ins Kärnthnerthor in die Komödie gehen, willſt Du mich begleiten?"

Hermann ſtutzte: „Herr Hofer — Sie wiſſen —"

Der Sandwirth fiel ihm in die Rede: „Du Sakra! Willſt mich g'wiß erinnern, daß ich mich nirgends ſehen laſſen ſoll? Aber der Baron hat nur gemeint, daß ich beim Tag nicht ausgehe, und bis wir von da fortgeh'n, iſt's ſtockfinſter, und Niemand wird mich ſehen."

Hermann wollte Einwendungen machen, allein

der Sandwirth ließ ihn nicht zu Wort kommen, und ſagte ganz kurz: „Willſt oder willſt nicht? Wenn Du nicht willſt, ſo ſag's, und ich geh' allein."

Es blieb dem jungen Manne keine andere Wahl, als einzuwilligen, was den Tiroler ſehr erfreute, welcher fortfuhr: „So, das laß ich mir gefallen, wenn's Zeit iſt, kommſt Du herüber, mich abzuholen, und wir wollen uns das Spektakel anſchauen! Jetzt kannſt geh'n, aber Du Sakra, mußt der Röſel nicht 's Köpfel verdreh'n, ſonſt pack ich's auf Ja und Nein zuſamm' und führ's wieder zurück ins Tirolerlandl, haſt mich verſtanden, Du Sakra Du?"

Er klopfte den jungen Mann derb auf die Schulter, und ging ſchmunzelnd in ſein Zimmer.

Hermann trat bei Roſa ein.

Die Jungfrau, wie gewöhnlich mit einer Handarbeit beſchäftigt, lächelte ihm freundlich entgegen, und bot ihm, ihr gegenüber, einen Platz an.

„Ich komme mit ſchwerem Herzen!" begann er nach einigen Augenblicken.

„Mit ſchwerem Herzen? Und warum dies?"

„Weil ich Ihnen in Ihrer Angelegenheit noch keine erwünſchte Nachricht ertheilen kann. So viel Mühe ich mir auch gab, denn ich ſtellte bei allen Behörden Nachforſchungen an, aber es war verge-

bens, über den Aufenthalt Adam Landners, wie Ihr Bruder heißt, weiß man nirgends Auskunft zu ertheilen. Ich fange schon an zu zweifeln, daß er sich hier befindet."

Rosa wurde traurig und sprach: „Sollte ich also vergebens hieher gekommen sein."

„Trösten Sie Sich, Mamsell Rosa, und bedenken Sie, daß oft der Zufall Das herbeiführt, nach Dem wir früher mit aller Mühe umsonst geforscht."

„Es wäre für mich aber sehr trostlos, das Auffinden eines so theuren Angehörigen dem Zufalle überlassen zu müssen."

„Unsere Nachforschungen sollen deshalb nicht erkalten. Ich habe allen meinen Bekannten die Sache ans Herz gelegt, und Sie können versichert sein, daß auch diese keine Mühe sparen werden. Bis dahin müssen Sie Sich aber gedulden und Ihr Herz nicht zu sehr dem Kummer Preis geben."

„Der Gedanke, ihn, meinen einzigen Verwandten auf dieser Erde, nicht wieder zu finden, vielleicht gar zu erfahren, daß er todt ist, o, glauben Sie mir, Herr Hermann, dieser Gedanke quält mich unaufhörlich, und verleidet mir die Stunden, welche ich doch sonst durch die Güte Ihres Onkels hier in Ruhe genießen könnte."

„Aber eben dieſe Gedanken ſollen Sie verſcheuchen, unterdrücken," ſagte Hermann.

„Wie iſt dies möglich? Ich ſtehe ſo allein auf dieſer Welt, daß ich die ſchützende Obhut meines Bruders unmöglich entbehren kann, ach! Ich fürchte, ſie wird mir nie mehr zu Theil werden!"

„O nicht doch, liebe Roſa, Sie ſtehen nicht allein auf dieſer Welt, Sie befinden Sich unter der Obhut guter Menſchen, die Sie ſo ſchützen werden, als ob Sie Eine der Ihren wären; ſetzen Sie mehr Vertrauen in uns."

Die Jungfrau ſah ihn mit einem innigen Blicke an und entgegnete: „Hermann! Sie ſind gut, ſehr gut, ich habe dies im erſten Augenblick, als ich Sie ſah, erkannt und Zutrauen zu Ihnen gefaßt. Das iſt ja noch der einzige Troſt, der mich aufrecht erhält, und zum Theil wenigſtens den Kummer aus meiner Bruſt verſcheucht. Es iſt ſonderbar, es bleibt immer ein unerklärbares Räthſel der menſchlichen Seele, daß wir uns von manchem Menſchen, den wir im Leben noch nie geſehen, im erſten Augenblicke abgeſtoßen fühlen, während wieder ein Anderer, der uns eben ſo unbekannt iſt, uns plötzlich wie durch eine magiſche Gewalt an ſich zieht und feſſelt."

„Und war dies mit mir bei Ihnen der Fall?"

„Ich ſage es offen, ja, es war ſo! — Ich habe ſeitdem manchmal darüber nachgedacht, und mich dabei einer Scene aus meiner Jugend erinnert, die ich nicht ſo leicht vergeſſen werde. Ich war ein Mädchen kaum zehn Jahre alt, der Bruder war damals nicht mehr bei uns, die Mutter hatte nur mich allein und hütete mich wie — nun, ſo wie man eine einzige Tochter hüten kann. Eines Nachmittags befanden wir uns auf einem Spaziergange im Gebirge. Die Mutter und einige Freundinnen plauderten gemüthlich miteinander, ich, immer eine hübſche Strecke voraus, lief den Berg hinan. In Frühlingsreizen ſtrahlend lag die Alpenwelt vor mir, mein Auge blickte trunken bald zu den eiſigen Firnen oben, dann wieder in die blauduftigen Thäler hinunter, welche ſtill und geheimnißvoll da lagen, wie ſchlummernde Gefühle in den Herzen der Menſchen. In kindiſcher Freude hüpfte ich immer vorwärts, die beeisten Spitzen der Berge glitzerten wie Silbergefunkel herab, und mein Pfad, ſo dachte ich im kindiſchen Sinne, müſſe gerade dahin führen, wo der liebe Himmel ſo viel Silber wachſen ließ, jahraus, jahrein; ach, wer dort immer wohnen könnte, wie reich müßte der ſein, jedesfalls reicher wie ein Fürſt, vielleicht ſo reich wie ein König, oder gar ſo reich wie der Kaiſer. Ich klatſchte in die Hände, denn ich war

auf dem Wege zu dem unermeßlichen Schatze, und meine Einbildungskraft war so lebhaft, daß ich mich demselben mit Riesenschritten zu nähern meinte, und da das Gletscherhaupt so nahe herab schien, so mußte ich es, wie ich mir dachte, sehr bald erreichen. Die Ungeduld wuchs, ich sann auf ein Mittel, mir den Weg zu kürzen, und fand eines. Ich will nicht mehr hinauf sehen, sprach ich bei mir, ich will die Augen zu Boden schlagen, und so fort eilen; auf diese Weise werde ich mich selbst überraschen, wenn ich plötzlich vor dem Schatze stehe, und die Freude wird um so größer sein! — Ich that, was ich mir vornahm; anfangs zuckten manchmal, fast unwillkürlich, die Lider empor, und die Neugierde drohte den Blick zu bewältigen, aber da hielt ich mir in kindischer Laune die Händchen vor die Augen und hielt sie so lange, bis mein früherer Vorsatz wieder die Oberhand gewann, und die Neugier unterdrückt war. Ich gelobte mir im Stillen, ja nicht aufzublicken! Während ich so vorwärts eilte, bemerkte ich rechts und links von meinem Pfade Blumen, deren Duft ich einsog, an deren Anblick ich mich ergötzte; aber ich ging vorüber, gleichgültig, wie ich schon Hundertmal an anderen Blumen vorüber gegangen, meine Gedanken waren noch immer oben, beim Silberschatz. Auf diese Weise gelangte ich an eine Stelle, der Pfad

ſpaltete ſich nach zwei entgegengeſetzten Richtungen; welche ſollte ich einſchlagen, um mich dem heißerſehnten Ziele zu nähern? Ach, wie freute ich mich nun, daß der Zufall dieſe Veranlaſſung herbeigeführt hatte, denn nun durfte ich aufblicken, ja, ich mußte es ſogar, denn wie hätte ich ſonſt gewußt, welcher Richtung ich zu folgen habe, und ich that es. Aber wer beſchreibt meine Verwunderung, als mein Schatz verſchwunden war, und ich einen waldrauſchenden Berg vor mir hatte, den mein Blick weder durchdringen, noch überſehen konnte, und wohin ich mich in kindiſchem Unmuth auch wenden mogte, von meinem Silberberg war keine Spur vorhanden. Ich wurde traurig, ließ das Köpfchen hängen, machte ein Mäulchen; da fällt mein Blick auf eine Blume am Saume des Bergwaldes, die kaum zehn Schritte von mir ſtand, es war eine Blume, wie ich deren kurz vorher zu beiden Seiten meines Pfades unzählige geſehen hatte, an denen ich aber ganz gleichgültig vorüber gegangen war, es war eine Blume von derſelben Gattung wie Hundert Andere, aber ſie allein zog meine Aufmerkſamkeit auf ſich. Warum? Ich weiß es nicht, erſt als ich mich ihr näherte, glaubte ich ſie duftiger, herrlicher zu finden, wie die andern, und doch hatte ich mich ja früher jenen nicht genähert, wie konnte ich alſo Vergleiche anſtellen? —

Aber es war ſo! Ich ließ mich an der Seite der Blume nieder, und betrachtete ſie mit Wohlgefallen, und weidete mich an ihrer Schöne, und ſog ein ihren ſüßen Duft, und neigte mich vorſichtig hin zu ihr, und küßte ihre Blätter, ſo demüthig wie der Bittſteller das Gewand ſeines Fürſten küßt, und als mir der Berg mit dem Silberſchatze einfiel, da rief ich: Bleibe, wo Du biſt, ich mag Dich nicht mehr; Du haſt mich nur genarrt und gefoppt, ich merk' es ſchon, Du biſt nicht für mich, Du biſt für große Herren, ich aber bin noch klein, ich will bei meinem Blümchen bleiben, bei meinem lieben, lieben Blümchen, das kann ich mit mir nehmen, das kann ich ins friſche Waſſer ſetzen, kann es aufbewahren lange — lange —"

„In dieſem Augenblicke vernahm ich den ſorglichen Ruf meiner Mutter — ein Riß, die Blume zitterte in meiner Hand — ſie ruhte an meinem Buſen — ich floh hinab und lag in den Armen der Theuren!"

Roſa ſchwieg. Hermanns Auge hing ſelig an den Lippen der lieblichen Erzählerin, ſo — ja, ſo mußte Scheherezade erzählt haben, um die Aufmerkſamkeit des Sultans wach zu erhalten, und ſeine Neugierde durch Tauſend und eine Nacht zu ſpannen.

„Nun, und weiter?“ begann er, als Roſa keine Miene machte, fortzufahren.

„Weiter?“ fragte die Jungfrau erröthend, „ich bin ſchon zu Ende.“

„Haben Sie Nichts mehr hinzuzufügen?“

„Hermann!“ bat ſie in flehendem Tone.

Er ergriff ihre Hand, führte ſie an ſeine Lippen, ſie ließ es widerſtandslos gewähren.

„Roſa!“ rief er, „Ihre Worte ſind tief in meine Seele gedrungen, darf ich mir den Sinn derſelben deuten?“

Sie nickte ihm vertraulich eine bejahende Antwort zu, er zog ſie an ſich, blickte ihr trunken ins wonnige Auge und ſprach: „Ich hab's geahnt vom erſten Augenblicke an, wo mich ein guter Gott Sie finden ließ, ich hab's geahnt von jenem Augenblicke an, wo Sie, ein Erdenengel vor mir ſtanden und mich anſahen mit dem wunderlieben Aug'; ja, ich hab's geahnt, daß Sie mir näher kommen würden, daß mein Herz von dem Ihren verſtanden, daß mein Fühlen von dem Ihren erwidert werden wird. Hören Sie nur, wie laut es hier in meinem Herzen pocht, o lauſchen Sie dieſen Schlägen, denn Ihnen, ja Ihnen nur gilt dieſer Herzensſchlag! Fühlen Sie, wie ſiedend heiß mir's durch die Pulſe fließt, o, Roſa! Fühlen Sie nur, denn Ihnen, ja Ihnen

allein gehört jeder Tropfen Blut an. O ſehen Sie, wie trunken mein Blick an Ihren Augen hangen bleibt, er weidet ſich an der Himmelsform, er mögte einſaugen die heilige Glut Ihres Blickes, um in dieſer Feuertaufe gereiniget zu werden, und ſich hinab ſenken zu dürfen in den Strom des Glaubens. Ja, ja Roſa, Sie ſind mein Leben, Sie ſind mein Himmel, meine Erde, mein Alles; ohne Sie bin ich Nichts, ohne Ihre Liebe kann ich Nichts ſein, in Ihnen ſammelt ſich all mein Leben, Fühlen, Denken, aus Ihnen ſtrömt meine Kraft, mein Wille, ich bin nur das Rad, und Sie der Silberſtrom, der dieſes Rad im Kreiſe dreht; wenn des Stromes Waſſer je verſiegen ſollte, ſo hält das Rad ſtill, ſein Wirken nimmt ein Ende, es vertrocknet und modert hin."

Lächelnd, aber unter Thränen lächelnd, unterbrach ihn Roſa: „O nur ruhig, mein Freund, der Strom wird nicht verſiegen, das Rad wird nicht vermodern. Glauben Sie, ich hätte damals meine Blume, die mich ſo mächtig angezogen, die mich Alles, alles Andere vergeſſen ließ, glauben Sie, ich hätte ſie wieder von mir geſchleudert? Haben Sie vergeſſen, daß ich damals zu ihr geſprochen: Du biſt mein, ich will Dich mit mir nehmen, ins friſche Waſſer ſtellen, aufbewahren lange — lange! — So wie dort zur Blume, ſo fühlte ich mich hier zu Ih-

nen hingezogen, ſo wie dort zur Blume, ſo neige ich mich zu Ihnen nieder, ſo trunken und ſelig wie damals in den Blüthenkelch, ſo trunken und ſelig ſchau ich in Ihr Antlitz jetzt, ſo wie die duftige damals an meiner Bruſt gelegen, ſo ruhen Sie jetzt an derſelben, und ſo wie ich die Blume damals geküßt, ſo küſſe ich jetzt Dich — Dich, Du mein ſüßes, mein einziges Leben!"

Ein Wonneſchrei drang aus ſeinem Munde: „Roſa — träum' ich — oder iſt's Wirklichkeit — Du liebſt mich wirklich?"

„Als ob Du es nicht ſchon längſt wüßteſt — "

„O, ich wußt' es, aber hören mögt' ich es, hören von Dir — hören, wie das ſüße Wort über Deine Lippen rieſelt, ich mögte hören, wie der Ton an mein Ohr ſchlagen, ich mögte fühlen, wie er in mein Herz gleiten wird. O, nur ein Mal, nur ein einzig Mal noch ſprich es aus."

Die Jungfrau preßte ſich an ihn, und liſpelte: „Hermann — ich liebe Dich!"

„Ja, ja, ſo — ſo mußte es klingen, ſo mußte das Wort bis ins innerſte Mark der Seele dringen, ſo mußte es in des Herzens tiefſter Tiefe forttönen, mächtig, erſchütternd, ſo wie der Donner durch die Berge fortrollt."

„Und Du Hermann, ſprich auch Du das ſüße Wort, daß auch ich es höre.“

Er hauchte einen ſiedend heißen Kuß auf ihre Lippen und ſprach: „Roſa — meine theuere, meine einzige Roſa — ich liebe Dich!“

Wie horchend ſtand Sie einen Augenblick lang, dann ſprach ſie: „Ja, ja Du haſt Recht, das Wort dringt bis ins innerſte Mark der Seele, es tönt fort in des Herzens tiefſter Tiefe, aber ſonderbar, in meinem Herzen tönt es nicht mächtig, nicht erſchütternd, da rollt es nicht wie ein Donner durch's Gebirge, o nein, es iſt ein ſanfter, ein wonniger Ton, wie wenn der Wind durch die Saiten einer Harfe zieht, es iſt ein Geiſterhauch, wie er oft in ſtiller Mitternacht aus dem Schilfe weht, ja, ja, Hermann, ſo iſt's, ſo ſtahl ſich's in meine Bruſt, ſo ſchleicht es jetzt im Herzen von Wand zu Wand; es ſcheint verirrt, und kann aus dem Schachte den Weg nicht finden, darum tönt es auch immer noch herauf, ganz ſo, wie ich's gehört, ganz dieſelben Worte, immer fort — immer das Nämliche, ja ja, ich hör' noch immer, es tönt noch immer, ich werd' es ewig hören: „Ich liebe Dich! Ich liebe Dich!“

Sie hielten ſich umſchlungen, die Lippen ſchwelgten im Kuß, die Augen glühten im Entzücken; die Herzen pochten an einander, in raſchen, ſehr raſchen

Schlägen; es war der seligste Augenblick ihres bisherigen Lebens.

„Du bist also, meine Rosa," fragte der junge Mann nach einigen Minuten stiller Wonne, „Du bist mein?"

„Dein, mein Theuerer, für's ganze Leben!"

Er setzte sich an ihrer Seite nieder, ließ sie los, faßte dagegen ihre Hände, sah ihr in's dunkle Auge, lächelte so wie sie, und neigte sich zu ihr, um ihr eine Thräne von den glühenden Wangen weg zu küssen. „Du weinst, mein Herz?" fragte er fast traurig.

„Ich glaube, es ist vor Freude!" entgegnete sie, „ach, Du glaubst nicht, Hermann, wie süß das Weinen ist, wenn das Herz zu voll wird."

Und stumm sah er ihr ins schöne Antlitz, und küßte ihr oft den süßen Thau aus den Augen, und als die Thränen unaufhörlich einander folgten, da bat er sie, daß sie nimmer weinen möge.

„Nicht mehr weinen?" entgegnete die Jungfrau, „meinst Du, der Thränenquell ließe sich verwehren, zu fließen? Thränen, die man bezwingen kann, sind nicht echt, wenn die Wolke zu voll ist, so träuft der Regen auf die Erde, und keine Macht kann dem Gesetze der Natur hindernd entgegen treten; so wie

dort, ſo auch hier, ich weine nicht, weil ich kann, ſondern weil ich muß; o daß meine Thränen ſtets ſo ſüß als die jetzigen ſein mögten."

Und im ſchnellen Lauf flogen die Stunden an ihnen vorüber, der Abend und mit ihm die Dunkelheit waren raſch hereingebrochen, aber ſie bemerkten es nicht; mein Himmel, was hat Liebe ſich um Tag und Nacht zu kümmern? Für ſie gibt's keinen Wechſel von Außen; wenn ſie glücklich iſt, ſo iſt's bei ihr immer Tag, immer licht, immer Sonnenſchein, immer Frühling!

Das Entzücken der jungen Leute wurde durch das Eintreten Hofers geſtört.

„Na, Du Sakra!" rief der Sandwirth ſchon an der Thüre, „haſt vergeſſen, was Du mir verſprochen? Da ſchauts her, ſitzt der Bub' noch immer bei der Röſel, im finſtern Stübl; he Kinder, das g'fallt mir nicht!"

Hermann ſtammelte einige Worte der Entſchuldigung, aber der Sandwirth unterbrach ihn: „Nix da, komm, gehn wir, es iſt ſchon die höchſte Zeit!"

Er faßte Etwas derb die Hand des jungen Mannes, und wendete ſich zu Roſa: „Siehſt Du's, Du ſchwarzaugig's Dirndl, jetzt führ' ich ihn fort, und Du mußt zur Straf' allein bleiben!"

Hermann gewann kaum so viel Zeit, der Geliebten die Hand zu küssen, denn Hofer zog ihn ungestüm mit sich zur Thüre hinaus.

„Ja, ja," lispelte Rosa traurig, als die Beiden das Zimmer verlassen hatten, „Vater Hofer sprach wahr, ohne ihn bin ich allein, ganz allein!"

*

* *

Zwei Stunden später, die Vorstellung im Kärnthnerthortheater hatte bereits begonnen, befand sich der Freiherr von Hormayr in seiner Wohnung, als er durch einen Diener schleunigst zu Seiner Excellenz, dem Minister Grafen von Stadion, zu dessen vertrauten Arbeitern er gehörte, beschieden wurde.

Schon bei seinem Eintritte bemerkte er an den Bewegungen und dem Benehmen des Chefs eine unwöhnliche Entrüstung. Er war unruhig, schnupfte häufig Taback, und zog die Stirn in finstere Falten. Er schien die Ankunft Hormayrs mit Ungeduld erwartet zu haben. Seine höfliche Verbeugung wurde kurz erwidert.

„Eure Excellenz befehlen?" begann er in gespannter Erwartung Dessen, was er vernehmen sollte.

Der Miniſter nahm eine Priſe, und ſprach raſch mit etwas ſtotterndem Eifer: „Sie halten nicht Ihr Wort.“

„Ich, Eure Excellenz?“

„Ja, Sie! Unſerer Verabredung gemäß ſollten die Tiroler verborgen bleiben!“

„Das iſt auch der Fall.“

„Das iſt nicht der Fall; denn ſie laufen überall herum —“

„Nicht möglich —“

„Sie kennen unſere Verhältniſſe, und werden uns Andreoſſy und Rechberg *) noch an den Hals hetzen.“

„Eure Excellenz vergeben, es kann nicht wahr ſein, ich habe von Hofer das Verſprechen, und kein Tiroler bricht ſein Wort.“

„Wie können Sie das behaupten. Gehen Sie hinüber ins Kärnthnerthortheater, da werden Sie Ihren Bartmann, oder Buſchmann, oder Sandwirth im Parterre finden, wo er Aller Augen auf ſich zieht.“

Hormayr war wie vom Blitze getroffen.

„Eure Excellenz,“ ſtammelte er, „dies iſt mir

*) Die Geſandten von Frankreich und Baiern.

unbegreiflich! Wenn Eure Excellenz erlauben, werde ich sogleich eilen —"

„Thun Sie es," unterbrach ihn der Minister, der gleich merkte, was der Andere im Sinne hatte, „aber schnell, und ohne daß es auffällt."

Hormayr verließ das Gemach. In Sturmesschritt eilte er aus der Burg über den Josefsplatz zum Kärnthnerthortheater. Die Vorstellung war im vollen Gange. Hormayr ging auf den Billeteur zu, drückte ihm einige Silberstücke in die Hand, und ersuchte ihn, im nächsten Zwischenakte den Ungarischen Viehhändler mit dem großen Barte herauszurufen; „sollte er," setzte der Freiherr hinzu, „eine Frage an Sie richten, so sagen Sie ihm nur leise ins Ohr: der Landsmann mit dem Weine und den Pferden sei hier, und müsse ihn auf der Stelle sprechen. Auf weitere Fragen geben Sie ihm die einfache Antwort, daß Sie nicht mehr wüßten, und daß er nur sogleich herauskommen möge."

Der Billeteur versprach pünktliche Vollziehung des Auftrags. Hormayr wartete mit Ungeduld, bis der Vorhang fiel, endlich erschien der ersehnte Augenblick, an dem Geräusche, welches im Opernhause entstand, war dies leicht zu erkennen, der Billeteur ging hinein, und Hormayr trat hinter einen Pfeiler

am Eingange. Nur ein Blick und sein Auge fiel auf die kolossale, auffallende Erscheinung Hofers mitten im ersten Parterre, der Schreck darüber drohte ihm in die Glieder zu fahren.

Jetzt war der Billeteur bei dem Tiroler und vollzog seinen Auftrag. Hormayr sah, wie Hofer mehre Fragen an den Boten richtete, den Kopf schüttelte, sich umwendete und endlich mit einem jungen Manne an seiner Seite einige Worte sprach. Hormayr trat jetzt einen Augenblick aus seinem Verstecke hervor, und winkte ihm mit Heftigkeit zu, ihm zu folgen.

Hofer willfahrte, aber man merkte es seiner Langsamkeit an, daß es ungern geschehe.

Auf dem Platze vor dem Hauptthore angelangt, nahm der Freiherr den Sandwirth in Empfang.

„Aber Anderl, was machst denn Du da?"

„Ich hab' mir halt auch einmal die Komödie anschau'n wollen —"

„Das war sehr unnöthig; die Tiroler pflegen doch immer ihr gegebenes Wort treu zu halten, und Du hast mir's in die Hand versprochen, Dich sorgfältig verborgen zu halten."

„Ich habe nur versprochen," entgegnete Hofer ernst, „mich bei Tag' niemals sehen zu lassen, jetzt

aber iſt's Nacht, zwiſchen vier und fünf Uhr iſt's ſchon ſtockrabenfinſter."

Der Baron wußte nicht, ob er lachen oder ſich ärgern ſolle. „So," unterbrach er den Sandwirth, „iſt's da drinnen auch finſter? Weißt Du nicht, daß da drinnen die groß: Welt zuſammenkommt?"

„O ja, ich hab's g'ſehen aus den Kaſteln 'rausſchau'n, ſo wie in einer Menagerie."

„Wenn Dich Einer von den Franzoſen oder Baiern erblickt hat! Und Du laufſt noch in Deinem Aufzug daher mit dem bartigen Rüſſel, um einen Operntriller zu hören, und zu ſehen wie ſie im Ballet die Füße ausſtrecken."

„Hörſt, Gnaden von Hormayr, die G'ſchicht mit den halbnackten Mad'ln g'fallt mir gar nicht, das iſt nicht recht, und mich wundert's von unſerm Franzl, daß er ſo was Freches nicht abſchafft.*) Aber wo

*) Andreas Hofer war ein großer Verfechter der Sittenreinheit. Eine ſeiner Verordnungen aus Innsbruk ſchließt wörtlich mit folgender Stelle: „Viele meiner guten Waffenbrüder und Landesvertheidiger haben ſich geärgert, daß die Frauenzimmer von allerhand Gattungen ihr Bruſt- und Armfleiſch zu wenig und mit durchſichtigen Hadern bedecken, und alſo zu ſündhaften Reizungen Anlaß gaben, welches Gott und jedem chriſtlich Denkenden höchſt mißfallen muß.

Man hoffet, daß ſie ſich zu Hintanhaltung der Strafe Got-

iſt denn der Landsmann mit den Pferden und dem Wein?“

Ein komiſcher Zorn bemeiſterte ſich Hormayrs. „Aber Anderl!“ rief er ärgerlich, „was ſuchſt denn wieder für einen Landsmann? Es iſt ja Niemand da, als ich, ich habe Dich ja herausrufen laſſen, das Andere war ja nur eine Ausrede, ein Vorwand, damit ich Deinen Namen nicht nennen dürfte, und damit Du dem Billeteur ſchnell Folge leiſteſt.“

„Ah ſo,“ meinte der treuherzige Tiroler, „jetzt verſteh' ich erſt die ganze G'ſchicht. Na, Gnaden von Hormayr, Du biſt halt a g'ſcheid's Mandl, aber jetzt kann ich doch wieder hineingehen, und mich auf meinen Platz ſetzen?“

„Wohin willſt Du?“ rief der Freiherr erſchrocken.

„Na, in die Komödie, ich hab' jetzt ohnedem ſchon Viel verſäumt, und hab' doch fürs ganze Stück bezahlt, ich glaub' nicht, daß ſie mir bei der

---

tes beſſern, widrigenfalls aber ſich ſelbſt zuſchreiben werden, wenn ſie auf eine unbeliebige Art mit Dreck bedeckt werden.“

Innsbruck am 25. Auguſt 1809.

Andreas Hofer.

Kaſſa für das Verſäumte einen Heller zurückgeben.“*)

„Aber Anderl,“ rief Hormayr vor Ungeduld außer ſich, „ich bitte Dich, was fallt Dir denn ein! Ich bin froh, daß Du heraus biſt und Du willſt wieder hinein — Du begleiteſt mich jetzt in meine Wohnung.“

„Aber die Komödie?“

„Wird auch ohne Dich zu Ende geſpielt werden. Jetzt komm — komm —“

„Aber Gnaden von Hormayr, ich muß doch noch einmal hinein, ich muß ja den Mändl abholen —“

„Wer iſt denn das wieder?“

„Dem Kreuzwirth ſein Vetter, der hat mich ja ins Theater begleitet.“

Hormayrs Ungeduld hatte den höchſten Grad erreicht. „Hol' der Kukuk Deinen Mändl!“ rief er aufgebracht, „er wird den Weg ſchon allein nach Mariahilf finden.“

Nach dieſen Worten hing er ſich in die Arme des Sandwirths, und ſchleppte ihn durch Dick und Dünn mit ſich nach Hauſe in die Rennggaſſe zum Abendeſſen. — — —

---

*) Dieſe Scene iſt hiſtoriſch.

Aus der Ferne folgte ihnen ein Mann nach, welcher nach Hofers Austritt aus dem Parterre ſchleunigſt die letzte Galerie verlaſſen hatte. Als Hormayr mit ſeinem Schützlinge in ſein Hausthor getreten war, verließ jener Mann eiligſt die Renngaſſe und verlor ſich, umwogt von Regen und Schneegeſtöber, im Dunkel der Nacht.

VIII.

Der von mehren Wiener Patrioten geächtete Egidius Brenner ſchritt aus der Zieglergaſſe, wo ſich, wie wir erwähnten, neben dem Apolloſaale ſeine Wohnung befand, auf die Mariahilfer Hauptſtraße zu ſeiner Servatia.

Der Arme ſah ganz melancholiſch aus. Die Neckerei des alten Kanoniers hatte noch kein Ende genommen; ſeine Verfolgungen hatten nicht aufgehört. Ja in den letzten Tagen war der Verfolgte ſchon wieder aus einigen Gaſthäuſern verwieſen worden, bald ſollte er in Mariahilf, Schottenfeld und Neubau keinen Erholungsort mehr finden. Auch der Haſenfuß hatte ſich eingefunden, er wurde ihm in die Hände geſpielt, ohne daß er es nur ahnte, ohne daß er ihm ausweichen konnte. In manchen einſamen Augenbli-

blicken, wenn er über die Sache reiflich nachdachte, wollte ihn schier ein Grauen erfassen. Er sah sich dem Muthwillen eines Menschen Preis gegeben, den er nicht zur Rechenschaft ziehen konnte, und der ihn mit einer Beharrlichkeit verfolgte, die beinahe an's Unglaubliche gränzte: die Mittel seines Feindes, immerfort den Hasenfuß zurück zu erhalten, mußten, wenn auch nicht übernatürlich, so doch unerschöpflich sein, wenn das so fort ging, so war er in kurzer Zeit ein Raub der Verzweiflung.

Herr Egidius war merklich bläſſer geworden, seine Lebensluſt war verschwunden, Frau Servatia gab sich zwar viel Mühe, ihn zu trösten und aufzurichten; doch kaum war er allein, so stand schon wieder der Hasenfuß vor seiner Seele; hatte er ihn empfangen, so quälte er sich mit den Gedanken, wie ihn zu verbergen, und war dies geschehen, so marterte ihn die Furcht vor dem Augenblicke, wo er ihn, der Himmel weiß auf welch eine Weise, wieder in die Hände bekommen sollte.

Egidius wich allen Menschen aus, das Mißtrauen zwang ihn, immer allein zu sein, er entfernte die Alte, welche ihn bediente, dankte die Waschfrau ab, verbot dem Hausmeister, Packete für ihn zu übernehmen, nahm selbst von Niemandem Etwas an, was sich auf irgend eine Weise verwahrt befand; aber

wer hätte es glauben ſollen, der Haſenfuß kam ihm doch in die Hände.

So befand er ſich eines Vormittags bei ſeiner Herzensdame im Laden, als ein Mann der Trödlerin einen Rock zum Verkaufe anbot. Die Waare war billig, man wurde einig. Als ſich der Käufer entfernt hatte, durchmuſterte ſie das Erkaufte etwas näher, und fand ein Sacktuch in der Taſche. Sie zog es heraus und der Haſenfuß mit den Roſabändchen fiel auf den Boden.

Das liebende Pärchen erſchrak, Keines von Beiden wagte es, den gefürchteten Ruheſtörer aufzuheben, er blickte ſie — ſie ſah ihn an; endlich bückte ſie ſich, und faßte das **Corpus delicti** ungefähr ſo, wie Jemand, der ſehr empfindlich iſt, eine glühende Kohle faſſen würde. Auf dem Täfelchen ſtand der Vers:

Kann von Dir nicht bleiben fern,
Gleich und Gleich geſellt ſich gern.

Frau Servatia ſchüttelte den Kopf.

Brenner ſeufzte tief auf, als ob er hätte ſagen wollen: Dem Himmel ſei's gedankt, jetzt hab' ich es wieder einmal überſtanden!

Dame Konrad wurde von einer Idee erfaßt.

„Warten Sie, lieber Egidi, ich werde Sie von dem Ungethüm befreien!“

Sie nahm den Haſenfuß und ſperrte ihn in ihren Kaſten.

Einige Tage herrſchte Ruhe, Brenner befindet ſich wieder bei ſeiner Dame, da ſtürzt ein großer Pudel in den Laden, läßt aus dem Munde Etwas fallen, außen ertönt ein Pfiff, der Pudel ſtürzt ab, der Haſenfuß liegt wieder vor Egidi auf dem Boden. — Auf dem Täfelchen waren die Zeilen geſchrieben;

Komme aus dem alten Kaſten,
Ohne Dich kann ich nicht raſten!

Nun wurde auch Frau Servatia ängſtlich. Die Theilnahme an Egidi, die Furcht ihren Zukünftigen zu verlieren, der Gedanke, von Aufpaſſern und Spionen umgeben zu ſein, machte ſie ſchaudern. Sie keuchte in ihr Zimmer, riß die Lade auf, der Haſenfuß war in der That verſchwunden. Ihr droheten die Sinne zu vergehen. Aber ſie faßte ſich und rief: „Nun erheiſcht es meine Ehre, meine Ruhe, meine Sicherheit, nun will ich ihn bewachen!“

Sie nahm den Haſenfuß, wickelte ihn würdevoll in ein reines Papier und ſteckte ihn in den Buſen, dabei ſprach ſie: „Hier ſoll er ruhen, Tag und Nacht,

er ſoll nimmer von dieſer Stelle kommen. Ich will ſehen, was der lumpige Kanonier nun beginnen wird!"

So oft nun Herr Egidius kam oder ging, zeigte ſie ihm triumphirend das Päckchen, ſchob es dann wieder majeſtätiſch in die Schlucht des Vorgebirgs der guten Hoffnung, und flüſterte: „Nun Egidi, was ſagen Sie dazu? Nicht wahr, ich habe der Geſchichte ein Ende gemacht!"

Einige Beruhigung dämpfte Brenners aufgeregtes Gemüth, und dies iſt die Stimmung, die ihn auf dem Gange beherrſcht, auf dem wir ihn zu Anfang dieſes Kapitels trafen.

Wir haben noch zu erwähnen, daß Herr Brenner, Frau Konrad und ihr Majoratsherr, der Herr Schani, eine polizeiliche Einladung für den heutigen Vormittag erhalten hatten, und daß Herr Egidius eben ausging, ſeine Zukünftige dazu abzuholen.

Frau Servatia und Herr Schani ſteckten ſchon in Sonntagskleidern, die Dame empfing unſeren Geächteten auf die liebenswürdigſte Weiſe und flüſterte, indem ſie ihm das verhängnißvolle Päckchen zeigte: „Nun, mein theurer Egidi, ſehen Sie es nun ein, daß der alte Lump kein Zauberer iſt. Einige Male iſt es ihm wohl gelungen, den Haſenfuß wie-

der zu bekommen, aber nun wird er ſich wohl die Luſt hierzu vergehen laſſen, nun hat er es mit mir zu thun!“

Man trat hierauf ganz ruhig den Weg zur Polizei an.

Auf der für die vorgeladenen Parteien zum Warten beſtimmten Vorſtube befanden ſich bereits einige unſerer Bekannten, als Peter Thell, Hermann Duſchel, der Hausmeiſter aus der Schleifmühlgaſſe und noch mehre andere in der Ferdinand Miller'ſchen Angelegenheit Betheiligte.

Das Verhör mit dem Arretirten währte bereits eine Stunde. Der Inquiſit, ſchon matt und mürbe examinirt, wurde auf kurze Zeit in ein Seitengemach geſchoben, und die betreffenden Parteien noch einmal vernommen, um dann mit ihm konfrontirt zu werden.

In der Amtsſtube ertönte die Klingel — Frau Konrad und Herr Schani traten ein.

Der Majoratsherr war noch eine reine, polizeilich politiſche Unſchuld, das heißt, er war noch nie vor Gericht geſtanden.

Die Mama hielt ihn daher mit gewaltiger Fauſt an der Hand, denn er machte Verſuche, ſich vom Mutterlande loszureißen und eine freie Provinz zu werden, aber es gelang ihm nicht!

„Wiſſen Sie, Frau Konrad, warum Sie hier vor Gericht ſind?“ begann der Beamte.

„Ich weiß es zwar nicht, Herr Kommiſſär, aber ich denke mir's. Schani, ſteh' ruhig!“

„Es iſt in Angelegenheit Ihrer ehemaligen Miethpartei.“

„Schon wieder? Mein Gott, wann wird die Geſchichte endlich einmal ein Ende nehmen? Ich habe dieſes Menſchen halber ſchon ſo viele Vormittage verſäumt, daß ſich der Schaden vielleicht ſchon auf einige Hundert Gulden beläuft. Schani, gib Ruh', oder ich faſſ' Dich am Schopf.“

„Wir ſind endlich dieſes Menſchen habhaft geworden.“

„Dem Himmel ſei's gedankt, es hat lang genug gedauert! — Schani, ich ſag Dir's, trau mir nicht.“

Die drohenden Anhängſel an ihren Sohn folgten jeder Rede derartig, daß keine muſikaliſche Pauſe dazwiſchen ſtattfand, nur die Tonart änderte ſich, ſie ging aus dem Moll ins Dur über.

„Sie erinnern ſich alſo der Perſon Ihres Miethmannes noch ganz genau?“

„Wie ſollt ich nicht? Er war ja ein lieber Schatz. Groß gewachſen, faſt ſo wie ein Grenadier, der Himmel verzeih mir meine Sünden, das

Geſicht war voll, Etwas braun, aber einnehmend, das Haar braun, das Auge dunkel, der Blick, o der Blick, ich ſag' Ihnen, der Blick war ſpitzig wie ein Meſſer, als beſondere Kennzeichen weiß ich wirklich Nichts anzugeben, als daß er ein charmanter Herr war, der viel Geld hatte — Schani, ſteh ruhig, oder ich reiß Dir die Haar' aus."

„Wie Sie früher ausſagten, hat ſich das beſagte Individuum oft mit Ihrem Knaben unterhalhalten, der Kleine würde ihn alſo, wenn er ihm gegenüber geſtellt würde, ebenfalls wieder erkennen?"

„O gewiß! Mein Schani hat ein Gedächtniß wie ein erwachſener Menſch, er erkennt Alles gleich wieder, ich ſag' Ihnen, Herr Kommiſſär, in dem Kinde liegt ein ganzer Sterngucker begraben. Sag' mir einmal Schani," wendete ſie ſich zu dem Knaben, doch der Beamte unterbrach ſie: „Laſſen Sie das, ich werde ihn ſchon vernehmen, ſagen Sie mir jetzt, haben Sie nach der Entfernung Ihrer Miethpartei keine Papiere gefunden, die er etwa in der Wohnung zurückgelaſſen hatte?"

„Nein, Herr Kommiſſär, wie geſagt, nein; aber erlauben Sie mir gefälligſt, nach den Papieren haben Sie mich ja ſchon oft genug gefragt."

„Sie ſcheinen vielen Antheil an dem Manne zu nehmen!“

Frau Teufel ſchlug die Augen zu Boden und liſpelte: „Herr Kommiſſär, Sie verkennen mich, meine Theilnahme iſt eine rein menſchliche, ich ſtehe auf dem Sprunge, mich abermals zu vermählen, und muß geſtehen, daß ich meinen Zukünftigen liebe, ſehr heiß liebe, es wäre daher unverzeihlich — wenn ich — Schani ich bitt' Dich, bleib ruhig.“

Zur Ehrenrettung des Majoratsherrn müſſen wir geſtehen, daß ihn dieſe Mahnung ganz unverdient traf, denn ſo lammfromm wie in dieſem Augenblicke war er ſchon ſeit Monaten nicht geweſen, die Drohung der Mama geſchah daher theils aus inſtinktmäßiger Gewohnheit, theils aber um ihre Verlegenheit zu verbergen.

„Schon gut,“ unterbrach der Beamte ihre Verlegenheit, „Sie haben durch einzelne Reden Theilnahme verrathen, und dies iſt der Grund, warum Ihnen nicht ganz zu trauen iſt.“

„Mir nicht trauen?“ rief die Dame und begann zu ſchluchzen. „O Herr Kommiſſär, Sie kränken mich zu Tode, ich bin verkannt, verleumdet, o ich bin unglücklich!“

Der Beamte wendete ſich zu Schani und ſprach: „Trete näher, mein Kleiner.“

Der Knabe ging einige Schritte auf den Kanzleitiſch los, und blieb dann ſtehen.

„Sag mir, mein Kind, wie heißt Du?“

„Schani Konrad!“

„Alſo Johann Konrad!“

„Nein, ich heiß' Schani!“

„Sei kein Eſel, mein Kind!“ belehrte ihn die Mama, „Johann und Schani iſt ja das Nämliche.“

„Wie alt biſt Du?“

„Zu Michaeli war ich ſechs Jahr, die Monate abgerechnet.“

„Welche Monate?“ fragte der Beamte.

„Ich weiß nicht — die Mama will mir's nicht ſagen!“

Der Kommiſſär wandte ſich mit einem fragenden Blicke an Servatia, welche verlegen da ſtand, denn ſie erinnerte ſich augenblicklich des Geſpräches bei den Damen im erſten Stocke, wo dieſer Punkt abgehandelt worden war. Schani hatte wirklich ein enormes Gedächtniß, aber in dieſem Augenblicke verwünſchte ſie es.

„Herr Kommiſſär,“ antwortete ſie verlegen, „das Kind meint die neun Monate —“

„Ah ſo,“ lächelte der Beamte, und kehrte ſich wieder zu dem Knaben: „Erinnerſt Du Dich auch

der Leute, welche öfters in das Haus Deiner Mutter kommen?"

„O ja!"

„Nenne sie mir."

„Der Herr Egidi, der steckt immer bei uns."

„Wer ist der Herr Egidi?"

„Mein Zukünftiger!" erklärte die Trödlerin.

„Ja, ja, die Leute sagen, er will die Mutter heirathen, ich aber mag ihn nicht, ich kann ihn nicht leiden, ich mag keinen Stiefvater, ich will ihn nicht —"

„Nur ruhig, lieber Kleiner."

„Schani sei nicht keck."

„Nun also gut, Herr Egidi ist Einer, wer kommt noch in's Haus?"

Schani sann eine Weile nach.

„Nur heraus," ermunterte ihn der Beamte, „Du mußt Dich nicht fürchten, mußt kein Hasenfuß sein —"

Dieses verhängnißvolle Wort war kaum gesprochen, als neue Ideen in dem Knaben erwachten. Sein ganzer Körper begann zu jucken, er klatschte ausgelassen in die Hände und rief: „Hast mich wieder hopsasa, Hasenfuß ist wieder da!"

„Schani halts Maul!" schrie Frau Teufel.

„Ruhig, ruhig!" rief der Kommissär, den die

Ausgelaſſenheit des Ungezogenen zu ärgern begann, „beantworte das, um was Du gefragt wirſt.“

Schani verſtummte.

„Wer kommt noch in das Haus Deiner Mutter?“

„Ich weiß Niemanden mehr.“

„Wer wohnt bei Euch im erſten Stock?“

„Zwei Damen.“

„Wer hat früher dort gewohnt?“

„Ein Herr!“

„Kommt dieſer Herr noch jetzt in's Haus?“

„Nein!“

„Erinnerſt Du Dich nicht, ihn in der letzten Zeit bei Deiner Muttter geſehen zu haben?“

„Nein!“

Unſere Leſer merken bereits, daß man Dame Servatia ihrer theilnehmenden Worte halber eines Einverſtändniſſes mit Ferdinand Miller verdächtigte.

„Du haſt ihn alſo gar nicht mehr bei Euch geſehen?“

„Nein!“

„Schani, mein Kind, nimm ſchön Dein Schnupftuch und wiſch' Dir die Naſe ab!“ Dieſe Mahnung kam von der beſorgten Mutter.

Der Kommiſſär wendete ſich zu ihr und ſprach: „Sie können abtreten, Frau Konrad.“

Die Trödlerin entfernte ſich, der Knabe blieb mit dem Beamten allein.

„Ich werde Dich jetzt einen Mann ſehen laſſen, und Du wirſt mir ſagen, ob Du ihn ſchon einmal in Deinem Leben geſehen haſt.“

Er läutete. Aus dem Nebenzimmer kam mit einem Gerichtsdiener der Arretirte. Es war ein junger Mann von dem früher beſchriebenen Aeußern.

„Kennſt Du den Herrn?“

Der Knabe ſchüttelte verneinend den Kopf und erwiderte: „Nein!“

„Hat er nicht bei Euch gewohnt?“

„Nein!“

Der Beamte winkte, der Kleine wurde hinaus gewieſen und die Mutter hereinbeſchieden.

Daſſelbe Reſultat. Die Konfrontirung fand mit allen Parteien ſtatt, das Ergebniß war daſſelbe. Der junge Mann hatte das Unglück, daß er dem Langegeſuchten in Etwas ähnelte, und zufällig Ferdinand Miller hieß.

Das Verhör währte noch mehre Stunden, die Unſchuld des jungen Mannes lag zu klar am Tage, die Parteien wurden entlaſſen, auch der Arretirte ward frei gelaſſen, und wenn unſere Quellen nicht trügen,

so erhielt der Kommissär dieses herrlichen Fanges wegen vor der Hand noch nicht die längst erwünschte Oberkommissärswürde.

Die Tröblerin mit ihren Angehörigen ging ganz erschöpft nach Hause. Sie machte Herrn Brenner zarte Vorwürfe, daß er eigentlich die Ursache all dieser Quälereien sei, denn er war es ja, welcher den Behörden die Anzeige gemacht hatte, daß Miller bei ihr wohne.

„Danken Sie dem Himmel dafür, liebe Servatia," entgegnete er, „daß ich es gethan habe, denn wäre der Spitzbube länger in Ihrem Hause geblieben, Sie hätten Sich noch mehr verdächtiget, und daher auch noch mehr Ungelegenheit gehabt, und daß ich es Ihnen nur gestehe, nicht die Eifersucht, wie Sie wähnen, bewog mich zur Angabe, sondern das Zureden des jungen Schreiners Thell, der mir bekannt machte, daß Miller von der Polizei verfolgt und gesucht werde."

Brenner erzählte ihr hierauf die Mittheilung des Schreiners, und die Dame sah ein, daß ihr Geliebter zwar vorsichtig, aber nicht klug gehandelt habe, denn er hätte des Berüchtigten sehr leicht habhaft werden können, wenn er die Sache vernünftiger angestellt hätte.

Herr Egidius blieb bei der Geliebten zu Mittag;

man ſetzte ſich zu Tiſche, da ſchlug Herr Schani ein ausgelaſſenes Gelächter auf, man ſah ihn verwunderungsvoll an, und es währte eine Weile, ehe man ihn zur Angabe der Urſache ſeiner Freudigkeit bewegen konnte.

Er wies auf Herrn Brenner, und hörte nicht auf, herum zu ſpringen und zu lachen.

Brenner ſah die Geliebte, Servatia ſah ihn an.

„Was hat das Kind nur?“ fragte ſie erſtaunt.

„Ich begreife nicht!“ ſagte er verwundert.

Endlich wurde das Räthſel gelöſ't, an dem Rücken des Herrn Egidi hing der Haſenfuß.

Servatia riß ihn herab, auf dem Täfelchen waren die Zeilen zu leſen:

Aus dem Moder ſteig' ich 'rauf,
Such' den theuren Bruder auf!

„Aus dem Moder!“ ſchrie Frau Teufel wüthend, ein Gedanke durchblitzte ſie, ſie fuhr in den Buſen und brachte das Päckchen herauf.

Beide athmeten neu auf.

„Hier iſt es noch,“ rief ſie triumphirend, „ſehen Sie, es iſt ein Anderer, ein Aehnlicher, der Ihnen angeheftet wurde!“

„Aber ich bitte Sie, angebetete Servatia, dieſe

Schande, den weiten Weg hieher, und ich mit dem Haſenfuß auf dem Rücken, und das rothe Band, ach, jetzt erſt weiß ich mir's zu erklären, warum die Leute ſtehen blieben und uns nachſchauten."

„Ich bemerkte es auch, wollte Sie jedoch nicht darauf aufmerkſam machen, weil ich einen andern Grund vermuthete, aber ſind wir froh, daß wir jetzt die angenehme Beruhigung haben, daß es nicht immer der nämliche Haſenfuß ſei."

Sie hatte auch vollkommen Recht, denn war das Letztere der Fall, ſo war auch die Wirkung aufgehoben, man brauchte ſich nicht mehr zu ängſtigen, man durfte nicht an Aufpaſſer, Spione, Einverſtändniſſe und Verräthereien denken, mit einem Worte, das Räthſelhafte, das Pikante, der Nimbus wäre dann verſchwunden geweſen. Aber als die Dame im Bewußtſein ihres Triumphes, um den Geliebten vollkommen zu beruhigen, das Päckchen öffnete, war der Haſenfuß verſchwunden, und an deſſen Stelle lag ein Stückchen Holz von derſelben Form.

Der Haſenfuß war alſo doch wieder der nämliche.

Ein Ruf der Verwunderung entrang ſich dem Paare, Egidi ſank in einen Stuhl, Servatia in den andern.

Schani ſtand unbemerkt und verſchmitzt lächelnd auf der Seite.

In dem Gemache herrſchte Todtenſtille!

„Was ſagen Sie nun, Egidi?“ fragte Frau Konrad nach einer Weile.

„Ich — ich — ich bin außer mir — wenn das ſo fortgeht, ſo muß ich wahnſinnig werden.“

„Es überſteigt meine Vernunft! Wie hat der Elende den Haſenfuß wieder in die Hände bekommen?“

Dieſe Frage weckte in Brenners Gehirn einen neuen Ideenflug, er ſann einige Augenblicke nach, plötzlich ſtieg es am fernen Horizonte wie ein ſchwarzes Wetter auf, mit furchtbarer Schnelle rauſchte es herauf, er ſah, er fühlte den Sturm, es wurde immer gewiſſer, nur ſo und nicht anders vermogte er er ſich das Räthſel zu löſen. Er erhob ſich, trat mit einem grimmigen Ernſte vor die Dame, und ſprach mit tiefer Stimme: „Servatia, Sie haben das Päckchen immer in Ihrem Buſen getragen?“

„Es kam nicht von dieſer Stelle.“

„Können Sie das beſchwören?“

„Ja, ich kann es!“

„Nun wohl, Sie ſelbſt haben Sich Ihr Urtheil geſprochen, wie könnte er den Gegenſtand meiner Qual ſonſt erhalten haben, außer denn —“

„Nun was denn, Egidi?"

„Sie ſind mir untreu geweſen."

Es war heraus, das ſchwere Wort.

Die Teufel ſank in Ohnmacht.

Brenner ſtand ihr unbeweglich gegenüber.

Als ſie merkte, daß ihr von keiner Seite eine Hilfe wurde, erholte ſie ſich wieder.

„Tyrann, Krokodil, Hyäne!" flüſterte ſie in vorwurfsvollem Tone, „in Ihrem Buſen ſchlägt kein fühlend Herz; Egidi, o Egidi, warum haben Sie mir Das gethan?"

„Ha, Sie Falſche! Habe ich Sie ertappt?"

„Egidi, ſchweigen Sie, und verſündigen Sie Sich nicht an mir, ich bin unſchuldig, rein, ſo rein, wie der Schnee, der vom Himmel fällt. Ich ſchwör' es Ihnen, daß ich nicht weiß, wie dieſe Auswechslung geſchah, daß ich mir keiner Schuld bewußt bin, und daß ich unendlich leide."

Brenner war kein Tyrann, keine Hyäne, kein Krokodil, und lenkte wieder ein: „Aber wie wäre es ſonſt möglich —"

„Wie? Das fragen Sie den Himmel, oder viel beſſer die Hölle, mit welcher der verdammte Kanonier, der Herr verzeih mir meine Sünden! im Bunde ſtehen mag, ich weiß Nichts, ich kann Nichts ſagen, als daß ich unſchuldig bin!"

Die Troſtloſigkeit des Geächteten war groß, er vermogte nicht mehr zu denken, er war verwirrt, konfus, ſtumpf! — Aber ſeine Dame ruhte nicht, ihre Gedanken waren thätig, es galt, das Mittel zu erfinden, den unſchuldigen Ruheſtörer total zu ver-vernichten, verſchwinden zu laſſen aus der Reihe der eriſtirenden Weſen.

„Ich hab's," fuhr ſie freudig empor, „Egidi, freuen Sie Sich mit mir, ich hab's gefunden. Sie ſollen nicht verzweifeln, Sie ſollen nicht wahnſinnig werden, Sie ſind gerettet. Warten Sie hier, in einigen Augenblicken will ich Sie holen, um Zeuge deſſen zu ſein, was ich thun werde."

Sie entfernte ſich. Brenner war nicht lange ſeinen traurigen Gedanken Preis gegeben, denn in wenigen Minuten kam ſie ganz außer Athem zurück faßte ihn an der Hand, und zog ihn mit ſich hinaus. Man befand ſich in der Küche, auf dem Heerde brannte ein Flammenfeuer, Schani, welcher überall dabei ſein mußte, war Zeuge der feierlichen Scene.

„Iſt dies hier der unſelige Haſenfuß?"

„Ja, Servatia, er iſt es!"

Sie hielt ihn hoch in die Höhe, und ſprach: „Er werde vertilgt, um nicht wieder unſere Ruhe zu ſtören, um unſere Eintracht nicht zu unterbrechen, um das Band unſerer Liebe nicht zu lockern; verbrenne

Du unſchuldiges Werkzeug eines böſen Menſchen, verzehre in der Flamme, und ſo wie Du hier, möge auch der lumpige Kanonier einſt in der Hölle geröſtet, verbrannt und vernichtet werden."

Ihre Finger öffneten ſich, der Haſenfuß fiel in die Flamme, dieſe umzingelte ihn, praſſelte auf, ein Höllenduft durchſtrömte die Küche, das Liebespaar rief: „Jetzt hat die Geſchichte ein Ende, wir ſind befreit!" und ging Arm in Arm zurück in die Stube. — — —

Am nächſten Nachmittage, um ihre Rettung zu feiern, wurde **en Famille** in ein ſchon früher beſtimmtes Gaſthaus gegangen. Das Bier ſchmeckte, Brenner war entzückt, Servatia ganz ſelig; war ſie es doch geweſen, der Egidi das frohe Bewußtſein der Sicherheit zu verdanken hatte, man tafelte, und als der Braten gebracht wurde, ſteckte in demſelben eine Gabel, und oben an dem Hefte derſelben war über die Quere mit einem Roſabändchen ein fremdartiger Gegenſtand befeſtigt, als ſie ihn näher betrachteten, war's der Haſenfuß mit abgeſengten Haaren, auch das Täfelchen fehlte nicht, und enthielt die Zeilen:

Mußt vor Freud' nicht klatſchen, pochen,
Denn ich komm' auch noch als Knochen!

Um das Maaß voll zu machen, erſchien der

Wirth und ſagte: „Herr Brenner, Ihre Zeche beträgt 20 Fl. 45 Kr., zahlen Sie, und da Ihnen meine Preiſe wahrſcheinlich zu hoch vorkommen werden, ſo verbiete ich mir ferner von Ihrer Seite jeden Beſuch meines Gaſthauſes.“

Eine vierfache Zeche — den Haſenfuß — ausgewieſen — und das Hohngelächter der Gäſte dazu, es war zu viel auf ein Mal!

*

* *

An demſelben Vormittage, als das Verhör mit dem unſchuldig eingezogenen Ferdinand Miller ſtattfand, ſaß in Erdberg, einer der ärmlichſten Vorſtädte Wiens, in der einſamen Stube eines unanſehnlichen Häuschens ein Mann.

Ruhig und ſtill, wie es hier immer iſt, würde ein Unbekannter, den man plötzlich hieher verſetzte, kaum glauben, ſich in einem Theile der renommirten Reſidenz zu befinden, denn die niederen, ſchindelgedeckten Häuschen, die unebenen, gewurdenen Gäßchen, ſo wie überhaupt der ganze Charakter der Vorſtadt und der Bewohner haben einen ländlichen Anſtrich. Das erwähnte Häuschen befand ſich ganz unten an dem Ende des Stadttheils, und gränzte an die Gärten, die ſich hier bis an den Donauka-

nal dehnen, der sie von den jenseitigen Auen trennt.

Unser Mann sitzt an einem Tische und liest in einem kleinen Büchelchen, welches zur Hälfte mit fremdartigen Chifferzeichen vollgeschrieben ist, es ist also eine Art von Notizbuch, unser Mann durchliest eben mit halblauter Stimme die letzten Blätter, bessert aus, streicht, schreibt darüber, um sein Werk in Ordnung zu bringen:

— — — Die Rüstungen währen fort, die Reserven, welche zur Komplettirung der Regimenter dienen, sind errichtet, die Insurrection wird in Ungarn, Croatien, Böhmen, Steiermark und Oesterreich gleich eifrig betrieben, die hiesige Landwehr mehrt sich von Tag zu Tag, das Exerciren dauert ununterbrochen fort.

— — — Meine hiesigen Konnexionen beschränken sich vor der Hand blos auf den, mir als brauchbares Werkzeug empfohlenen Konrad Winterstamm. Es ist ein subalterner Beamter beim Expeditionspersonale des Hofkriegsrathes, hat eine zahlreiche Familie und hat Unterstützung nöthig. Wir können auf ihn bauen; obwohl seine Stellung im Amte keine der bedeutenden ist, so scheint er doch das Vertrauen seiner Vorgesetzten zu besitzen, und kann uns noch in mancher Hinsicht nützlich sein. Ich höre von ihm, daß

der Erzherzog Johann zum Befehlshaber der Armee in Italien ernannt sein soll.

— — — Ich suchte eine Person, um mich auf eine ungeahnte Weise in die hiesigen Geheimnisse zu schleichen, ich habe sie gefunden. Es ist eine Tänzerin, sie soll meine Vertraute, meine Horcherin werden.

— — — Die Tänzerin ist mein. Durch die Fürsprache unseres Gesandten ist sie beim Kärnthnerthortheater engagirt. Ihre Grazie und Anmuth wird Aufsehen erregen, man wird sich zu ihr drängen; wenn sie klug ist, kann sie mir unendlich nützen!

— — — Ein Brief aus Paris ist angelangt; ich erfahre, daß man für Tirol besorgt ist; unser Gesandter hier wird im März eine Reise über München durch Innsbruck nach Paris antreten; sonderbar! Die Baiern wissen Nichts, sollte die Besorgniß ungegründet, oder sollten sie mit einverstanden sein?

— — — Die Tänzerin gefällt außerordentlich, man drängt sich, ihr den Hof zu machen; aber sie verweigert jeden Besuch, sie will sich in keine Konnexionen einlassen, das wird wohl nur Prüderie sein, sie will sich interessanter, kostspieliger machen!

— — — Aus Tirol sollen Abgeordnete hie-

her auf dem Wege sein, es gilt zu erfahren, wer sie sind, wie sie heißen, und mit wem sie hier in Unterhandlung treten.

— — — Meine Anwesenheit wird verdächtig, man beginnt mir nachzustellen, der Name Ferdinand Miller ist bei der Polizei proscribirt, ich muß ihn ablegen, mir Papiere auf einen andern Namen senden lassen.

— — — Die Tänzerin ist eine tugendhafte Närrin, aber das macht sie um so interessanter. Ich will sie, ehe daß sie es versieht, in meinen Schlingen haben, und meine Drohungen sollen sie zwingen, der alten Perücken-Aristokratie nachzugeben. Habe ich sie einmal so weit, so werden meine Geldmittel sie schon dazu bewegen, Jene auszuhorchen, die ihr huldigen.

— — — Ich muß meine Wohnung wechseln. Ein Mann, Egidius Brenner mit Namen, hat mich verrathen. Ich will mir den Namen merken.

— — — Dem Datum nach müssen die Tiroler Abgeordneten schon hier sein. Durch Winterstamm wurde ich darauf aufmerksam gemacht, das Gasthaus zum goldenen Kreuz in der Vorstadt Mariahilf im Auge zu behalten, der Wirth soll ein besonderer

Freund der Tiroler ſein, allein dort ſind ſie nicht eingekehrt.

— — — Der Neffe des Kreuzwirthes ſollte mir Auskunft geben. Er nahm meine Beſtellung an; da ich keine ſichere Wohnung habe, mußte ich ihn in der Kutſche ins Freie locken. Winterſtamm vertrat die Stelle des Kutſchers, die Pferde wurden am Tage früher außer der Stadt gekauft. Der junge Mann war liſtig, vereitelte meine Abſicht, wir entkamen nur durch die Vorrichtung der Kutſche.

— — — Die Tänzerin hat mich von ſich gewieſen, ſie will jede Verbindung mit mir abgebrochen haben. Was ich für Schein hielt, iſt Wahrheit, das Mädchen iſt wirklich tugendhaft, eine tugendhafte Tänzerin, — es iſt lächerlich! — Ich muß andere Mittel anwenden, ich mag ſie nicht aufgeben, ſie muß für meine Plane wirken.

— — — — NB. Egidius Brenner, Hermann Duſchel, Peter Thell, dieſe Namen will ich beſonders im Gedächtniſſe behalten.

— — — Winterſtamm hat Recht, ich muß den Baron Hormayr beobachten, der junge Mann iſt ein eraltirter Gegner unſers Kaiſers, er iſt der emſigſte Verbreiter aller Schmähſchriften, die über Napoleon erſcheinen, hat Unternehmungsgeiſt, er kann ſchaden. Viele Würmer durchhöhlen auch eine Eiche.

— — — Dem Himmel sei's gedankt! Einen hab' ich — ich bemerkte ihn im Parterre des Kärnthnerthortheaters, die Tirolertracht stach gewaltig hervor, er hat einen langen Bart — verließ im Zwischenakt das Theater, ich eilte ihm nach — ein Mann nahm ihn außen in Empfang — nach einem etwas langen Zwiegespräch gingen sie fort in die Renngasse, ich erkundigte mich nach den Parteien des Hauses, in welches sie eingetreten waren, lauter unbedeutende Namen bis auf den Baron Hormayr. Also Hormayr steht mit den Tiroler Abgeordneten in Verbindung.

— — — Die Polizei hat einen jungen Mann arretirt, er heißt Ferdinand Miller! Dieser Zufall ist mir sehr erwünscht. Die Aufmerksamkeit wird dadurch von mir Etwas abgeleitet.

— — — In den ersten Tagen des kommenen Monats soll die Musterung und die Fahnenweihe der Landwehr stattfinden, gleich darauf der Ausmarsch. Der Ausbruch des Krieges ist vor der Thüre.

— — — Ich behalte Hormayrs Haus im Auge, den Namen des bärtigen Tirolers erkaufte ich um einen Spottpreis, es ist Andreas Hofer! — — —

So weit ging das Notizenbuch des Mannes. Als

er mit dem Durchleſen zu Ende war, ſchloß er das Büchelchen, ſteckte es ſorgfältig in eine eigens dazu gefertigte Bruſttaſche, die er unter dem Gilet trug, warf ſich erſchöpft aufs Lager, und verſank in trübes Nachdenken.

IX.

In Hormayrs Bureau, dem geheimen Staatsarchiv im Flügel der ehemaligen Reichskanzlei in Wien finden wir zur nächtlichen Weile fünf Männer. Dieſe ſind: der Freiherr von Hormayr, Andreas Hofer, Peter Kreitter, der Abgeordnete des Puſterthales, Aloys Rößing, welcher auch im jetzigen Augenblicke die Stelle des Kanzelliſten vertrat, und der Archivar Joſef Knechtel.

Die Urſache, welche dieſe Männer hier zuſammenführte, iſt eine wichtige, eine einflußreiche auf das Schickſal eines Volkes, eines Landes, ja unter günſtigen Umſtänden ſogar auf das der ganzen Monarchie! Es galt nämlich das Entwerfen eines Planes zu einem Volksſchauſpiele, zu einem erhebenden Volksſchauſpiele, deſſen Scenerie die

Berge Tirols, deſſen Schauſpieler die Tiroler und deſſen Held Andreas Hofer werden ſollte; o gewiß, der Plan war trefflich entworfen, man weiß es ja, wie gut wir, ich meine nämlich wir Oeſterreicher, ja, ja, man weiß es, wie gut wir Pläne machen können!

Doch ruhig, wo die Geſchichte ſpricht, muß alles Andere verſtummen, und Dank ſei es dem Himmel! die Geſchichte läßt ſich nicht beſtechen, läßt ſich nicht vertilgen!

„Erſtens," begann Hormayr, „iſt der Tag feſtzuſtellen, wenn die Erhebung ausbrechen, und die Feindſeligkeiten beginnen ſollen. Seine Excellenz, der Miniſter Graf Stadion haben es eifrigſt gewünſcht und gewollt, daß dies ſchon zu Weihnachten hätte geſchehen ſollen, was von unendlichem Vortheile geweſen wäre, da nun aber einmal die Zeit verſtrichen iſt, und auch der Februar ſchon der Mitte zueilt, ſo wollen wir, Euere Rückreiſe und die Vorbereitungen in Erwägung gezogen, den Tag auf den neunten März feſtſetzen.*)

*) Dieſer hier beſtimmte Tag wurde nach der Abreiſe der Abgeordneten abermals und zwar auf den 9. April hinausgeſchoben. Trotz dem Allen blieb das Geheimniß unverrathen.

Die Abgeordneten nickten dem Freiherrn beifällig zu und Hofer ſprach: „Je eher, deſto lieber, Gnaden von Hormayr, denn die Aufregung im Landl iſt zu groß!“

Der Baron fuhr fort: „Zweitens. Die Vorſicht erheiſcht es, ſchriftliche Mittheilungen bei der ſchwerſten Strafe zu verbieten. Nachrichten und Mittheilungen gehen mündlich von Dorf zu Dorf, von Gericht zu Gericht, hierzu werden zuverläſſige Patrioten gewählt, und wo möglich ſolche, die es mit der Baieriſchen Regierung ſchon verdorben haben, und daher um ſo inniger an der Sache des Vaterlandes zu halten gezwungen ſind. Als Sammelpunkte zum Behuf mündlicher Verſtändniſſe dienen beſonders die Wirthshäuſer —“

„Das iſt recht,“ unterbrach ihn Hofer, „denn auf den Almen können wir nicht zuſammenkommen, weil's Winter iſt, und an andern Orten wär's auffallend.“

„Drittens,“ fuhr Hormayr fort; „da es im Bereiche der Möglichkeit liegt, daß ſich aus Furcht, Eigennutz, oder ſonſtigen Gründen Verräther der heiligen Sache finden könnten,*) ſo haben die Aelteſten

*) Unter dem ganzen Landvolke hat ſich aber kein Einziger gefunden!!

unter ſich gegen ſolche Individuen eine Art heimlichen Gerichts zu halten. Die ſchwer Verdächtigen ſind ſorgſam zu hüten, Familienweiſe zu verſchicken, oder in fernen Sennhütten und Einöden unterzubringen."

Dann fuhr erfort: „Viertens. Da Tirol jetzt von Seite der Baiern in Bezug auf Vorräthe und Magazine ſehr vernachläſſigt iſt, ſo dürfte dies das Vorrücken unſerer Truppen, zumal im Frühjahre, beſonders erſchweren, deswegen iſt den Wirthen einzuprägen, daß ſie trachten mögen, Mundvorrath, Wein und Fourage, ja ſelbſt Pulver und Blei, ſo viel als möglich, ohne daß es auffallend wird, vorräthig zu haben. Die Wohlhabenderen von ihnen werden Kredit auf Klagenfurt, Salzburg und Trieſt erhalten."

„Fünftens. Der Verkehr zwiſchen den Gebirgsthälern, den Städten und dem flachen Lande muß von nun an bis zur Stunde des Ausbruches immer ſeltener werden, er darf nicht ganz aufhören, weil dies auffallen würde, deshalb ſind in kurzen Zwiſchenräumen erprobte Leute als Kundſchafter dahin abzuſenden."

„Sechſtens. Zu einer und derſelben feſtgeſetzten Stunde werden die Avantgarden zweier Oeſterreichiſchen Heeresabtheilungen, die eine auf der Salzburger Straße vor Innsbruk, die andere durchs Puſterthal herauf am Mittelkreuzpunkt der Höhen von Schabs und Elvas oder Briren anlangen, und wer-

den ihre Spitzen nördlich über den Brenner und südlich über den Keutersweg gegen Botzen vorstrecken.“

„Siebentens. Das Landvolk stellt sich zu beiden Seiten in den Engen von Botzen bis Briren, von da bis Sterzing, über den Brenner, Paß Lueg, Matragerwald, bis auf den Schönberg und Berg Isel vor Innsbruk. Was daher vom Feinde aus Italien nach Deutschland will, wird in die beiden Feuer obiger Heeresabtheilungen gejagt, und dann von den Tirolern zur Seite ohne Unterlaß verfolgt, und dermaßen Tag und Nacht in Athem gehalten, daß sie weder Rast noch Nahrung genießen können, dabei werden die besten Schützen aus der Zahl der Landleute beauftragt, die Officiere besonders aufs Korn zu nehmen, und aus der Fronte wegzuputzen; Waghälse werden aufgerufen, welche es freiwillig über sich nehmen, die feindlichen Munitionsfuhrwerke in die Luft zu sprengen, und so soll dieses Treibjagen von Botzen gegen Briren und den Brenner hinauf stattfinden, und vom Brenner gegen Trient hinab Nichts durchgelassen werden.“

„Achtens. Damit unsere regulären Truppen um so schneller zur Hilfe herbeieilen können, müssen die Bewohner an den Flüssen die Zerstörung der Wege, Brücken und Stege um jeden Preis zu verhindern

trachten, wenn unſere Truppen jedoch auf den erwünſchten Punkten angekommen ſind, ſo haben ſie eben ſo ſchnell auf ein erfolgtes Zeichen im Rücken des Feindes alle Brücken abzuwerfen, die Wege abzugraben, Holzriſſe und Steingerölle anzubringen, und die Straßen auf alle nur erdenkliche Weiſe unpraktikabel zu machen. Hierzu müſſen ſie ſich auch bereit halten und mit dem nöthigen Werkzeug verſehen werden. — Sobald die Oeſterreichiſchen Truppen die Tiroler Grenze überſchritten haben, lodern an feſtgeſetzten Punkten mit einbrechender Nacht Signalfeuer auf, am andern Morgen werden Mehl, Kohlen, oder Maſſen von Blut in die Flüſſe geworfen, zum Zeichen, daß ſich nun Alles erheben und aufſtehen ſoll."

„Ferner erfolgt zu größerer Aufmunterung eine oberflächliche Andeutung der geheimen Verſtändniſſe in der Schweiz, wo bald Engliſche Agenten mit Waffen und Geld erſcheinen ſollen. Die Grenzfeſte Kufſtein wird zu nächtlicher Weile überrumpelt und genommen, aber noch vor dem Ausbruch der erſten Feindſeligkeit. Tiroler, die im Städtchen Kufſtein Beſcheid wiſſen, werden hierzu auserwählt, und ihnen wo möglich Jägerkompagnien zugewieſen. Da es bekannt iſt, daß der Kommandant, Major Aichner mit ſeinem Artillerie-Oberlieutenant täglich um die-

ſelbe Stunde in einem Bierhauſe der Stadt erſcheinen, ſo werden ſie dort ergriffen, und ſich ſogleich der Brücke zwiſchen Stadt und Feſtung*) bemächtiget."

Man war zu Ende.

„Gott ſei gedankt!" rief der Sandwirth gemüthlich aus, „auf dem Papier hätten wir's."

Hormayr ſah ihn faſt gekränkt an und entgegnete: „Es wird nur von Euch abhängen, es auch in der Wirklichkeit zu haben!"

Welch ein Volk, dieſe Tiroler! — Dieſer aus ſo vielen Punkten beſtehende, ſo im Detail entworfene Plan, wird trotz der hinausgerückten Zeit des Ausbruches, bei ſo vielen Mitwiſſern, nicht verrathen, und wird beim wirklichen Ausbruche vollſtändig durchgeführt, bis auf den letzten Punkt, an welchem aber nur der Feldmarſchall-Lieutenant Jellachich, der die erſten der erwähnten Heeresabtheilungen befehligte, Schuld trug.**)

---

*) Obiger Plan wurde in mehren nächtlichen Conferenzen verabredet und entworfen. Wir fanden es unſerem Zwecke angemeſſener, dies hier in Einem darzuſtellen.

**) Dieſer General weigerte ſich, den ihm gemachten Eröffnungen Folge zu leiſten, weil er, wie er meinte, ein älterer General wäre, als der ihm zur Seite ſtehende Chaſteler und überdies nicht zur Armee von Inneröſterreich gehöre!!

Hofer reichte dem Freiherrn die Hand, und ſprach, als Erwiderung auf deſſen frühere Rede: „Mußt nicht bös ſein, Gnaden von Hormayr, ich hab's nicht ſo übel g'meint. An uns ſoll's nicht fehlen. Wenn Du auch ſchon lang vom Landl entfernt biſt, ſo wirſt Du doch noch nicht vergeſſen haben, wie die Tiroler Herzen ſchlagen, Du wirſt nicht vergeſſen haben, wie wir denken, wie wir fühlen. Ich glaub', wir ſind jetzt in der Ordnung, und haben in Wien Nichts mehr zu ſuchen. Wir werden daher nächſter Tage unſern Rückweg antreten, und wenn Du zu uns hinein kommſt, und ich glaub', Du wirſt nicht lang auf Dich warten laſſen, ſo werden wir ſchon in der beſten Arbeit ſein. Haſt mich verſtanden, Seppel? Da wird's ſchon umgeh'n im Landl. Jetzt b'hüt Dich Gott!"

„B'hüt Dich Gott, Anderl!" ſprach der Freiherr nicht ohne Rührung, und reichte dem Biedermanne ſeine Rechte, „b'hüt Enk Gott, Des Andern, ſeids verſchwiegen und haltet Enker Wort."

„Wir werden ſchon unſer Wort halten!" riefen die Tiroler. Hierauf verließen ſie die Burg und fuhren in die Schmalzhofgaſſe.

* *
*

Ein ſchief gewachſener Mann mit einem Höcker, ſtark bebartet, dem Anſehen und der Livree nach ein Diener irgend einer Polniſchen Herrſchaft, trat in das Haus in der Kärnthner-Straße, in welcher die Tänzerin Julie wohnte.

Er klopfte beim Hausmeiſter an.

„Wohnt in dieſem Hauſe die Tänzerin vom Kärnthnerthortheater?"

„Ja, im erſten Stock!"

„Ich habe einen Brief an ſie."

„Laſſen Sie ihn nur hier, ich werde ihn ſchon übergeben."

„Das darf nicht ſein, mein Schätzbarſter! Ich muß ihn perſönlich übergeben."

„Dann thut es mir leid, daß Sie den Weg umſonſt gemacht haben, das Fräulein iſt nicht zu Hauſe."

„Können Sie mir vielleicht ſagen, wo ich Sie treffe?"

„Das iſt mir nicht möglich, da ich es ſelbſt nicht weiß. Sie bringt ſeit einiger Zeit ihre freien Tage bei einer Freundin zu, und ich habe den Auftrag, Alles zu übernehmen, was indeſſen für ſie anlangt."

Der Mann in der Livree ſchüttelte bedenklich den

Kopf und fragte weiter: „Iſt die Wohnung des Fräuleins während ihrer Abweſenheit geſperrt?“

„Freilich —“

„Alſo, das Fräulein iſt nur zu treffen —“

„Wenn ſie beſchäftigt iſt, und auch da nur Nachmittags.“

„Schönen Dank für die Auskunft.“

Damit entfernte er ſich.

„Sonderbar,“ murmelte er, „wer mag dieſe neue Herzensfreundin ſein, bei welcher ſich die Tugendhafte ſo wohl gefällt? Ich ahne ſchon, es wird ein Herr Freund ſein, eine geheime Liaiſon, und ich Leichtgläubiger ließ mich irre führen und glaubte an ihre Tugend; faſt ſchäme ich mich deſſen, es war zu einfältig von mir! Wer mag aber der glückliche Adonis ſein? Wo wird die keuſche Suſanna ihren Tempel der Enthaltſamkeit aufgeſchlagen haben? Wir wollen ſehen, ob wir nicht dahinter kommen!“

Am nächſten Abende, an dem Julie beſchäftigt war, harrte derſelbe Livreemann im Komödiengäßchen, bis die Vorſtellung zu Ende war. Julie trat ahnungslos aus einer der Seitenthüren, ein Theaterdiener folgte ihr.

„Beſorgen Sie morgen Vormittags meine Garderobe in meine Wohnung, der Hausmeiſter hat den

Auftrag, ſie wie neulich zu übernehmen!“ — Nach dieſen Worten drückte ſie ihm Geld in die Hand, worauf er ſich entfernte.

Sie ging in die Kärnthnerſtraße, der Mann in der Livree folgte ihr. Sie näherte ſich einem, der in Reihen aufgeſtellten Fiaker, liſpelte ihm einige Worte zu, ſtieg ein und fuhr ab.

Der Mann in der Livree warf ſich in den zunächſt rückwärts ſtehenden Miethswagen, rief: „Dem Vordern nach!“ und die Kutſche rollte fort.

Auf dem Wege gab er dem Kutſcher den Auftrag, in ziemlicher Entfernung von dem vorderen Wagen zu bleiben, und wenn dieſer anhalten und die Dame ausſteigen würde, in ſehr mäßigem Schritt hart an dem Wagen vorüber zu fahren.

Auf der Mariahilfer Hauptſtraße vor dem Hauſe der Trödlerin Konrad hielt Juliens Fiaker; ſie ſtieg aus, zahlte, das Hausthor öffnete ſich und ſie trat ein.

Während deſſen fuhr der hintere Wagen ſehr langſam vorüber, der Mann mit der Livree neigte ſich mit halbem Leibe aus dem Schlage, um ja Nichts zu überſehen, dann zog er ſich raſch zurück und befahl ſeinem Kutſcher, eilig nach dem neuen Markt zu fahren.

„Welche Entdeckung!“ rief er verwundert bei ſich, „dies iſt daſſelbe Haus, welches ich bewohnt habe; wer mag jetzt dort eingezogen ſein? Ich muß Alles erfahren, ich muß hinter ihre geheimen Verbindungen kommen. Aber ich ſelbſt darf nicht hin, um Erkundigungen einzuziehen, die Trödlerin könnte mich erkennen, ich will mich eines Mittelmannes bedienen, welcher dort die Lage der Dinge erforſchen ſoll.“

Als der Wagen auf dem beſtimmten Platze hielt, ſtieg er aus und begab ſich in den Keller, wo wir ihn ſchon einmal, wenn auch in einer andern Hülle, trafen.

Der kleine Mann, welchen er damals Herr Konrad genannt hatte, wartete ſchon auf ihn. Sie grüßten ſich und rückten dann näher aneinander.

„Haben Sie über die Tiroler was Beſtimmteres erfahren, Herr Konrad?“

„Es iſt richtig, wie Sie geſagt haben; die Abgeordneten kommen mit Hormayr zuſammen; ihre Namen ſind Hofer, Kreitter und Nößing, der Erſtere iſt von Paſſeyr, der Zweite von Lorenzen, und der Letzte von Botzen.“

Der Mann in der Livree antwortete: „Ich werde die Namen am gehörigen Orte bekannt machen, damit

ſie dort zur Rechenſchaft gezogen werden.*) Haben Sie noch Nichts von einer definitiven Kriegserklärung vernommen?"

„Noch nicht, aber gegen Mitte März marſchiren die Landwehrbataillone aus."

„Nun, dann glaube ich, wird es doch nicht mehr möglich ſein, die Maske des Friedens vorzubehalten."

„Die iſt ſchon längſt durchſchaut, ſeit jener Audienz, welche der Graf Metternich im vorigen Sommer bei Napoleon in den Tuilerien gehabt."**)

Der Mann in der Livree, oder der Herr Karl, wie ihn der Vertraute zu nennen pflegte, ermahnte dieſen, etwas leiſer zu ſprechen, was auch befolgt

---

*) Da das Erſcheinen der Tiroler Abgeordneten nur eine Epiſode unſeres hiſtoriſchen Gemäldes bildet, ſo bemerken wir hier, daß der Aufenthalt der Deputirten in Wien wirklich verrathen war, und daß ſie, kaum in Tirol angelangt, verfolgt, in verſchneite, unzugängliche Alpenhütten flüchten mußten, wo der Kreitter Peter ſich Hände und Füße dergeſtalt erfror, daß er die ganze Kriegszeit im Bette zubringen mußte und lebenslänglich gebrechlich blieb.

**) Wir werden auf dieſe Audienz noch im letzten Kapitel dieſes Bandes zu ſprechen kommen.

wurde. Die Unterhaltung währte noch eine Weile, am Ende nahm Herr Karl das Wort und sprach: „Ich habe einen wichtigen Auftrag an Sie; fahren Sie morgen nach Tisch nach Mariahilf. In der Hauptstraße, unweit von dem Gasthause zum goldenen Kreuz, auf der rechten Seite, wenn man nach Schönbrunn will, wohnt die Trödlerin Servatia Konrad. Sprechen Sie bei ihr ein, und trachten Sie mir genaue Details über die Dame zu erhalten, welche im ersten Stocke logirt, aber sehr genaue, lieber Herr Konrad, denn mir ist unendlich Viel daran gelegen. Die Art und Weise überlasse ich ganz Ihrem Scharfsinne, Sie sind klug genug, um Ihre Absicht nicht zu verrathen, und doch Alles zu erfahren, was Sie zu wissen wünschen."

Herr Konrad versprach, sich den Auftrag angelegen sein zu lassen, und verließ, nachdem der Tag des nächsten Zusammentreffens wieder bestimmt war, mit Herrn Karl den Keller.

Beide schlugen verschiedene Richtungen ein, um in ihre Wohnungen zu gelangen. Ersterer eilte vor das Schottenthor, Letzterer durch das Kärnthnerthor über den Reunweg nach Erdberg. — — — — —

Am nächsten Nachmittag, Dame Servatia saß gerade in ihrem Laden, da trat ein kleiner Mann zu ihr.

„Um Vergebung, Madame! Habe ich die Ehre, mit Frau Servatia Konrad zu ſprechen?"

„Ja, mein Herr, ich bin es, mit was kann ich Ihnen dienen?"

Um die Höflichkeit der Trödlerin zu erklären, darf nicht unerwähnt bleiben, daß der Eingetretene ſehr ſolid gekleidet war, und ſich durch ſeine Manieren ein Anſehen zu geben wußte.

„Ich bin von einem Freunde in Prag erſucht worden, einen Brief an eine Dame, die Anna Schmidt heißt, zu übergeben. Die Dame wohnte früher in der Kärnthnerſtraße, und ſoll nun in dieſen Stadttheil heraus gezogen ſein, leider kenne ich die genauere Adreſſe nicht."

„Anna Schmidt?" begann Servatia nachdenkend, „ich kenne ſo ziemlich die ganze Nachbarſchaft, aber von einer Anna Schmidt iſt mir Nichts zu Ohren gekommen; ich weiß mich auch nicht zu erinnern, daß eine Dame dieſes Namens hier in der Nähe wo eingezogen wäre."

„Bei meiner früheren Anfrage habe ich aber vernommen, daß in Ihrem Hauſe vor einiger Zeit eine Dame eingezogen ſein ſoll —"

„Ganz richtig, mein Herr! Aber dieſe Frau heißt Joſefa Nieder und ihre Fräulein Schweſter nennt ſich Julie."

„Joſefa Rieder?“ begann der Andere nachſinnend, „der Name kommt mir ſo bekannt vor, als hätte ich ihn ſchon ein Mal in meinem Leben irgendwo vernommen.“

„Es iſt möglich; aber ich muß Ihnen ſagen, daß dies eine der ſolideſten Parteien iſt, die mir je vorgekommen; ſo bürgerlich, ſo eingezogen haben Frauen ſelten gelebt; die Aeltere geht nie aus, die Jüngere fährt manchmal ins Theater, das iſt ihre ganze Erholung.“

„Ins Theater? Und allein?“

„Freilich! Es iſt, meine ich, ehrenwerther, allein, als mit Männern zu fahren.“

„Und ſprechen nicht zuweilen männliche Beſuche ein?“

„Niemals! O das hätte ich ſchon lange gemerkt, wenn es Früchtchen von dieſer Sorte geweſen wären, und hätte ihnen dann ſchon gehörig die Thüre gewieſen; auch würde es mein Egidi gar nicht dulden, daß fremde Herren ein- und ausgehen, er iſt ſehr eiferſüchtigen Temperaments.“

„Der Herr Gemahl iſt alſo —“

„Bitt' um Vergebung, er iſt noch nicht mein Gemahl, ſondern erſt mein Verlobter; aber wir werden nächſtens zum Altare gehen.“

„Doch wieder auf die Damen zu kommen; viel-

leicht entſinne ich mich doch, wo ich den Namen Nieder gehört habe, wenn Sie die Güte haben, mir etwas Näheres über ſie zu ſagen."

„Was ich weiß, haben Sie bereits erfahren; die Frauen ſind ſehr verträglich; ſtellen Sie Sich vor, wir haben noch keinen einzigen Verdruß mit einander gehabt —"

„Drei Frauen in einem Hauſe und noch keinen Verdruß, das iſt das Unerhörteſte!" bemerkte der Kleine ſarkaſtiſch.

„Sie ſind wohlhabend, und leben von den Intereſſen eines Kapitals, welches für die beiden Schweſtern ausgeliehen iſt. Fräulein Julie wäre für jeden ſoliden jungen Mann eine wünſchenswerthe Partie."

„Sollte ſich die noch nicht gefunden haben?"

„Nein! Ich mögte es beſchwören, daß ihr Herz noch frei iſt; ſo ruhig, ſo zurückgezogen kann kein Frauenzimmer leben, welches liebt, oder ſchon einmal geliebt hat. O, ich kenne das, der Himmel verzeih' mir meine Sünden! ich weiß, was Gefühle ſind, und wie leicht eine zarte, empfindſame Seele beunruhigt wird."

„Die Damen empfangen alſo gar keine Beſuche?"

„Sie machen und empfangen keine; ſie leben

rein wie Einſiedlerinnen, das muß man ſagen. Ich bin zwar nicht alt, aber ich bin ehedem doch jünger geweſen wie jetzt, muß jedoch geſtehen, daß ich mich nie dazu habe entſchließen können, ſo einſam zu wirthſchaften; daran hatte aber nur meine Perſönlichkeit Schuld; ich war zu liebenswürdig, und das haben die Kurmacher gleich weg gehabt; o dieſe Kurmacher! das ſind böſe Subjekte, und eine Frau bleibt doch immer ein ſchwaches Geſchöpf, der Himmel verzeih' mir meine Sünden!"

Der Kleine nickte ihr Beifall zu, und zwar mit einem Ernſte, als ob er von der Unumſtößlichkeit des Geſagten ganz durchdrungen wäre; dies Benehmen gefiel der Dame ſo ſehr, daß ſie recht zutraulich wurde, und den Herrn Platz zu nehmen erſuchte, was dieſer auch dankend annahm.

„Darf ich vielleicht auch fragen, mit wem ich die Ehre habe zu ſprechen?" fragte Servatia.

Der Kleine, welcher keine Urſache hatte, ſeinen Namen zu verheimlichen, antwortete: „Ich heiße Konrad Winterſtamm, und bin Beamter bei der Expedition im Hofkriegsrathe."

„Beim Hofkriegsrathe?" rief die Tröblerin vor Ehrfurcht zerknirſcht, „verzeihen Sie, gnädiger Herr, daß ich nicht gleich meinen ſchuldigen Reſpect —"

„Machen Sie keine Umſtände, liebe Madame,

und ſprechen Sie mit mir ſo, wie Sie es früher gethan. Ich liebe die Titulaturen nicht, und bin ein ganz einfacher Mann."

„Wenn Sie es erlauben, werde ich ſo frei ſein. Der Hofkriegsrath, das iſt ein militäriſches Amt?"

„Ja!"

„Sie ſind alſo vom Militair?"

„Nein, wir Beamten ſind vom Civile!"

„Das iſt mir ſehr lieb, denn die Herren vom Militair ſtehen bei mir in ſchlechtem Renomée, noch aus früherer Zeit her, der Himmel verzeih' mir meine Sünden! Kennen Sie vielleicht den Herrn Carl Panek?"

„Der Name iſt mir ganz unbekannt. Iſt es vielleicht irgend ein General?"

„O nein, er war vor zwanzig Jahren Gemeiner bei Kaiſer-Grenadier —"

„Nein, wahrhaftig den kenn' ich nicht. In unſerem Amte kommen wir ſelten mit den Namen der niederen Chargen in Berührung, deſto mehr mit jenem der Generale. Doch nun muß ich gehen und meine Anna Schmidt weiter ſuchen. Ich danke für die Güte und Bereitwilligkeit, mit der Sie mir zu Dienſten ſtanden."

„O, ich bitte, ſchaffen's ein anderes Mal —"

„Werde nicht ermangeln; ich ſtehe auch Ihnen zu Dienſten, wenn Sie meiner in irgend einer Angelegenheit bedürfen ſollten."

„Schönen Dank! Aber ich glaube nicht, daß es der Fall ſein wird; denn ich komme jetzt mit Militairs in gar keine Berührung mehr. Der Himmel verzeih' mir meine Sünden!"

Herr Winterſtamm entfernte ſich.

Herr Karl befand ſich an demſelben Abende in ſeiner Wohnung in Erdberg, und erwog die Nachrichten, welche er von ſeinem Vertrauten über Julie erhalten hatte.

„Joſefa Nieder," ſprach er bei ſich, „iſt der Name ihrer Dienerin, ſie geben ſich für zwei Schweſtern aus und führen ein ſehr eingezogenes Leben. Warum wählte Julie dieſes Inkognito? Was iſt der Zweck Ihrer Abgeſchiedenheit? Eine Liaiſon iſt es nicht, denn ſie empfängt Niemanden! So viel iſt gewiß, ſie will dort nicht gekannt ſein; was mag ſie nur im Sinne führen? Vielleicht hat ſie Abſichten auf den Sohn irgend eines reichen Bürgers, von dem ſie weiß, daß er ein Vorurtheil gegen Damen vom Theater hegt; dahinter wäre wohl noch ſpäter zu kommen; allein dies Alles währt mir zu lange, ich bedarf ihrer jetzt ſchon, oder mindeſtens in der nächſten Zeit. Ich muß zur Ausführung meines Vorſa-

tzes schreiten, sie muß das Engagement verlieren, und doch verhindert sein, Wien zu verlassen; in dieser bedrängten Lage werde ich mich ihr nähern, ihr meine Hilfe anbieten, und sie wird gezwungen sein, in meine Bedingungen einzugehen."

Er sann noch eine Weile nach, dann nahm er Briefpapier, ergriff eine Feder und schrieb mit der linken Hand folgende Zeilen: „Ein Freund der öffent-„lichen Ordnung und Sicherheit nimmt sich die Frei-„heit, eine löbliche k. k. Polizei Ober-Direction auf „Folgendes aufmerksam zu machen. Bei der Trödle-„rin Servatia Konrad in der Vorstadt Mariahilf, „wohnen im ersten Stock zwei Damen. Sie geben „sich für Privaten aus, und nennen sich Schwestern. „Die jüngere der Damen ist aber die, beim Kärnth-„nerthortheater angestellte, erste Tänzerin Julie, die „Andere ist ihre Dienerin Josefa. Das Inkognito „der Damen wird durch folgende zwei Umstände noch „verdächtiger. Erstens scheint es ein sonderbarer Zu-„fall, daß sie gerade dasselbe Logis gemiethet hat, „welches vor Kurzem von dem berüchtigten Ferdinand „Miller auf so heimliche Weise verlassen wurde; „zweitens wird sich nach genauer Untersuchung er-„geben, daß diese Tänzerin ihr Engagement nur der „Fürsprache des Französischen Gesandten zu ver-„danken hat. Diese beiden Thatsachen geben zu be-

„denklichen Vermuthungen Anlaß und Eine löbliche „k. k. Polizei-Ober-Direction wird hiermit am Be„sten wiſſen, wie in dieſer Sache zweckmäßig zu ver„fahren ſei!“ —

Der Brief wurde zuſammengefaltet, adreſſirt und auf die Poſt getragen.

*

* *

Vor dem Hauſe in der Schmalzhofgaſſe hält eine Landkutſche, welche von Duſchels Knechten eben bepackt wird, denn die Tiroler Abgeordneten ſollen noch in dieſer Stunde abreiſen.

Andreas Hofer, ſchon reiſefertig, ſtand in der Mitte des Gemaches, welches er bewohnt hatte, ſah ſpähend um ſich und murmelte zufrieden vor ſich hin: „So — gepackt iſt Alles! Ich glaub' nicht, daß ich Etwas vergeſſen habe, jetzt will ich hinüber und auch von der Röſel Abſchied nehmen.“

Als er eintrat, kam ihm die Jungfrau anmuthig entgegen.

„Na, mein Dirndl, jetzt geh' ich zurück ins Tiroler Landl, b'hüt' Dich Gott!“

„Sie reiſen wirklich ſchon, Herr Hofer?“

„Schon? Soll ich vielleicht noch länger ſtubenhocken? Bin ich nicht lang g'nug in Wien geweſen?

Aber ich weiß jetzt von Wien grad so viel zu erzählen, wie die Sau, wenn man's in einen Sack steckt, nach Rom führt und wieder zurück bringt. Meine Wirthin wird mich schön auslachen, wenn ich ihr Nichts werde zu erzählen wissen."

„Herr Hofer," sprach Rosa innig, „Sie reisen fort von hier, und ich muß noch hier bleiben, und wer weiß, wie lange noch – "

„Geh, geh, verstell' Dich nicht so, Du Schlanklin, Du bleibst recht gern da —"

Die Jungfrau erröthete, der Sandwirth fuhr fort: „Hab's schon g'merkt, macht Nichts, der Mändl ist ein braver Bub', kannst Dein Glück mit ihm machen; „es soll mich freuen, wenn ich was Gutes hören werde. Aber Rösel, bleib brav, ich sag Dir's, ich hab Dich dem Kreuzwirth empfohlen, Du mußt mir keine Schand' machen. Hast mich verstanden? Jetzt b'hüt Dich Gott, mein Kind!"

Er reichte ihr die Biederhand, Rosa ergriff sie, und von ihrem Gefühle übermannt, drückte sie, ehe es der Sandwirth verhindern konnte, einen Kuß auf dieselbe.

„Herr Hofer," rief sie weinend, „wann werde ich Ihnen für Das zu danken im Stande sein, was Sie an mir armen Mädchen gethan haben?"

„Geh, geh, Rösel, sei nicht kindisch, da kennst

Du den Sandwirth ſchlecht, wenn Du meinſt, daß er auf 'n Dank paßt, denk' an mich, wenn's Dir gut geht, und wenn Du einmal Kinder kriegſt, — na na — mußt nicht roth werden Röſel, wenn Du heirathſt, bleiben die Kleinigkeiten nicht aus, dann erzähl' ihnen, daß der Sandwirth auch Etwas für Dich gethan hat, und laß' ſie für meine arme Seele bitten, denn bis dahin werde ich wohl ſchon in der Grube liegen!!"

„Warum nicht gar!" rief Roſa etwas voreilig.

Hofer entgegnete: „Schau, ſchau, Du meinſt alſo, daß es nicht ſo lange dauern wird, 's iſt mir auch recht. Adjes! Röſel, denk an mich und bet für mich. Hörſt Du's, bet für mich, Du biſt ein frommes Kind, Dein Gebet wird der Himmel erhören, und ich — ich brauch' jetzt dort oben ſchon eine ergiebige Fürſprache. B'hüt' Dich der liebe Himmel und die heilige Mutter Gottes!"

In dieſem Augenblicke ſchien es der Jungfrau, als ob eine jener räthſelhaften Prophetengeſtalten vor ihr ſtünde, wie ſie uns in den heiligen Schriften ſo erhaben vorgeführt werden. Hofers Aeußere, der lange Bart, der verklärte Blick ſeines Auges, Alles trug dazu bei, dem Manne dieſes Anſehen zu verleihen. Sie ſank vor ihm nieder, und bat flehend: „Gib mir Deinen Segen, Vater Hofer!"

Der Sandwirth legte gerührt seine Hände auf ihr Haupt und sprach: „Bleib' gut und fromm, meine Tochter, und die heilige Maria wird Dich nicht verlassen. Ich segne Dich im Namen ihres allerheiligsten Sohnes, der für uns auf dem Kreuz' gelitten hat. Er möge Dich schützen und geleiten auf dem dornigen Pfade des Lebens; der Herr Jesus erhalte Dich, der Herr Jesus erhöre Dich, der Herr Jesus mache Dich glücklich! Mir aber, Du heiliger Sohn Gottes, verleih' auch Deinen Schutz, denn ich gehe einen gefahrvollen Weg; aber es geschieht zu Deiner Ehre, es geschieht für mein liebes, liebes Tirolerlandl, und für den Fürsten, dem wir so lange angehört! Erhebe mich, stärke mich, verleih' mir Kraft, das Werk der Erlösung zu vollführen, und bewahre mich vor den Fallstricken des Bösen, wenn er sich mir nähern sollte. Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen!"

Er machte über die Jungfrau das Zeichen des Kreuzes, neigte sich hinab zu ihr, küßte sie auf die Stirne, und verließ mit schweren Tritten die Stube.

Er bestieg das Fuhrwerk; es rollte von dannen.

Vor ihm aber zog ein Engel und rauschte mit gewaltigem Flügelschlage, und hielt hoch empor ein Buch mit unvergänglicher Schrift, und wie die Ab-

geordneten in die Tiroler Berge kamen, öffnete der Engel das Buch und ſchrieb mit eiſernem Griffel den Namen Andreas Hofer auf ein Blatt!

Andreas Hofer, der Sandwirth von Paßeyr, iſt unſterblich geworden!

X.

Es iſt ein ſtürmiſcher Märzabend.

Wind und Schneegeſtöber wüthen und verſcheuchen alles Lebende von den Straßen.

Die Nacht ſinkt herab, finſtere Wolken hängen über Wien und die Vorſtädte, das Unwetter dauert fort.

Ein einzelner Mann ſchleicht gegen die Mariahilfer Linie zu, er blickt öfters ängſtlich um ſich, und ſetzt dann wieder ſeinen Weg fort.

Vor der Linie angelangt, biegt er nach rechts ein, und gelangt im Dunkel der Nacht an eine Mauer.

Er iſt beim Friedhof.

Er ſchleicht längſt der Mauer hin.

„Hier iſt das Zeichen," murmelte er leiſe, „wel-

ches ich mir am Tage gemacht habe, in dieſer Gegend befindet ſich das offene Grab."

Er kletterte auf die Mauer, ſetzte ſich auf die Kante und ſtierte hinein.

„Ganz recht, da iſt die Grube!"

Nach dieſer Bemerkung zog er Etwas aus der Taſche, ließ es behutſam hinabfallen und horchte.

Aus der Tiefe herauf vernahm man das ſchwache Geräuſch eines auftreffenden Gegenſtandes.

Der Mann ſprang von der Mauer und eilte von dannen.

„So," murmelte er in grimmiger Wuth, „jetzt mag er ihn ſuchen."

Kaum hatte er aber die Mauer verlaſſen, ſo trat hinter einem Grabmale eine Geſtalt hervor, eilte, mit einer Diebslaterne verſehen, auf das offene Grab zu, ſchwang ſich hinab, kam nach einer Weile herauf und verließ dann ebenfalls den Friedhof.

Der Erſtere eilte indeſſen erleichterten Herzens gegen die Linie zurück und langte bald darauf in ſeiner Wohnung, in der Zieglergaſſe neben dem Apollosaale, an.

Es war Egidius Brenner!

Er begab ſich zur Ruhe.

Konnte man das Ruhe nennen? — Was hatte

der Arme in den letzten Tagen nicht wieder ausgestanden? — Die gemachte Erfahrung, daß er an keinem Unterhaltungsorte, dieser mogte noch so unbedeutend sein, oder noch so entfernt liegen, geduldet werde, veranlaßte ihn, alle öffentlichen Orte zu meiden. Er zog sich daher zurück, und beschränkte sich blos auf seine Wohnung, und auf die Besuche bei der Trödlerin; aber es war unmöglich, dem verhängnißvollen Hasenfuße auszuweichen; der Schlag kam immer so unerwartet, so überraschend, daß Egidius nichts Anderes denken konnte, als daß sich die ganze große Stadt gegen ihn verschworen habe. Selbst in einem vorüberziehenden Guckkasten, in dessen Anschauen er eines Nachmittags mit seiner Dame versunken war, hing der Hasenfuß, oder vielmehr jetzt der Knochen des Hasenfußes mit dem rothen Bändchen und den Zeilen:

Weil Du willst ins Feld nicht zieh'n
Bleibe ich bei Dir in Wien!

Ehe sich die Liebenden vom Schrecken erholt hatten, war der Guckkasten-Mann fort, der Hasenfuß mit ihm.

Am andern Mittage schnitt er bei seiner Dame einen Brodlaib an, der Hasenfuß stak in demselben und enthielt die Worte:

Nimm, wie ich, nur rothe Lappen,
Gleiche Brüder, gleiche Kappen!

Verzweiflungsvoll ergriff er den ewigen Juden aus dem Geschlechte der Hasen und beschloß das Aeußerste zu thun. Er trug ihn heimlich auf den Friedhof.

Wir finden den armen Krainer nach seiner Zurückkunft, blaß, matt, abgezehrt. Er bietet dem Beschauer ein Bild des Jammers dar; fieberische Hitze durchschleicht seine Adern, er ist wirklich krank.

So wie er auf dem Lager liegt, wimmelt es in seinem Kopfe von Hasenfüßen; wie nächtige Vögel rauscht es um ihn, ein spukhafter Geistertanz umgaukelt sein Lager, aber was er sieht, was ihm vor den Augen flirrt, sind nur Hasenfüße mit rothen Bändern geschmückt, und mit kleinen Täfelchen behangen, auf welchem glühende Buchstaben herumtanzen. Es war eine martervolle Nacht, endlich bricht der lang ersehnte Tag heran, er erhebt sich, schleicht zum Hausmeister, — und bittet ihn, irgend Jemand zu besorgen, der für ihn den Bezirksarzt holen möge. Es geschah. Der Doctor erschien, und schrieb das Recept. Der neugeworbene Diener eilte in die Apotheke, kam in einer Stunde zurück, und brachte die Mixturen.

„Medicin und Thee," jammerte Egidius, „Du hast ja nur ein Recept in die Apotheke getragen."

Der Burſche wußte keine Auskunft zu geben, Brenner öffnete die Theedüte, und fand den Haſenfuß mit den Zeilen:

Hänge mich zu Deinem Bett',
Denn wir laufen um die Wett'!

Egidius drohten die Sinne zu ſchwinden, er ſchleuderte die Düte und den Haſenfuß von ſich und ſchrie mit fürchterlicher Stimme: „Hinaus, hinaus, Verräther! Fort aus meinen Augen, oder ich vergeſſe mich und begehe einen Mord!"

Der Burſche floh aus dem Gemache. Egidius aber, die Wuth ließ ihn im Augenblicke alles Weh vergeſſen, Egidius ging mit langen Schritten auf und nieder und ſann auf Erlöſung.

„So kann es nicht bleiben," ſtieß er, ſchwer aufathmend, in kurzen Pauſen heraus — „ich bin ſein Opfer — er mordet mich — zermartert mich. Wie ſoll ich mich retten? Ihn vor dem Gerichte zur Rechenſchaft ziehen, kann ich nicht, ich erhielt kein Recht und die ganze Stadt würde mit Fingern auf mich weiſen und ſagen: „Das iſt der mit dem Haſenfuß! — Ich würde mich nur noch mehr unglücklich machen. Was ſoll ich thun? Es bleiben mir nur zwei Mittel. Eins iſt, die Stadt zu verlaſſen; aber wohin ſoll ich mich wenden? Ich bin hier ſchon ein-

gebürgert, in der Heimath bin ich ein Fremder geworden, und was thät ich auch dort, wo man Hafer und Kukuruz ißt? Nein, nein, ins Krainerland geh' ich nicht! Das andere wäre, ich ließe mich bei der Landwehr einschreiben, und thäte somit, was der Tyrann begehrt. Also entweder fort von hier, oder Landwehrmann, es sind zwei Uebel; wähle ich dies oder jenes, Servatia ist jedenfalls für mich verloren! O, ich Unglücklicher! daß ich einem solchen Tiger in die Hände fallen mußte; er zerstört mein Glück, mein ganzes Leben, beraubt mich der ganzen schönen Mitgift der Trödlerin, o, es ist gräßlich!" —

Er setzte seinen Wandelweg im Gemache fort, und sann — und sann — plötzlich erwachte ein Gedanke in ihm, er rief: „Ja, ich will's versuchen, den Tyrann zu bewegen, vielleicht erbarmt er sich meiner."

Er setzte sich zum Tische und schrieb folgenden Brief:

„Herr Eiche!

„Sie haben Ihren Zweck erreicht, Sie haben „mich gequält und mißhandelt, Sie haben mir viele „bittere Stunden verursacht, haben mich um meine „Gesundheit gebracht."

„Ich sitze krank am Tische, um Ihnen zu schrei-

„ben, und Sie, bei Allem, was Ihnen lieb und „theuer iſt, zu bitten, daß Sie von mir ablaſſen „mögen. Haben Sie Erbarmen mit mir, bedenken „Sie, daß es keine Kleinigkeit iſt, mit der Ruhe, „dem Glücke und dem Leben eines Menſchen zu ſpie„len, und wahrhaftig, Sie ſpielen mit mir."

„Jedes Ding muß ſein Ende haben, darum en„den auch Sie Ihre Neckerei, ſtellen Sie Ihre Ver„folgungen ein, laſſen Sie mich, ich bitte Sie dar„um, wie früher unbeachtet und unbemerkt mein ar„mes Leben friſten, und ich werde Ihnen ewig dafür „dankbar ſein, und verbleiben, was ich ehedem ge„weſen, Ihr ganz ergebenſter

Egidius Brenner!"

Dieſer Brief wurde geſiegelt, und dem neuen Diener mit dem Auftrage übergeben, nach der Wohnung des Herrn Eiche beim Kreuzwirthe in Mariahilf nachzufragen.

Mit Ungeduld und Bangen harrte Brenner der Rückkunft ſeines Boten; er gab ſich der angenehmen Hoffnung hin, daß der alte Kanonier nicht unerbittlich ſein werde. Die Zeit ſchlich langſam in wahren Schneckenſchritten dahin. Endlich nach zwei ewigen Stunden des Harrens kam der Abgeſandte zurück.

„Getroffen?“ rief ihm der Ungeduldige entgegen.

„Ja!“

„Eine Antwort?“

„Hier iſt ſie.“

Mit zitternden Händen entfaltete Egidius das Schreiben, welches, im militairiſchen Dienſtformate, groß genug war, um die Dispoſition einer ganzen Armee zu enthalten.

Es war ſchwarz geſiegelt.

Ueber das Antlitz des Kranken ergoß ſich Todtenbläſſe.

Er öffnete es.

Ein ganzer Bogen bebte ihm in ſeiner Hand, er las die Worte:

„Bei Gott iſt Gnade!“

Unterſchrift: „Ein alter Kanonier.“

Das Papier entfiel ſeiner Hand.

Er taumelte in einen Stuhl.

„So bin ich denn alſo wirklich verurtheilt?“ jammerte er, „ſo gibt es alſo für mich keine Rettung, keinen Ausweg, außer ich wähle eines von jenen Uebeln?“

Er konnte zu keinem Entſchluſſe kommen.

Der Mittag nahte heran. Egidius verließ ſeine Wohnung, er fühlte ſich dort unheimlicher als je.

Frau Servatia erſchrak, als er im Laden eintrat. Sie ahnte gleich, was wieder geſchehen war.

„Egidi," rief ſie, „lieber Egidi! Wie ſehen Sie aus? Sie ſind ja todtkrank? Mein Gott! Iſt denn gar keine Hilfe gegen dieſen Mörder?"

„Nur bei Gott iſt Gnade!" flüſterte Brenner, dem jetzt wieder der erhaltene Beſcheid nicht aus dem Kopfe wollte.

„Kommen Sie, theurer Freund," bat die Trödlerin theilnahmsvoll, „ſetzen Sie Sich an meine Seite, ich will Ihnen eine Schale Suppe bringen laſſen."

Die Magd brachte das Geforderte, unglückſeliger Weiſe war die Schale zugedeckt.

Brenner gewahrte dies kaum, ſo zuckte er auch ſchon zuſammen und ſtotterte: „Der Haſenfuß!"

„Seien Sie nicht kindiſch, lieber Freund! Sie ſehn zu finſter, da, da erkennen Sie Ihre Täuſchung, es iſt ja Suppe!"

Egidi athmete leichter auf. Er genoß die Suppe, ſie ſtärkte ihn, aber ſeinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, das vermogte ſie nicht. Jede Mühe der Trödlerin, ihn zu zerſtreuen, war vergebens! Er ſann auf Rettung. — Seine Augen, wenn

ſie ihm zuredete, waren wohl auf ſie gerichtet, es ſchien, als ob er ihr aufmerkſam zuhöre, aber — er dachte an den Haſenfuß! Seine aufgeregte Einbildungskraft vergrößerte die Qual noch mehr, und ſteigerte die Furcht vor der Zukunft in ſolchem Maße, daß er bei fortgeſetzter Beharrlichkeit ſeines Todtfeindes, dem Wahnſinne verfallen wäre.

Der Nachmittag verſtrich von Seite der Dame mit endloſem Zureden, von Seite Brenners mit Stillſchweigen und einem krankhaften Hinſtarren auf ſeine Umgebung. Auch die Trödlerin begann für ihn zu fürchten; ſie verfolgte mit Angſt ſeine Blicke, und maulte über die willenloſe Apathie, welcher er ſich kraftlos hingab.

Endlich kam der Abend, ſie ſchloß den Laden und leitete ihren Egidi in das angränzende Zimmer.

Vergebens waren alle Verſuche, ſeine Schwermuth zu bannen, ſie verſchwendete Bitten, Schmeicheleien und Liebkoſungen — in Mitten ihres Eifers pochte es heftig an das Fenſter. — Beide eilten dahin, da erleuchteten ſich die Scheiben von außen, ein transparent erleuchteter Kaſten ſchwebte in der Luft, in deſſen Mitte befand ſich der Haſenfuß mit dem Roſabande, und darunter die Zeilen mit rieſigen Lettern:

Stecke mich in Schrank und Schrein,
Denn ich will Dein Wappen ſein!

Das gab den Ausschlag.

Ein Schrei Brenners durchhallte die Stube, Verzweiflung bemächtigte sich seiner; Servatia wollte ihn umschlingen, er stieß sie von sich und schrie: „Fort — laß mich — fort!“ und damit stürzte er aufgeregt bis zum Wahnsinn, ohne Hut, mit wirren Sinnen wie ein Besessener aus der Stube und aus dem Hause. — — — — — — — — — — —

Im Extrazimmer im „goldenen Kreuz“ saßen die uns bekannten, gewöhnlichen Gäste beisammen. Man war froh und heiter, man scherzte und lachte.

Der ehemalige Kanonier saß so wohlgemuth da, als ob es gar keinen Egidius Brenner auf der Welt gebe.

Nach einer Weile trat ein junger Mensch ein. Er trug eine Jacke, Mütze und Pantalons, die aber in den Stiefeln steckten. Man sah den Taugenichts aus jeder Miene gucken, ein echter Wiener Thunichtgut; im Mittelalter würde man ihn einen Strolch genannt haben, in Frankreich hätte man ihn einen Gamin, in Ungarn einen Betyar, in Böhmen einen Taschkasch geheißen. Er näherte sich dem ehemaligen Kanonier.

„Aha, bist Du da, Pold'l?*) Na, wie ist's ausg'fallen?“

*) Diminutiv von Leopold.

„Sehr gut! Das war ein G'ſchrei in der Stube, daß man es durch alle Winterfenſter g'hört hat."

Die Andern lachten und der alte Eiche fuhr fort: „Morgen früh kommſt Du wieder zu mir, und ich werde das Weitere anordnen, jetzt ſetz' Dich dort in die Ecke, und laſſ' Dir ein Nachtmahl geben."

„Gnädiger Herr," lächelte der Burſche, „ich hab' wieder was G'ſcheids ausſpekulirt."

„Laß hören."

„Ich praktizir ihm morgen den Haſenfuß ins Bett; wie er die Decke wegnimmt —"

Er konnte nicht ausreden, ein wüthendes Gelächter, von Beifallrufen begleitet, unterbrach ihn.

Der ehemalige Artilleriſt nickte ihm einſtimmend zu. „Es bleibt dabei;" rief er in die Idee eingehend, „die Ueberraſchung kann auch nicht ſchlecht ſein. Jetzt aber laſſ' mich in Ruh', Du weißt, daß ich im Wirthshaus gern ungeſtört bin."

Pold'l ſetzte ſich in die Ecke, der Kellner tiſchte ihm Speiſe und Trank auf, die übrige Geſellſchaft war wo möglich noch mehr aufgeheitert, und ergoß ſich in eine Fluth neuer Erfindungen zur Beunruhigung des armen Krainers, allein der alte Eiche ließ ſie reden und ſagte am Ende: „Es bleibt beim Haſen-

fuß! Ich habe bereits den Beweis ſeiner Wirkſamkeit!"

In dieſem Momente ſtürzte zur Verwunderung Aller Egidius Brenner in die Stube.

Die Anweſenden wären gern in ein lautes Gelächter ausgebrochen, allein das verzweiflungsvolle Ausſehen des Krainers verhinderte ſie daran. Die hagere, noch mehr abgemagerte Figur, der große Kopf mit den verwirrten Haaren, das Geſicht mit der Todtenfarbe, das ſtarre Auge, die krampfhaft geballten Hände, wie geſagt, man konnte mit dem beſten Willen nicht lachen über ihn. Sein geſpenſtiſcher Blick ſuchte den ehemaligen Kanonier, er eilte auf ihn zu, faßte ſeine Hand und rief athemlos keuchend: „Hier bin ich — machen Sie mit mir, was Sie wollen, aber laſſen Sie ab von mir —"

„Herr Brenner," begann Eiche, Erſtaunen heuchelnd, „ich weiß nicht, was Sie von mir wollen?"

„O, Sie wiſſen es recht gut; ich will meine Ruhe, meinen Frieden, ich will gar Nichts, als daß Sie mir ſagen, was ich thun ſoll, damit ich Ruh' vor Ihnen habe."

„Herr Brenner, es iſt mir unbegreiflich, wie Sie Sich nur noch einmal in unſere Mitte drängen können —"

„Sie haben mich dazu gezwungen! Ich bin hier und gehe nicht mehr von hinnen, bis Sie mir verſprochen haben, von mir abzulaſſen.“

„Entfernen Sie Sich gutwillig, Herr Brenner —“

„Ich entferne mich nicht, ich bleibe hier, ich bin ein Patriot wie Sie, ſo gut wie jeder Andere, ich will den Schimpf nicht länger auf mir ruhen laſſen, ich will nicht, daß man mich aus jedem Wirthshauſe ausweiſe, daß man mit Fingern auf mich zeige, daß ich durch Ihre endloſe Neckerei dem Wahnſinn als Opfer verfalle — ich werde Landwehrmann!“

Er athmete tief auf. Die Verzweiflung hatte ihm dieſen Entſchluß eingegeben.

Die Anweſenden ſtaunten.

Der alte Kanonier mogte ihm aber wahrſcheinlich keinen feſten Glauben ſchenken, denn er fuhr fort: „Meinethalben, was kümmert das mich, werden Sie, was Sie wollen.“

„Meine Herrn,“ wendete ſich Egidius an die Andern, „ich appellire an Ihre Menſchlichkeit, denn dieſes Eiſenherz iſt zu hart, zu unbeweglich. Nehmen Sie Sich meiner an. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich morgen um acht Uhr Vormittags als Freiwilliger bei der Landwehr eingereiht bin.“

Georg Käsmann nahm das Wort: „Meine Herren! Sie haben gehört, was Herr Brenner nun gesprochen hat, reichen Sie mir Ihre Hand darauf."

Egidius that es.

„Sie sind Landwehrmann?"

„Ich bin es!"

„Nun können Sie an unserem Tische wieder wie ehedem Platz nehmen!"

„Halt, halt," rief Herr Eiche, „erst noch Etwas. Hören Sie mich an, Herr Brenner, Sie haben mich zu dem, was geschehen ist, gezwungen. Sie haben mich nicht nur Mühe und Geistesanstrengung, sondern auch baares Geld gekostet. Hören Sie!"

Er zog ein Papier aus der Tasche und begann zu lesen:

„Conto:"

„Dem Hausmeister in Brenners Hause an Trinkgeld 5 Gulden."

„Brenners alter Dienerin 2 Fl."

„Der Waschfrau 1 Fl."

„Einem Boten 1 Fl."

„Dem Schani auf Naschereien gegeben 1 Fl."

„Bei einem Rock, der an Frau Konrad billiger verkauft wurde, verloren 2 Fl."

„Dem Kellner im Gasthause beim Löffel an Trinkgeld 1 Fl."

„Dem Todtengräber 1 Fl."

„Dem Bäcker für einen Laib Brod und Trinkgeld 1½ Fl."

„Einem Guckkastenmann 1 Fl."

„Dem neuen Diener Brenners 3 Fl."

„Für ein Transparent 1 Fl. 45 Kr."

„An Rosabändern 1 Fl. 15 Kr."

„Dem Pold'l, welcher jeden Schritt Brenners bewachen mußte, täglich einen Gulden, Facit bis heute 42 Fl."

„Totalsumme: 64 Fl. 30 Kreutzer. Sie sehen Herr Brenner, daß Sie mich theuer genug zu stehen gekommen wären, wenn Sie die Schmach länger ertragen hätten. Nun aber sehen Sie Ihr unmännliches Betragen ein, Sie thun das gezwungen, was Sie freiwillig hätten thun sollen, es ist daher auch recht und billig, daß Sie die Auslagen in Summa von 64 Fl. 30 Kr. bezahlen."

Neues Staunen der Anwesenden.

Eiche fuhr fort: „Damit Sie aber nicht auf den Gedanken gerathen können, ich hätte Sie bei dem Geschäfte übervortheilt, oder ich wäre zu wenig Patriot und ließe mir die Kosten bezahlen, die ich für die Werbung eines neuen Vaterlandsvertheidigers aus-

gegeben habe, so erkläre ich hiermit, daß ich auf diese Summe Verzicht leiste, somit 64 Fl. 30 Kr. aus eigener Tasche hergegeben habe, um die Landwehr um einen Mann zu vermehren, was aber die von Ihnen zu erlegende Summe belangt, so wird dieselbe noch morgen Vormittags der Armenkasse, als von Ihnen geschenkt, übergeben werden. Sind Sie es zufrieden, meine Herrn?"

Herr Egidius, um dessen Geld es sich eigentlich handelte, wurde als der Ueberflüssige im Rathe angesehen und gar nicht befragt. Die Andern riefen Alle ein einstimmiges: „Ja!" und man sah den Landwehrrekruten an, ob er noch nicht mit den schwarzen Bankozetteln*) herausrücke. Da er eine etwas bedenkliche Miene machte, so stellte sich der alte Eiche ungeduldig und rief: „Sie zögern noch — Sie nehmen den Vorschlag nicht an? Gut denn, so soll der Kampf von Neuem beginnen! Aber merken Sie Sich's, Sie werden dann nicht nur die alten, sondern auch die neu zugewachsenen Kosten tragen müssen."

Ohne ein Wort zu erwidern, griff Egidius in den Rock, zog die Brieftasche, und zählte die Summe auf den Tisch.

---

*) Unter diesem Namen war damals das Papiergeld bekannt.

„So," ſprach Eiche zufrieden, „jetzt nehmen Sie Platz an unſerem Tiſche, und ſeien Sie verſichert, daß Sie von nun an von mir nicht nur nicht geneckt, ſondern ſogar reſpectirt werden ſollen, denn ſchon im Evangelium ſteht geſchrieben, man ſolle ſich des wiedergefundenen Schäfleins mehr erfreuen, als des gar nicht verlorenen. He da, Pold'l! komm' her. Unſer G'ſchäft iſt jetzt gar; bis ich Deiner wieder einmal bedarf, werde ich Dich ſchon zu finden wiſſen."

Der Burſche dankte und ſprach: „Es thut mir leid, daß die G'ſchicht ſo bald gar iſt, ich hätt' noch einige hübſche Platzl für den Haſenfuß g'habt, Herr Brenner hätt' ihn in einer kleinen Lotterie gewinnen müſſen, er hätt' ihn fünfzig Meilen weit mit der Poſt zugeſchickt erhalten, er hätt' ihn ſogar beim Beichten ſtatt der Abſolution in die Hand bekommen."

Egidius ſchauderte. Er dankte im Stillen dem Himmel, daß er ſo wohlfeilen Kaufes davon gekommen.

Pold'l hatte ſich entfernt, die Bürger waren wieder unter ſich, Egidius genoß ſeit vielen Wochen wieder einen fröhlichen, unbekümmerten Abend; ſeine Krankheit war verſchwunden, er war mit einem Male geſund geworden, der frohe Muth hatte ſich ſeiner ſo

bemeiſtert, daß er weder an Servatia, noch an die Landwehr dachte.

Einer der Anweſenden wollte das Geſpräch auf die vergangene Neckerei bringen, allein der ehemalige Artilleriſt unterbrach ihn mit ernſter Stimme: „Kein Wort mehr davon. Was geſchehen, iſt vorbei, und verſinke in das Grab der Vergeſſenheit. Nächſter Tage wird die Muſterung der Landwehr ſein, und Sie werden ſehen, Herr Egidi, Ihr Herz wird ganz freudig ſchlagen, wenn Sie in den Reihen der Braven ſtehen. Sie werden ganz anders denken, wenn Sie das Gewehr in der Hand und die Patrontaſche auf dem Rücken haben werden."

„Gott gebe es!" dachte Egidi und ſeufzte leiſe auf.

Eiche mogte vielleicht dieſe Anwandlung von Schwermuth bemerkt haben, und rief: „Jetzt luſtig Kameraden, luſtig und fröhlich, ſchenkt ein, ſtoßt an und trinkt aus!"

Die Gläſer klirrten, der Kellner konnte kaum folgen, ſo raſch verſchwand der braune Gerſtenſaft, die Freudigkeit ſteigerte ſich von Minute zu Minute, ging in lauten Jubel über, und endete wie gewöhnlich mit Geſang. Collins Landwehrlied: „Mein!" betitelt, kam an die Reihe, drei Strophen wurden von demſelben geſungen:

1.

„Was für ein Feld wohl nennſt Du Dein?
Das ſag' mir, Ackersmann!
Das für die Meinen ich gepflügt,
Nichts für den Feind, der Nichts mir kriegt,
Das Feld, das nenn' ich mein.
Heran, Du Feind, heran!
Dring' auch mit Roß und Mann herein,
Doch ſollſt Du d'rauf begraben ſein.
Ha, nur heran, heran!
Dein iſt der Tod, das Feld bleibt mein,
Doch bleibt es mein!"

2.

„Und welche Stadt wohl nennſt Du Dein?
Du Bürger, ſag' mir an!
Auf deren Wall mein Ahn' einſt ſtand,
Den Tod für mich dort ſtreitend fand,
Die Stadt die nenn' ich mein.
Heran, Du Feind, heran!
Und dringſt Du mir zum Thor herein,
Sollſt Du am Thor begraben ſein,
Ha, nur heran, heran!
Dein iſt der Tod, die Stadt bleibt mein,
Doch bleibt ſie mein!"

3.

„Das Vaterland, wann wird es Dein?
Das, Wehrmann, ſag' mir an!
Wenn's kühn dem Feind verwehrt mein Muth,
Mir's lieber iſt als Gut und Blut,
Dann nenn' ich's wahrhaft mein.

Heran, Du Feind, heran!
Dring' an der Grenze frech herein,
Bald ſoll Dein Grab die Grenze ſein.
Ha, nur heran, heran!
Dein iſt der Tod, das Land bleibt mein,
Doch bleibt es mein!"

Ein ungeheurer Jubel erdröhnte nach dieſer Strophe im Gemache. Die letzten zwei Zeilen wurden oft wiederholt — der alte Eiche war heute fröhlich wie noch nie, die Andern blieben nicht zurück, Egidius Brenner ſchwamm in Entzücken.

Es war der vorletzte fröhliche Abend, noch Einer und die patriotiſche Kompagnie war aufgelös't; es ſollten nicht Alle, wie ſie heute verſammelt waren, ſich wiederfinden. So hatte es das Schickſal beſtimmt.

Erſt ſpät in der Nacht verließ man das goldene Kreuz. — — —

Am andern Vormittage ſchlich Frau Servatia Konrad ganz trübſelig umher, die verzweiflungsvolle Entfernung Brenners am vorigen Abende verurſachte ihr eine unruhige Nacht; ſie fürchtete für ſeinen Verſtand, und ging mit dem Gedanken um, ihn, wenn er einwilligte, was nicht zu bezweifeln war, von Wien zu entfernen, um ihm den Verfolgungen des heilloſen Kanoniers zu entziehen, und recht bald ſeine

ehelichen Umarmung zu erhalten. Bevor er jedoch Wien verließ, mußte jedenfalls die Verlobung ſtattfinden. Ueber dieſen Entſchluß getröſtet, erhob ſie ſich am folgenden Morgen vom einſamen Wittwenlager und ſandte alſogleich ihre Magd mit dem Auftrage zu Herrn Egidi, er möge augenblicklich zu ihr kommen, ſie habe ihm eine ſehr gute Botſchaft zu verkünden.

Als die Geſandte zurück kam, brachte ſie die Nachricht, Herr Brenner ſei nicht mehr zu Hauſe, und habe ſchon am frühen Morgen ſeine Wohnung verlaſſen.

Es war auch wirklich ſo, denn der greiſe Eiche, vielleicht im Stillen einen Rückfall in die früheren friedlichen Geſinnungen des Landwehrkandidaten befürchtend, hatte ihn ſchon zeitlich abgeholt, um ihn bei den nöthigen Schritten zur Ausführung ſeines Verſprechens behilflich zu ſein.

Die Troſtloſigkeit der Wittwe nahm zu. „Es iſt gewiß," jammerte ſie, „er iſt für mich verloren; ſein Verſtand iſt angegriffen, er wird ſich ein Leides anthun! Ach, wenn ich nur wüßte, ob die Donau noch zugefroren iſt, damit er ſich wenigſtens nicht in's Waſſer ſtürzen kann."

Indeſſen ſaß Egidi wieder wohlgemuth beim goldenen Kreuz und war ſchon Landwehrmann, der greiſe

Eiche trank ihm auf eine frohe, ehrenvolle Zukunft zu, und der Krainer befand sich bereits in jener fröhlichen Weinlaune, welche der Wiener mit der Benennung: „Er hat einen Spitz!“ zu bezeichnen pflegt.

Als ihn sein neuer Freund so weit hatte, rieth er ihm, zu seiner Dame zu gehen, um sich ihr in seinem neuen Stande zu präsentiren. „Herr Brenner,“ fügte er hinzu, „zeigen Sie Ihren Mann, und lassen Sie Sich ja nicht von Weiberthränen rühren. Ich werde vor dem Hause auf Sie warten, und wir gehen dann selbander zum Mittagsmahl, wo sich viele Ihrer künftigen Kriegesgefährten mit uns einfinden werden.“

„O sorgen Sie nicht,“ entgegnete der Weinglühende, „ich werde schon meinen Mann stellen. Meine Geliebte soll stolz auf mich sein!“

Die Trödlerin, nicht ahnend, welch' eine Ueberraschung ihr bevorstand, erschöpfte sich mittlerweile in Muthmaßungen, wo ihr Egidi sich befinden könne.

Gegen eilf Uhr, sie saß eben trostlos in dem alten, kühhaargestopften Armsessel, trat derselbe ein.

Sie hätte ihn bald nicht erkannt.

Ueber seine gewöhnliche Kleidung trug er einen

weiten, bis oben zugeknöpften, und unten durch den Schnitt anſchließenden Rock von grauem Tuche, die Aufſchläge deſſelben waren gleichfarbig, dagegen mit rothem Vorſtoß, und der Kragen mit rothen Litzen geziert. Auf dem Kopfe hatte er ſeinen gewöhnlichen Hut, an welchem jedoch vorn ein meſſingenes Schild mit einem ſchwarzen Bande befeſtigt war, auf dem der Kreis und die Zahl N. 4., zu welchem Bataillon Egidi nämlich gehörte, erſichtlich war.

Ein Schrei des Entſetzens rang ſich über Servatias Lippen.

„Da hat man's," murmelte ſie mit vergehender Stimme, „er iſt wahnſinnig geworden!"

Meine Leſer müſſen ſich Brenners lange, hagere Figur mit dem großen Kopfe, dies Koſtüm, dann den etwas wirren, aber glühenden Blick deſſelben vorſtellen; ſeine frühere Abneigung gegen den Kriegerſtand, ſo wie ſein geſtriges Entfernen erwägen, und Frau Konrads fürchterlicher Verdacht wird ihnen hinlänglich motivirt erſcheinen. Dazu kam noch das Benehmen des Herrn Brenners, der ohnedem gut aufgelegt, und mehr als munter, noch dazu den jovialen, kriegsluſtigen Patrioten affectirte, und ungefähr die Manieren eines adlichen Fähnrichs entwickelte, welcher am Tage vor der Schlacht ſeine freiherrlichen Manſchetten zu verbergen ſucht, indem er

flucht, ſchimpft, bramarbaſirt, den Mund voll Prahlerei und den Kopf voll Franzoſen hat.

Es war eine Scene, würdig eines Hogarthiſchen Pinſels.

„Guten Morgen, meine theuere Servatia! Wie geht es Ihnen, wie befinden Sie Sich?"

Die Dame konnte nicht zu ſich kommen. „Ja, ja," fuhr ſie in ihren Gedanken fort, „es iſt beſtimmt, er hat den Verſtand verloren!"

Egidius warf ſich in ſeinen gewöhnlichen Sitz, nahm jetzt erſt ſeinen Hut ab, ſtülpte ihn auf den Tiſch, ſo zwar, daß das Landwehrſchild ſeiner Dame in die Augen fallen mußte, und ſprach: „Nun, meine Theure, wie haben Sie geſchlafen? So ſprechen Sie doch!"

„Ich — o, ich habe recht gut geſchlafen, und Sie, lieber Egidi, wie haben Sie geruht?"

„Sehr gut, theuere Servatia!"

„Armer Mann!" ſeufzte die Trödlerin leiſe.

„Ich bin aber ſehr ſpät zu Bette gegangen und ſchon zeitlich aufgeſtanden."

„Ich glaub's, ich glaub's!" murmelte ſie, „den Wahnſinnigen duldet es nicht lange in den Federn."

„Nun, meine Geliebte, was ſagen Sie zu meiner heutigen Kleidung, wie gefällt ſie Ihnen?"

„Ich bin ganz außer mir, lieber Egidi —"

„Sie freuen ſich darüber?"

„O, außerordentlich! Wenn's auch nur Ihnen Freude macht?"

„Ich, ich bin ganz ſelig!"

Die Dame ſeufzte und murmelte: „Es iſt außer allem Zweifel, er hat's überſtanden." Brenners Ton und ſeine Art zu reden, hatte wirklich etwas Hamlet'ſches an ſich.

„Aber ſagen Sie mir, guter Egidi, wie ſind Sie zu dieſer Kleidung gekommen?"

„Ganz einfach, ich bin Landwehrmann geworden!"

Die Trödlerin, weit entfernt, dieſer Angabe Glauben zu ſchenken, nahm ſie als ein Hirngeſpinnſt des Armen auf und verſetzte gutmüthig und theilnahmsvoll: „Sie ſind alſo Landwehrmann? Ich wünſche Ihnen recht viel Glück dazu!" Dann murmelte ſie leiſe: „Es iſt ganz natürlich, daß er ſich gerade das einbildet, es iſt ja die erſte Urſache ſeiner Krankheit. O der Haſenfuß und die Landwehr, welch' Unheil haben ſie in meinem Hauſe angeſtiftet!"

„Wie gefall' ich Ihnen in meinem gegenwärtigen Stande?"

„In ſeinem Stande!“ klagte ſie, „das iſt ein erbarmenswerther Stand —“

„Was haben Sie geſagt?“

„Gar Nichts! Gar Nichts, lieber Egidi! Sie gefallen mir recht ſehr! Aber ſagen Sie mir, mein Theurer! wär' es nicht gut, wenn Sie Sich einem Doktor anvertrauen würden?“

„Einem Doktor? Wozu denn?“

„Sie ſind krank, mein theurer Freund!“

„Krank? Was fällt Ihnen ein, ich bin geſund, kerngeſund, geſünder als je!“

„Da hat man's! So ſind die Irrſinnigen Alle, ſie wollen nicht krank ſein!“ Dann ſetzte ſie laut hinzu: „Aber bedenken Sie nur, herziger Freund! Sie waren ja geſtern noch ſo krank!“

„Geſtern und heut', da iſt ein himmelweiter Unterſchied! Geſtern war ich krank, heute bin ich geſund; geſtern war ich ein Verfolgter, heute bin ich frei; geſtern war ich nichts, heute bin ich ein Landwehrmann!“

„Die Idee iſt fix bei ihm,“ klagte Servatia wieder leiſe, dann fuhr ſie laut fort: „Alſo gut, lieber Egidi, Sie ſind ein Landwehrmann, ich nehme an, es wäre ſo —“

„Ja, ja, es iſt ſo!“

„Nun gut, es iſt ſo; was werden Sie aber nun thun?“

„Was ich thun werde? Ausmarſchiren, exerciren, ſtechen — kämpfen — ſtreiten, ſchießen, Krieg führen —“

„Allmächtige Mutter Gottes! Sein Paroxismus ſteigert ſich noch; ehe zwei Tage vergehen iſt er im runden Haus.*) — Aber Egidi, lieber Egidi! Was fällt Ihnen nur ein? Sie, mit Ihrer Taubenſeele, mit Ihrer Schaafsnatur, Sie wollen Krieg führen? —“

„Was, Taubenſeele? Schaafsnatur? Servatia, ſagen Sie mir das nicht noch ein Mal, bei unſerer Liebe! wagen Sie es nicht wieder, oder ich vergeſſe, daß wir uns ewige Treue geſchworen und erklär' Ihnen den Krieg!“

„Unſeliger Haſenfuß!“ wimmerte die Trödlerin im Herzen, „in ſeinem Hirn ſpuken jetzt lauter Bajonette und Kanonen, er wird ſich am Ende noch einbilden, ein zweiter Bonaparte zu ſein, und ſich ſelbſt zum Kaiſer machen.“

„Nun, meine theure Servatia!“ begann Egidius, wieder einlenkend; „Sie ſind doch über meine frühere Heftigkeit nicht böſe?“

„Böſe? Nein, mein armer Geliebter, über Sie werde ich nie mehr böſe ſein!“

*) Die Irrenanſtalt in Wien.

„Reichen Sie mir Ihre Hand!"

Sie that es.

„Sie bleiben die Meine, auch wenn ich nicht mehr hier bin?"

„Ich muß ihm Alles verſprechen," dachte ſie, „um ihn nicht noch unglücklicher zu machen!" und dann verſetzte ſie laut: „Ja, Egidi, ich bleibe die Ihre."

„Sie werden mir treu ſein, wenn ich ausmarſchire?"

„O, gewiß!"

„Ewig?"

„Immer und ewig!"

Er zog ſie an ſich und küßte ſie.

Die Dame prallte zurück.

Welche Entdeckung?

Ein ſonderbares Aroma umfluthete ſie, ein Gedanke zuckte durch ihren Kopf.

Sie hob beide Hände wie betend zum Himmel und hauchte: „Allmächtiger Gott! Ich danke Dir, er iſt nicht wahnſinnig — er iſt nur betrunken!"

Egidius, welcher nur ſah und Nichts hörte, liſpelte: „Sie betet für mich, ſie iſt doch eine gute Seele!"

In dieſer Situation wurden ſie durch das Eintreten des alten Kanoniers unterbrochen.

Die Dame fuhr wie beim Anblicke eines wilden Thieres empor.

„Was wollen Sie hier, mein Herr?“ rief ſie ihm entgegen, „wollen Sie den Unglücklichen noch mehr quälen? Da ſehen Sie ihn an, das iſt Ihr Werk, die Verzweiflung über Ihre Marterei hat den Halbverwirrten ins Gaſthaus getrieben; er, der früher ſo mäßig wie ein Papſt war, der Himmel verzeih' mir meine Sünden, er iſt am Vormittage ſchon von Wein, Bier und weiß der liebe Himmel von was noch Allem überfüllt; wollen Sie den Unſchuldigen ganz zu Grunde richten?“

„Ereifern Sie Sich nicht, Frau Konrad,“ nahm der ehemalige Artilleriſt das Wort, „Herr Brenner iſt jetzt Soldat und muß ſich an die militairiſche Lebensweiſe gewöhnen —“

„Was? Soldat?“ rief Servatia, die in ihrer Gemüthsaufregung dieſe Umwandlung wieder ganz vergeſſen hatte, „iſt dies Wahrheit? —“

„Ja, Frau Konrad, es iſt ſo; Ihr künftiger Gatte wird ſich einſt rühmen können, unter den Fahnen der Oeſterreichiſchen Landwehr gefochten zu haben.“

„Ich kann es nicht glauben, es iſt nicht wahr! Sie haben ihn überliſtet, überredet, Sie haben ihn angezecht, und ihm dann ohne ſeinen Willen den grauen Rock angezogen.“

„Liebe Servatia," nahm nun Egidius das Wort, „Sie irren Sich, ich ſelbſt habe noch geſtern dieſen Entſchluß gefaßt."

„Alſo auch Sie?" rief die Dame die Hände ringend, „auch Sie ſagen es? O Egidi, Egidi! Was haben Sie gethan?"

„Keine Vorwürfe, Frau Konrad," ſprach der alte Eiche, „freuen Sie Sich vielmehr deſſen, was geſchehen iſt — ſonſt müßte ich auf den Gedanken kommen, daß es Ihnen mehr darum zu thun ſei, einen Mann zu bekommen, der bei Ihnen im Bette, als einen, der im Felde liegt."

Die Trödlerin erröthete und rief: „Keine Beleidigungen, Herr Eiche, um was es mir zu thun iſt, das kümmert Sie Nichts; ich bin eine Frau in den ſchönſten Jahren —"

„O hören Sie auf! Die ſchönen Jahre ſind bei Ihnen nie dageweſen, und wenn Herr Brenner im Kriege beide Hände und beide Füße verliert, ſo iſt er für Sie noch immer gut genug!"

Das war zu viel. Die Dame wiſchte ſich den Schweiß von der Stirne und rief: „Man hört es Ihnen gleich an, daß Sie Kanonier geweſen ſind; Sie ſind grob wie ein Vierundzwanzig-Pfünder, aber Egidi, lieber Egidi, ſo ſchützen Sie mich doch vor den Mißhandlungen dieſes Ruheſtörers."

„Mäßigen Sie Sich, theure Servatia —"

„O, hätten Sie Sich gemäßigt, es wäre nicht ſo weit gekommen —"

„Nun iſt es aber einmal ſo, daher fügen Sie Sich darein, und machen Sie Sich mit dem Gedanken vertraut, mich als Landwehrmann zu ſehen."

„Hören Sie mich an, Frau Konrad," ſprach der Alte, „aber ruhig, wenn Sie es im Stande ſind. Herr Brenner war von Ihnen dazu auserſehen, Ihr zweiter Gatte zu werden; ich habe dagegen Nichts einzuwenden, die Guſto, wie wir Wiener ſagen, ſind verſchieden. Da er ſich nun einmal zu dieſem Opfer entſchloſſen hat, ſo mag es dabei verbleiben. Sie ſind nicht die Einzige, die einen Geliebten im Felde haben wird; es ſind Tauſende von Ehefrauen, die ihre Gatten dort haben, und das iſt denn doch Etwas mehr! Hab' ich Recht oder nicht? Herr Brenner hat keine Anverwandte, Sie können Sich mit ihm vor dem Ausmarſche verloben, er wird ſeine Baarſchaft auf Ihr Haus deponiren, das Geld wird Ihnen, da im Kriege das Trödlergeſchäft reiche Zinſen abwirft, gute Dienſte leiſten, und Sie werden es nicht nöthig haben, den Sohn Ihres erſten Mannes, wenn Herr Brenner heute oder morgen aus dem Felde heimkehrt, um das väterliche Erbe zu verkürzen; das, glaube ich, iſt von beiden Seiten ein ge-

wiß annehmbarer Vorſchlag, und das Klügſte, was Sie bei dem jetzigen Stande der Dinge thun können."

Egidius war ganz zufrieden, nur Frau Konrad wendete noch ein und ſprach: „Aber haben Sie vergeſſen, daß ich eine Frau, ganz allein bin, eine Frau in Kriegszeiten allein, ohne Mann, ohne Schutz —"

„Sollten Sie deſſen bedürfen, ſo ſteht Ihnen jeder Bürger Wiens zu Dienſten, übrigens ſind Sie kein heuriger Haſe mehr; ich weiß mich zu erinnern, daß Sie ſchon in früheren Zeiten mit dem Militair recht gut ausgekommen ſind; wie hat der Grenadier nur geheißen —"

„Sie meinen den Karl Panek vom Kaiſergrenadier —?"

„Ja, ja, denſelben meine ich. —"

„O der, Gott verzeih' mir meine Sünden! Der war eine gute Haut, ſchade, daß er etwas krumme Beine und eine Platte*) hatte, aber ſonſt war an ihm Nichts auszuſetzen; ja, mit dem war's leicht auszukommen! Wenn alle Soldaten ſo wären, dann dürfte man vor dem Kriege keine Angſt haben."

Noch einiges Zureden, und die Dame fügte ſich gutwillig in das unabänderliche Geſchick; wollte ſie ihren Egidi nicht ganz verlieren, ſo mußte ſie nachgeben.

---

*) Glatzkopf.

„In's Himmels Namen!“ seufzte sie, „ziehen Sie in den Krieg, ich werde an Sie denken, und wöchentlich zwei Mal bei der Dienstboten-Muttergottes zu St. Stefan*) für Sie beten!“

Eiche und Egidius verließen bald darauf, mit der Dame ganz ausgesöhnt, den Trödlerladen.

---

*) Besteht noch unter dieser volksthümlichen Benennung.

XI.

In den Straßen Wiens herrscht ein reges, kriegerisches Leben.

Die sechs Bataillone der Wiener Landwehrmannschaft wurden an drei nacheinander folgenden Tagen*) von ihren Kommandanten und dem Stadthauptmann gemustert.

Das erste derselben befehligte der Obristlieutenant Freiherr von St. Quentin, die andern hatten der Reihe nach zu Befehlshabern erhalten: den Obristlieutenant Freiherrn von Steigentetsch, den Obristwachtmeister Grafen von Waldstein, den Obristlieutenant von Küssel, den Obristwachtmeister

*) Am 3. 4. und 5. März.

Grafen von Salis, und endlich das sechste den Obristwachtmeister von Managetta.

Am sechsten März besetzte bereits ein Detaschement von 30 Mann aus der bürgerlichen Artillerie den Depotsposten im Neugebäude nächst Simmering, und da der Ausmarsch der Landwehr bereits officiell bekannt war, so erschien vom Magistrate an Wiens edle Bewohner die Aufforderung zur Unterstützung der zurückgebliebenen armen Familien, deren Häupter unter den Fahnen der Landwehr standen, und die für die Ihrigen nicht mehr zu sorgen vermogten *)

Am achten März übernahm die Bürgermiliz von dem regulären Militair den Garnisonsdienst und bezog die Posten. Dies Alles geschah mit einem Eifer und einer Pünktlichkeit, die von dem wahrhaft patrio-

*) Ein edler Unbekannter übergab dem Erzherzoge Maximilian zu diesem Zwecke die Summe von 30,000 Fl.; dem Aufrufe zu Folge liefen vom 11. bis 27. März 114,097 Fl. ein, wozu noch 4550 Fl. an Staatspapieren, 80 Fl. an Coupons kamen, also im Ganzen eine Summe von 118,727 Fl. — Außerdem bestimmte das Wiener Großhandlungsgremium, abgesehen der Beiträge, welche es zu obiger Summe bereits gegeben, 21,967 Fl. auf ein Jahr in monatlichen Raten zur Vertheilung an die Frauen und Kinder des ersten Bataillons mit besonderer Berücksichtigung der vierten Kompagnie desselben.

tischen Eifer der Wiener Bürger das glänzendste Zeugniß ablegten.

An eben demselben Tage bot sich den Wienern ein schon lange nicht gesehenes Schauspiel dar. Das Küraſſir-Regiment Hohenzollern*) zog mit klingendem Spiele in Wien ein und marschirte bis auf den innern Burgplatz, wo es sich divisionsweise aufstellte.

Der Erzherzog Karl, Generalissimus, so wie der Herzog Albert von Sachsen-Teschen waren ihnen schon bis auf die Landstraße entgegen geritten.

Der Obrist des Regiments hielt nach der Aufstellung eine kurze Anrede an die Mannschaft, und machte sie auf die ehrenvolle Gelegenheit aufmerksam, bei welcher das Regiment das Vorrecht erhalten hatte, mit klingendem Spiele in der kaiserlichen Burg einzumarschiren und hier den Werbetisch aufzustellen, dann ermahnte er sie, sich dieser ererbten Vorzüge des Regiments auch ferner würdig zu zeigen, und die Verdienste der Truppe noch zu vermehren.

Hierauf erscholl Musik und die Werbung begann.

---

*) Im 30jährigen Kriege Dampiner-Küraſſire, wo ihm auch bei Gelegenheit der Rettung Ferdinand II. obige Auszeichnung zu Theil wurde.

Da ſich viele Kriegsluſtige einfanden, ſo erhielt das Regiment die ſpecielle Erlaubniß, die Werbung durch drei nach einander folgende Tage fortzuſetzen, und dann ſeinen Marſch wieder anzutreten.

Während dieſer Zeit *) wurde ſämmtliche Landwehrmannſchaft mit gleichförmigen Gewehren und Packſäcken verſehen; es geſchah Alles, um den Bataillonen ſo viel als möglich ein militairiſches Anſehen zu geben, und ſie für den Krieg auszurüſten. Der neunte März war zur Fahnenweihe, und der folgende Tage zum Ausmarſche der Bataillone aus Wien feſtgeſetzt.

Ehe wir dieſe erhebenden, denkwürdigen Scenen ſchildern, ſind wir gezwungen, einer der Hauptperſonen dieſes Gemäldes unſere Aufmerkſamkeit zuzuwenden, und das Wenige nachzuholen, was wir bisher zu erzählen verſäumten.

Julie, nicht ahnend, welch ein ſchwarzes Gewitter ſich über ihrem Haupte zuſammengezogen hatte, befand ſich an einem freien Tage in ihrer Wohnung auf Mariahilf, als ein Mann zu ihr ins Zimmer trat, der ſich ihr als einen Kommiſſär der Polizei präſentirte.

Die Tänzerin erſtaunte über den unverhofften

*) Am 6., 7. und 8. März.

Beſuch, und erſchrak nicht wenig, als ſie am Ende die Urſache deſſelben erfuhr, daß es ſich nämlich um nichts Anderes handle, als ihm alle ihre Papiere zu übergeben, und ihm ſammt Frau Joſefa in dem unten harrenden Fiaker augenblicklich zu folgen.

Da ſein Auftrag zu beſtimmt war, und hier kein Mißverſtändniß obwalten konnte, der Kommiſſär ihr auch keine weitere Aufklärung zu ertheilen vermogte, ſo fügte ſie ſich im Bewußtſein ihrer Unſchuld in das Unabänderliche; die Wohnung wurde unter Schloß und Riegel gelegt, und man fuhr ab.

„Es möge kommen, was da wolle," ſagte Julie zu Joſefa, „reden Sie Nichts als die reine Wahrheit; wir ſind unſchuldig, und man wird es erkennen müſſen!"

Die Verhöre mit den Damen begannen. Die Papiere der Tänzerin, ſo wie ihre Wohnung in der Kärnthnerſtraße wurden durchſucht, allein es fand ſich Nichts, was auf irgend ein gefährliches Einverſtändniß hätte hindeuten können, ihre und Joſefas Ausſagen ſtimmten überein, die Tänzerin ermangelte nicht, ihre Bekanntſchaft mit Herrn Carl genau zu detailliren, und vergaß auch nicht die Art und Weiſe darzuſtellen, wie ſie jede fernere Verbindung mit ihm abgebrochen hatte. Die Verhandlungen währten meh-

rere Tage; das Reſultat derſelben war, daß man Julie vor der Hand frei ließ, ſie jedoch darauf aufmerkſam machte, daß die Verhandlungen noch nicht zu Ende gediehen ſeien, ſie daher in keinem Falle die Stadt verlaſſen dürfe.

Frau Servatia erhielt den geheimen polizeilichen Auftrag, ihre Partei zu überwachen.

„Ach, welch eine unglückliche Wittwe und Hausfrau bin ich," jammerte ſie, „die eine Partei geht mir durch, der Geliebte geht zum Militair, die andere Partei iſt eine heimliche Komödiantin! Wer hätte ſo Etwas nur ahnen können? Dieſe Perſon war ſo eingezogen, ſo brav, ſie hat gar nichts ſo Luſtiges an ſich gehabt, wie der Komödiant, den ich einmal gekannt habe, der Himmel verzeih' mir meine Sünden!"

Julie zog nun ganz in die Wohnung auf Mariahilf, gab jene in der Kärnthnerſtraße auf, und da ſie dem Vorgefallenen zu Folge die Bühne in der nächſten Zeit nicht wieder betreten konnte, ſo lebte ſie zurückgezogen und ruhig von ihren Erſparniſſen, welche hinreichten, ſie auf längere Zeit vor Mangel zu ſchützen; war ihre Unſchuld vollkommen anerkannt, ſo wollte ſie Wien verlaſſen und ein anderes Engagement antreten.

Auf welche Weiſe dieſe friedliche Stille geſtört,

und sie ihr Vorhaben auszuführen verhindert wurde, wird die Folge lehren. — — — — — — — —

Es ist der neunte März.

Der Tag der Fahnenweihe der Wiener Landwehr ist herangebrochen, ein feierlicher Festtag für die Bewohner Wiens!

Es ist sieben Uhr Morgens.

Die Bataillone stehen in Fronte auf dem Glacis, die Fahnen, welche heute die heilige Weihe erhalten sollen, flattern lustig in ihren Mitten; Tausende von Zuschauern sind herbeigeströmt, um sich an dem erhebenden Schauspiele zu erfreuen und Zeugen der feierlichen Scene zu sein.

Obristlieutenant Freiherr von St. Quentin, der Kommandant des ersten Bataillons, ein mit Narben bedeckter Veteran, eine hagere martialische Gestalt, das Theresienkreuz auf der heldenmüthigen Brust, sprengte auf seinem alten, mageren aber schlachtgewohnten Fuchse die Fronte herab und rief seiner Schaar zu: „Meine Erren, nehm' Sie Sich zusamm', zeig' Sie heute, daß Sie aben gelernt parir, exercir und marschir!"*)

---

*) Freiherr von St. Quentin wurde am 4. Sept. 1764 zu Trosseny im Hennegau geboren. Seine Unerschrockenheit, sein Biedersinn, überhaupt sein ganzes militairisches Wesen

Der St. Stefansdom, ſchon ſo oft Zeuge der erhabenſten hiſtoriſchen Scenen, in Noth und Freude der Zufluchtsort der alten Wiener, um hier vom Himmel Rettung zu erflehen, oder ihm für geleiſteten Beiſtand zu danken, der St. Stefansdom ſollte heute wieder eine geſchichtliche Bedeutung mehr erhalten. Die Landwehr zog vom Glacis unter kriegeriſcher Muſik in die Stadt, auf dem Stefansplatze wurde Halt gemacht; das erſte Bataillon erhielt ſeine Aufſtellung dem Rieſenthore des Domes gegenüber, die Uebrigen wurden auf den Hauptplätzen vertheilt. Eine kleine Abtheilung jedes Bataillons, die Fahne in der Mitte, marſchirte ein in den Dom, die Befehlshaber befanden ſich an ihrer Spitze.

Die Behörden der Stadt, die Obrigkeiten und die älteſten Bürger Wiens waren hier verſammelt, man erwartete die Brautmutter, die Pathin der heiligen Banner.

---

hatte ihm von ſeinen Waffenbrüdern den Namen „Bayard" zugezogen. Schon in Ruheſtand verſetzt, verließ er bei herangenahten Gefahren denſelben und übernahm das Kommando eines Landwehrbataillons. Er ſtarb zu Wien im Januar 1813. Noch kurz vor ſeinem Hinſcheiden ſetzte er ſelbſt den Bericht von ſeinem Tode an das Generalcommando auf, ſo daß ſeine hinterlaſſene Gattin die leeren Räume für Tag und Stunde nur auszufüllen und ihren Namen zu unterzeichnen hatte.

Die Glocken verkündeten die zehnte Stunde.

Von der Burg, über den Kohlmarkt und Graben begann es zu wogen und drängen, ein ununterbrochener Jubel rauschte aus den zahlreichen Massen, in langsamen Schritten fuhr im offenen Staate eine Kalesche daher, in derselben saß Maria Ludovika, die dem Kaiser Franz seit achtzehn Monden angetraute dritte Gemahlin, die Enkelin Maria Thereſiens!

Die Erzherzoge Karl und Maximilian, ein Theil des Hofstaates, der Wiener Fürst-Erzbischof, Sigmund Graf von Hohenwart, das ganze Domkapitel und die Churgeistlichkeit empfingen am Eingange des Doms die erhabene Fürstin, welche sichtbar gerührt das Schiff des ehrwürdigen Gotteshauſes betrat, und den für sie bestimmten Ehrenplatz einnahm.

Der Gottesdienst begann. Freiherr von Sommerau, Feldkaplan bei den ersten drei Bataillonen der Landwehr, ein vielgeachteter Prediger, betrat die Kanzel. Seine Rede war kurz, eindringend, dem Zwecke entsprechend. Er schilderte die Veranlassung dieser Feierlichkeit, die Wirkungen, welche diese heilige Handlung hervorbringen, die Gedanken, die sie erwecken sollte, und sprach von den Pflichten derjenigen, die

ſich aus Ueberzeugung, innerem Drange und freiem Willen um dieſe Banner gereiht hatten.

Nach der Predigt begann eine ſtille Meſſe, und als der Erzprieſter zu der Stelle kam und die Worte betete: „Ehre ſei Dir, o Herr, in der Höhe!“ näherten ſich die ſechs Befehlshaber dem Altare und als das Evangelium abgeſungen wurde, entblößten ſie als Vertheidiger des Glaubens und des Rechtes ihre Degen, die Fahnenträger ſenkten die Banner. —

Feierliche Stille.

Weihevoller Augenblick.

Die Kaiſerin erhebt ſich, nähert ſich den zu weihenden Symbolen und umſchlingt die Fahnen mit bebender Hand und mit überſtrömendem Gefühle mit den Silberbändern, welche ſie jedem der Bataillone verehrte, — die Gebete des Erzprieſters ſteigen zum Himmel, er fleht um Sieg von oben, doch die Erinnerung an frühere Zeiten, die Furcht vor der Zukunft, ergreifen ihn gleich mächtig, er kann der ihm überkommenden Rührung nicht Meiſter werden. Doch faßte er ſich wieder, ſprach den Segen über die Banner und ſchlug zur Erinnerung an die heilige Dreieinigkeit die erſten drei Nägel in die Stangen der Fahnen. Ihm nach folgte die gerührte Brautmutter und die beiden Erzherzoge.

Die Schläge tönten hohl durch die Kirche, Vielen schien es wie eine Mahnung an die Ewigkeit.

Außen aber tönten laut die Glocken durch die Lüfte und verkündeten der ganzen Stadt den feierlichen Augenblick.

Der greise Priester umarmte nun jeden der Führer und rief ihnen mit heiligem Eifer die Pflichten des Kriegers ins Gedächtniß, und mahnte sie, des Augenblickes, wo sie am Altare Gottes gestanden, nie zu vergessen.

Der Gottesdienst wurde nun mit erhöhter Andacht fortgesetzt und beendet.

Unter allgemeinem Volksjubel fuhr die Kaiserin wieder in die Burg zurück.

Die Befehlshaber rückten mit den Fahnen wieder bei den Bataillonen ein, Trommelschlag und Musik erscholl auf allen Plätzen, die Banner flatterten lustig, als freuten sie sich selbst der empfangenen Weihe, die Bataillone rückten wieder aus der Stadt aufs Glacis.

Zwei und zwei derselben bildeten nun Quarrées, die Mannschaft leistete den Eid der Treue, sie schwuren, die Fahne, die für Freiheit und Recht in den Schlachten wehe, als brave Söhne des Vaterlandes

nicht zu verlaſſen und zu vertheidigen bis in den Tod!

Auch die Anführer richteten innige, erhebende Worte an die Mannſchaft, ſie verſprachen, Beſchwerden und Gefahren brüderlich mit ihnen zu theilen, und ihre Pflichten als Staatsbürger ſtreng zu erfüllen. Sie erinnerten ſie an ihre Vaterlandsliebe, und regten das Ehrgefühl noch mehr durch die Worte auf: bei der Rückkehr in die Vaterſtadt ihren Mitbürgern das Geſtändniß abzudringen: „Die Braven haben ihren Eid redlich gehalten!“

Allgemeiner Jubel ſcholl aus den Reihen der Bataillone, doch augenblicklich veränderte ſich die Scene, Trommelruf erſcholl und verkündete die Ankunft des Erzherzogs Generaliſſimus. Er durchritt die Reihen der begeiſterten Krieger, und ließ folgende Adreſſe, die auch gedruckt und vertheilt wurde, vor den Fronten vorleſen:

„Edle freiwillige Wiener!“

„Ich konnte mir das Vergnügen nicht verſa-
„gen, an dieſem feſtlichen Tage in Eurer Mitte zu
„ſein.“

„Die hohe Begeiſterung, mit der Ihr Euch heute
„dem Dienſte unſeres geliebten Monarchen und dem
„Schutze unſers theuren Vaterlandes geweihet habt,
„iſt ein herzerhebender Zug in der Geſchichte De-

„sterreichs! — er knüpft unauflöslich das Band der „Liebe und des Zutrauens zwischen dem Monarchen „und Euch."

„Wenn dem Vaterlande Gefahr drohet, so zähle „ich auf Euren Arm. Keiner von Euch will frem„den Hohn und fremde Fesseln tragen. Dieser feste, „patriotische Entschluß erzeugt Helden und verbürgt „den Sieg."

„Wo uns die Ehre und das Vaterland hinrufen, „da finde ich Euch wieder; — da findet Jeder von „Euch auch mich."

„Erzherzog Karl."
„Generalissimus."

Welch ein Jubel in den Reihen der Krieger! Die begeisterten Züge, die entflammten Gesichter verriethen hinlänglich, was in ihrem Innern vorging. Jeder gelobte sich's im Stillen, den heiligen Eid zu erfüllen: zu kämpfen, zu siegen, oder unterzugehen!

Und sie haben ihren Eid gehalten, die Braven!

Die Feierlichkeit war zu Ende, die Mannschaft wurde entlassen, sie eilten ihren Wohnungen zu, um den letzten Nachmittag im Kreise der Ihren zuzubringen!

Hermann Duschel und Egidius Brenner eilten miteinander gegen Mariahilf.

Der unexercirte Landwehrmann hatte sich bei der ganzen Parade ungeschickt genug benommen; man stellte ihn auch deshalb ins dritte Glied, aber das langgezogene Ausrufungszeichen ragte gewaltig hinan, und der ehemalige Kanonier, der mit Entzücken der ganzen Feierlichkeit beiwohnte, zupfte einen seiner Nachbarn am Ellbogen und sagte: „Sehen Sie dort den Mann im ersten Zuge des dritten Gliedes?"

„Ja, ich sehe ihn."

„Diesen Vaterlands-Vertheidiger habe ich angeworben," antwortete er mit ironischem Selbstgefühl; „Oesterreich, Du hast mir einen großen Mann zu verdanken!"

„Mein lieber Freund," sprach Brenner auf dem Heimwege zu Hermann, „mir ist es heute sehr schlecht gegangen, das lange Stehen auf einem Flecke —"

„Sie werden es schon gewöhnen, Herr Brenner, es ging mir anfangs auch nicht anders. Da will ich Ihnen einen ganz einfachen Rath ertheilen; um vom Stehen nicht so leicht zu ermüden, stellen Sie Sich auf einen Fuß und wechseln dann zeitweilig die Beine."

„Das mag gut sein, ich werde es versuchen; aber die Ermüdung wär' das Wenigste gewesen.

Sie wiſſen, ich habe mich etwas ſpät zur Wahl dieſes Ehrenſtandes entſchloſſen, und bin nicht einerercirt —"

„O, das werden Sie ſchon lernen."

„Es wär' aber beſſer, wenn ich es ſchon könnte. Ich habe ja kein Sterbenswörtchen von dem ganzen Kommando verſtanden; einmal ruft er: „Bataillon, halb rechts!" Das ganze Bataillon macht halb rechts, ich habe in der Schnelle die Seite vergeſſen, mache halb links, und ſchau meinen linken Nebenmann gerade ins Geſicht, ich habe mich freilich wieder eilends umgedreht, aber die Andern hatten mich ſchon bemerkt und lachten mich aus. Vom „Präſentiren" habe ich auch keine rechte Idee, dagegen aber habe ich mir das „Beim Fuß!" recht gut gemerkt."

„Laſſen Sie es nur gut ſein, Herr Brenner, ehe vierzehn Tage verfloſſen ſind, werden Sie das ganze Exercitium inne haben, verſteht ſich, ſo viel als Sie brauchen, denn wir ſind keine Paradeſoldaten, wir ſind Feldſoldaten, unſere Kunſt ſoll nicht das Marſchiren, ſondern das Stehenbleiben ſein, wir werden ſtehen wie die Mauern und Feuer ſpeien wie die Hölle, das braucht man im Kriege."

„Es muß wirklich eine ſchauderhafte Freude ſein; aber wiſſen Sie was, Herr Hermann? Laſſen Sie

uns jetzt nicht daran denken, wir werden noch zeitlich genug zum Handkuß kommen, mich freut es nur, daß ſie mich ins dritte Glied geſtellt haben —"

„O, Sie werden dort nicht ſtehen bleiben; bis Sie nur einerercirt ſind, kommen Sie gewiß in's erſte, Sie ſind ein hübſcher, großer Mann —"

„O, ich bin nicht ſo eitel, ich befinde mich im dritten Gliede recht wohl, man ſteht dort nicht ſo frei, man iſt mehr gedeckt —"

„Dieſe Deckung hilft Ihnen Nichts, wenn der Mann des erſten Gliedes von einer Kanonenkugel getroffen wird, ſo werden Sie im dritten auch kein Halleluja mehr ſingen."

„Meinen Sie?"

„Ganz gewiß! Daher iſt's im erſten am Beſten, da kann man recht ſtechen, hauen, ſchießen —"

„Heiliger Himmel! Herr Herman, Sie ſind ja ein förmlicher Scharfrichter geworden, ich bitte Sie, laſſen Sie uns nicht mehr davon ſprechen; mir läuft es eiskalt über den Rücken; wenn ich daran denke, daß ich Menſchen umbringen ſoll. Sehen Sie, ich bin recht gern Landwehrmann; das Vaterland vertheidigen iſt eine recht hübſche Sache, aber im Vertrauen geſprochen, ich hätte mir wirklich Nichts dar-

aus gemacht, wenn man mich bei der Muſterung denjenigen angereiht hätte, die auf Werbung und bei den Depots zum Zurückbleiben beſtimmt wurden. —"

„Was fällt Ihnen ein? Dazu wurden ja nur die Aelteren und Schwächeren ausgeſucht, und Sie ſind jung und ſtark."

„Leider Gottes," ſeufzte Brenner, „aber da es nun einmal ſo iſt, ſo will ich mich in mein Schickſal fügen und dem grauen Rocke keine Schande machen. Ich will mir das merken, was uns heute der Erzherzog Generaliſſimus ſagen ließ, wo uns Ehre und Vaterland hinrufen, da findet er uns, da werden wir auch ihn finden."

„Und wahrhaftig!" rief Hermann begeiſtert, „wir dürfen ſtolz darauf ſein, unter ſeinen Augen zu kämpfen; er wird uns zum Siege führen, und wenn wir einſt Greiſe geworden ſind, ſo werden unſere Mitbürger mit Achtung auf uns weiſen und ſagen: „Das iſt auch noch Einer von Denen, die Anno Neun unter dem Erzherzog Karl gefochten!"

Die beiden Ländwehrmänner trennten ſich, Hermann ſchritt gegen das goldene Kreuz, und Egidius zu Frau Servatia Konrad.

Die Trödlerin kam dem Zukünftigen mit einer freudigen Traurigkeit entgegen, ſie lächelte, daß ſie

ihn noch hatte und trauerte, daß ſie ihn ſchon am nächſten Tage verlieren ſollte. Der Landwehrmann ſtellte ſeine Muskete in die Ecke des Gemaches, und Schani war gleich dabei und begann damit ſeine Manöver.

„Schani, laſſ' das Gewehr in Ruh!" drohte die ſorgſame Mutter.

„Laſſen Sie ihn, theure Servatia," beſänftigte ſie der gutmüthige Egidi, „es iſt ja noch nicht geladen."

Der Landwehrmann legte ſeinen Hut, Packſack und Patrontaſche ab, und machte ſich's bequem.

Egidius hatte den Vorſchlag des alten Eiche in ſeinem ganzen Umfange befolgt, und ſeine Habe, mit Ausnahme einer kleinen Summe, die er für unvorhergeſehene Fälle mitnahm, an Frau Konrad übergeben. Die nöthigen Dokumente waren hierüber ausgeſtellt, und die materiellen Angelegenheiten des zukünftigen Ehepaares ſomit in Ordnung gebracht. Die kleine Familie ſetzte ſich zum Mittagstiſche, aber weder Egidius noch Servatia erfreuten ſich einer beſondern Eßluſt.

„Gehen Sie, lieber Egidi," mahnte die Trödlerin, „greifen Sie zu, laſſen Sie Sich's ſchmecken, es iſt ja heute das letzte Mal, daß wir zuſammen ſind;

wer weiß, wann Sie wieder kommen? Ach, wenn nur der Krieg nicht wäre!"

„Der Krieg muß auch sein," tröstete Brenner seine Dame, „wo kämen denn sonst die Menschen hin?"

„Aber daß gerade auch Sie in den Krieg müssen!"

„Es war meine Bestimmung," entgegnete er mit fatalistischer Resignation, „und seiner Bestimmung kann kein Mensch entgehen. Glauben Sie mir, geliebte Servatia, ich mache mir aus dem Hingehen gar Nichts, wenn ich nur auch wieder zurück komme!"

„Haben Sie nur Acht, daß Sie nicht blessirt werden. Heilige Mutter Gottes! Wenn man Ihnen die Hände wegschießen würde, wenn Sie so zurückkämen, ohne Füße, oder gar ohne Kopf, ich hätte den Tod davon."

Egidius schauderte.

„Das ist das Einzige, was mich beunruhigt," seufzte er, „nur keine Blessur, lebenslang ein Krüppel sein, es wäre schrecklich!"

„Und das Alles wegen eines Hasenfußes," lispelte Servatia für sich.

„Was meinen Sie, theures Herz?"

„Ich habe nur die Ursache und die Wirkung erwogen."

„Welche Urſache? Der Bonaparte allein trägt ja an Allem Schuld, o wenn er mir nur irgendwo unter die Hände käme, ich will ihn ſchon aufs Korn nehmen, er ſoll mir nicht lebend von der Stelle. Heiliger Egidius! wenn es mir gelänge, den Bonaparte wegzuputzen, dann hätte die Geſchichte ein Ende und wir könnten heirathen. O Bonaparte, Bonaparte! Du ſollſt mir nicht entkommen!“

Der große Kaiſer der Franzoſen ahnte in Paris gar nicht, welche drohende Wolke in dieſem Augenblicke über ihn aus der Mariahilfer Hauptſtraße in Wien aufzuſteigen begann. Aber er hatte keine Zeit dazu, die Spanier machten ihm zu viel zu ſchaffen, hätte er es aber gewußt, wer weiß, wie ſich das Schickſal Europas geſtaltet haben würde?!!!

Wir aber verlaſſen nun das Liebespaar, wir wollen ſeine Abſchiedsſtunden nicht weiter belauſchen, und was wir ſpäter davon erfahren, auch nicht verrathen. Gönnen wir ihnen die Stunden des Alleinſeins, gönnen wir's ihnen, daß ſie den Knaben fortſenden, um ganz ungeſtört zu ſein. Gönnen wir ihnen das trauliche Halbdunkel in der heimlichen Stube, o es iſt ſo ſüß, mit dem geliebten Gegenſtande allein zu ſein! Wer kann dafür, wenn das feſtliche Mahl, der Wein und Kaffee, das Blut ein Wenig wirblich macht; wer weiß es nicht, daß Ge-

legenheit die Mutter der Diebe iſt, o es iſt ganz ſicher dort zu ſtehlen, wo man gern beſtohlen wird; ja ja, breiten wir den Schleier der Nächſtenliebe über das ſelige Paar, es iſt nicht edel, die Geheimniſſe ſeines Nächſten erlauſchen zu wollen. Bevor das Paradies von der Erde verſchwunden iſt, hat jeder Menſch einen Zweig vom Baume des Erkenntniſſes mit ſich genommen, die Zweige ſind gediehen; an Schlangen, die ſprechen können, fehlt es auch nicht; an Adams iſt ebenfalls kein Mangel, da haben ſie das ganze Geheimniß von dem vertauſendfältigten Sündenfall. „Es war meine Beſtimmung!“ ſagte Egidius Brenner.

Schweigen wir davon, doch das Eine dürfen wir nicht verhehlen, daß Frau Servatia, wenn ſie noch im ſpäten Lebensalter auf dieſen Abſchiedsnachmittag zu ſprechen kam, immer unter Thränen ausrief: „Ach, es waren ſelige Stunden, der Himmel verzeih' mir meine Sünden!“ — — — — — —

An demſelben Nachmittage fand in dem Hauſe des Vergolders Johann Geiger in der Neudeggergaſſe die Verlobung von deſſen Tochter Erneſtine mit dem jungen Tiſchlermeiſter Peter Thell ſtatt.

In dem großen Gemache ſaßen die geladenen Gäſte beim fröhlichen Mahle, welches zugleich als

Abſchiedsfeſt für die mit der Landwehr abziehenden Hausfreunde gelten ſollte.

Unter dieſen befand ſich natürlicher Weiſe auch Hermann!

Den Familienvater verjüngte das Glück ſeiner Kinder, und Frau Maria war ſelig wie noch nie.

Die allgemeine Unterhaltung drehte ſich um die am Vormittage ſtattgefundene Feierlichkeit, und während die Einen von den Gefühlen ſprachen, die ſie dabei beſeelt hatten, ergoſſen ſich die Andern in das Lob über die ſchöne Haltung der Bataillone, und zählten eine Menge Namen auf, die zu den geachtetſten der Stadt gehörten, und die man mit Freuden in den Reihen der Landwehr erblickt hatte.

„Haben Sie den Kaufmann Karl Etzelt geſehen?“ fragte einer der Gäſte.

„Freilich, er iſt Unterlieutenant beim erſten Bataillon.“*)

„Sein Bruder Georg,“ nahm ein Anderer das

---

*) Das erſte Bataillon der Wiener Landwehr beſtand aus: drei Kompagnien vom bürgerlichen Handelsſtand, eine vom Großhandlungsgremium, eine von der Porcellanfabrik; eine vom Wiener Stadtmagiſtrat. Die Kompagnien waren von denen, die ſie ſtellten, auch ausgerüſtet.

Wort, „war früher Buchhalter, und der Erſte, der ſich bei dieſem Bataillon einſchreiben ließ, man kann alſo von ihm ſagen, daß er der Erſte der Wiener Landwehr iſt.“

„Er iſt Fähnrich beim Bataillon.“

„Herr Karl Etzelt war ja etablirter Bürger?“

„Um ſo mehr Ehre für ihn!“ rief Herr Geiger, „wär' ich nicht ſchon fünfzig Jahre alt —“

„Du würdeſt doch nicht zur Landwehr?“ meinte Frau Maria erſtaunt.

„Wär' ich etwa der Einzige, der Weib und Kind zurückläßt, um dem Vaterlande zu dienen? Dies Mal, meine Theuren! ſteht Viel, ja faſt Alles auf dem Spiele, es handelt ſich darum, daß wir den Ruhm unſerer Waffen heben, daß wir die öffentliche Meinung wieder für uns gewinnen, und alle Jene wieder auf unſere Seite bringen, die von uns abgefallen ſind, denn nur ſo können wir den Rieſen bewältigen, der uns bis jetzt ſo gedemüthiget hat. Darum, meine Freunde, wenden wir mit angenehmen Hoffnungen unſere Blicke auf den Mann, der unſere Armee lenkt, in ſeiner Hand liegt jetzt unſere Ehre, unſer Geſchick. Möge Gott ihn erhalten Es lebe der Generaliſſimus!“

„Hoch der Erzherzog Karl!“ fielen die Andern freudig ein.

„Es lebe die Landwehr!"

„Sie lebe hoch."

„Vivat! Oeſterreich über Alles, wenn es nur will!"

„Hoch unſer Vaterland!"

„Hoch Oeſterreich!"

„Hoch Wien!"

Ein Ausruf folgte dem andern, und jeder fand allgemeinen Anklang.

Als das Mahl zu Ende war, und die Geſellſchaft ſich in kleinere Gruppen zum vertraulicheren Geſpräche vereinigte, zog Hermann ſeinen Freund in ein Nebenſtübchen.

„Laſſ' uns noch ein Mal, bevor ich ſcheide, recht vertraulich mit einander ſprechen, lieber Thell."

„Ja, das wollen wir, mein theurer Hermann. Wer weiß, wenn Du vielleicht als Lieutenant, oder gar als Hauptmann zurückkommſt —"

Der Andere unterbrach ihn: „Wozu ſolche Neckereien? Du weißt zu gut, daß nicht der Gedanke, Etwas zu werden, ſondern nur der, Etwas zu leiſten, mich in die Reihen der Landwehr führte. Du kennſt mich hinlänglich, um nicht zu wiſſen, daß keine Würde dieſer Welt mich ſo hochmüthig machen könnte, um meinen einzigen Freund zu vergeſſen.

Reich' mir Deine Hand, Thell, und verſprich mir, in der Zukunft beſſer von mir zu denken."

„Du mußt meinen Scherz nicht übel deuten."

„Hör' mich an, Thell, ich habe ein Anliegen an Dich."

„Laſſ' hören, mein Freund."

„Du wirſt Dich unſeres Geſpräches vor einigen Wochen erinnern; ich habe Dich damals erſucht, nach einem jungen Manne, der Adam Landner heißt, zu forſchen, habe Dir jedoch den Grund verſchwiegen, welcher mich zu dieſer Bitte bewog. Thell, ich muß mich Dir jetzt entdecken. Ich liebe, ich liebe ein Mädchen, das ſich in dem Hauſe meines Onkels befindet, und das hieher kam, ſeinen Bruder aufzuſuchen. Ich liebe Roſa, und werde von ihr wieder geliebt. Ich bin im Bewußtſein dieſer Liebe mehr als glücklich, ich bin ſelig. Da ich nun von hier gehe, ſo bitte ich Dich, mein Mädchen nicht zu vergeſſen. Es können unzählige Fälle eintreten, wo ſie, die nun wieder ganz allein ſtehen wird, eines rathenden Freundes bedarf, ich werde ſie an Dich weiſen, Du wirſt ihr wie ein liebender Bruder zur Seite ſtehen, Du wirſt ihr rathen, helfen; Deine Erneſtine wird ihre Freundin, ihre Schweſter ſein. Willſt Du mir hierauf Dein Verſprechen geben?"

„Ob ich will? Wie Du nur fragen kannſt.

Ich gebe Dir mein Wort, daß ich für ſie Alles thun werde, ſie ſoll an mir eine feſte Stütze finden, einen Freund, einen Rathgeber, einen Helfer.“

„Ich wußte es voraus, daß ich bei Dir keine Fehlbitte wage, Deiner Obhut vertraue ich alſo mein Mädchen an, Deiner überwachenden Fürſorge übergebe ich die Geliebte, Du wirſt nie vergeſſen daß in Roſas Beſitz das Glück meines ganzen Lebens liegt. Jetzt mein Freund, mein theurer Freund! reiche mir den Bruderkuß, und wenn ich aus dem Feldzuge nicht mehr heimkehren ſollte, ſo vergiß nie, an Roſa das zu thun, was Du an meiner hinterbliebenen Wittwe gethan hätteſt. Ich werde Dich jetzt verlaſſen, denn ich muß noch zu ihr, mach' drüben kein Aufhebens von meinem Entfernen, damit es nicht auffällt, grüße mir Deine Erneſtine, ich nehme keinen Abſchied von ihr, um ihr die Thränen zu erſparen. Wir Beide ſprechen uns noch morgen vor dem Abmarſche. Jetzt lebe wohl, mein Freund —“

„Gott mit Dir, theurer Hermann, doch ehe Du ſcheideſt, ſag' mir doch, wie iſt's Dir denn jetzt, ſeitdem Du liebſt? Fühlſt Du Dich noch einſam? Fühlſt Du Dich noch immer nicht glücklich?“

„Du Spötter! Du willſt wahrſcheinlich mit Deinem Scharfſinn prahlen, der den Sitz des Ue-

bels, das ich Dir damals klagte, sogleich erkannte. Du hattest Recht, mir fehlte ein weiblich Herz, mir fehlte die Liebe. Aber siehst Du, lieber Freund, ich hatte auch Recht. Ich sagte Dir damals, wenn die Liebe helfen, das heißt, wenn sie wahr sein soll, so muß sie so kommen, wie jene Ohrfeige beim Meister Stich, plötzlich, unverhofft, erschütternd, und siehst Du, gerade so ist sie bei mir gekommen, gerade so hat sie gewirkt. Doch nun lebe wohl, noch einen Kuß — so mein Freund, jetzt Gott mit Dir und Deiner Braut!"

Sie schieden.

Hermann eilte gegen Mariahilf zu.

Der Nachmittag war schon weit vorgerückt; ach, welch ein unfreundlicher, naßkalter März-Nachmittag, welch trübe, düstere Stimmung erweckt dieses Schwarzgrau des herannahenden Winterabends, wie sehr wird aber diese Stimmung noch gesteigert, wenn uns irgend ein bitteres Gefühl beschleicht, wenn Trauer das Herz beherrscht, wenn das Weh' uns wie mit einem grauen Flor umhaucht, und die Thränen aus dem Herzensbrunnen steigen, um beim ersten Druck hervorzustürzen und dem Innern Luft zu machen. So war's bei Rosa!

Sie saß am Fenster, die Arbeit ruhte nachlässig im Schooß; wer vermag zu arbeiten, wenn das Ge-

müth ſo bewegt, das Herz ſo unruhig iſt? Ihr Antlitz war dem Fenſter zugekehrt, das Auge ſah hinaus in den Hof, aber es fand keinen Anziehungs-, keinen Ruhepunkt. Sie wendete es wieder nach Innen, es fiel auf den Vogelbauer, der ihr gegenüber hing, und blieb an demſelben haften. Die Meiſe ſtand auf der Sproſſe, hielt mit den Füßchen das Stück eines Nußkerns feſt, pickte emſig an demſelben und fächerte luſtig mit dem Schweife. Zeitweilig hob ſie das ſchwarze Köpfchen, ſah flink um ſich, dann auf Roſa und begann leiſe zu zwitſchern, als ob ſie der trauernden Herrin Muth einflößen, als ob ſie ſie tröſten wollte.

„Wie fröhlich in dem kleinen Raume," dachte Roſa, „gerade ſo wie ich. Ach, wie froh war ich in dem beſchränkten Kreiſe, wie glücklich in dieſem Zimmerchen, ſo lang ich beim jedesmaligen Scheiden die Hoffnung hatte, ihn am nächſten Tage wieder zu ſehen; ganz anders aber iſt es heute, ich kann des trüben Gedankens, ihn auf lange, lange Zeit nicht wieder zu ſehen, nicht los werden. Ich ſpreche mir Muth zu, ich blicke hoffnungs- und vertrauensvoll nach oben, ich zwinge mich, mir den Augenblick des Wiederfindens ſo nahe als möglich, die Wonne deſſelben als das Höchſte auf Erden zu denken, aber es iſt vergebens! Die Scheidungsſtunde laſtet mit ſchwe-

rer Wucht auf meiner Seele, das Weh überspült die grüne Matte, das luftige Gebilde einer schönen Zukunft muß der eisigkalten Gegenwart weichen! Doch ich will mich fassen, will den Kummer mindestens für den heutigen Abend zwingen, ich will ihm heiter entgegen kommen und ihm den Abschied nicht erschweren. Was nützt es auch, ihm mein trübes Bild mit auf den Weg zu geben, ihn, den von Außen so drohende Gefahren umringen werden, auch im Innern noch zu beunruhigen? Er soll mich gefaßt, er soll mich standhaft finden, er soll's nicht merken, daß der Schmerz um ihn mit spitzen Krallen meine Brust zerfleischt; ich will ihm nur den glatten Spiegel zeigen und die sturmbewegte Tiefe sorgfältig verschließen. Wird es mir aber auch gelingen? Werde ich stark genug sein, meine Gefühle zu bemeistern, und die schäumenden Wogen des Schmerzes zu beschwören?"

Die Jungfrau hatte diese an sich selbst gerichtete Frage noch nicht beantwortet, als außen Tritte erdröhnten und der Erwartete eintrat. Bei seinem Anblicke war alles Weh verschwunden, in diesem Momente fühlte sie nur seine Gegenwart, sah nur ihn! Sein Erscheinen verscheuchte die düsteren Nebelwolken des Schmerzes, sein Anblick goß Oel in die empörte Fluth der Gefühle.

„Hermann, mein ſüßer Freund!“ rief ſie und eilte ihm entgegen, „warum haſt Du heute ſo lange auf Dich warten laſſen — gerade heute?“

„Du kennſt die Urſache, theures Leben! und weißt, daß ich nicht kommen konnte. Ich ſtahl mich weg aus der Geſellſchaft, ſonſt hätte ich noch länger verweilen müſſen.“

„Alſo noch länger?“ rief ſie ſcherzhaft ſchmollend, „und das hätteſt Du vermogt? Und Dein Gewiſſen wär' dabei ruhig geblieben?“

Hermann antwortete: „Mein Gewiſſen? Ja! Aber mein Herz nicht!“

„O Du böſer, böſer Mann!“ rief Roſa, und ſtreichelte mit der kleinen Sammethand ſeine Wangen. Sie lehnte an ſeiner Bruſt, er hielt ſie umfaßt und küßte die glatte Marmorſtirn, dann ſprach er: „Jetzt komm', meine Geliebte, laſſ' uns den Abend glücklich verleben.“

„Ja,“ erwiderte ſie nicht ohne einen Anflug von Schwermuth, „wir wollen glücklich ſein!“

Sie ſaßen neben einander, und Roſa, ſich zur Fröhlichkeit zwingend, fuhr fort: „So, mein Hermann! Aber wie fangen wir es an, um glücklich zu ſein?“

„Biſt Du es nicht ſchon?“ fragte er lächelnd.

„Halb und halb!“ entgegnete ſie ſcherzend.

Er umſchlang ſie und fragte dann wieder: „Biſt Du es noch nicht ganz?“

„Etwas mehr als früher, aber —“

„Und jetzt?“ rief er, indem er einen flüchtigen Kuß auf die roſigen Lippen preßte.

„Jetzt — ach ja — jetzt war ich's, aber nur einen Augenblick lang, nun aber iſt's ſchon wieder vorüber, es war ſo kurz —“

„Das wahre Glück dauert nie lang.“

„Es ſoll aber,“ rief die Jungfrau mit komiſchem Trotz, „unſer Glück ſoll fortdauern, ſoll nicht vergänglich ſein; ich mag kein Glück, welches heute beginnt und morgen zu ſein aufhört; ich will immer, ich will ewig glücklich ſein, hörſt Du's, Hermann! Ich will, ich will!“

„Sieh doch, mein ſüßes Leben, wie Du trotzig biſt, Dir genügt nicht der Augenblick, Dir genügt die Stunde nicht, nicht das Jahr, Du willſt das ganze Leben, die Ewigkeit! O Mädchen, Mädchen! Gib Dich mit dem zufrieden, was Dir der Himmel beſcheert, damit Deine Unzufriedenheit nicht beſtraft, und Dir auch das Wenige, weil Du es nicht geachtet, entzogen werde.“

„Unzufrieden?“ rief ſie, „bin ich unzufrieden? Bin ich ungenügſam? Was will ich denn? Was be-

gehr', ich denn? Hat die Vorsehung mir Millionen beschieden, und sie haben mir nicht genügt? — Ich bin arm, ich habe Nichts und ich will Nichts! Hat mich das Geschick etwa hoch gestellt und ich, von Hochmuth getrieben, verlange noch höher zu steigen? — Ich bin unansehnlich geboren und strebe nur nach der Ehre eines tugendhaften Menschen, und geize nur nach dem Ruhme eines makellosen Rufes! — Was habe ich also, womit ich ungenügsam sein kann? Ich verlange Nichts von all den Tausend irdischen Gütern, ich will arm, ich will unansehnlich bleiben, ich verzichte freiwillig auf all die Tausend Begünstigungen, womit die Vorsehung ihre Lieblinge auszustatten pflegt, ich geize nicht nach den Brosamen, die vom Tische des Glückes fallen, ich entsage allen, allen Gütern des Lebens, ich will nur Eines, dieses Eine soll mir Ersatz für alles Uebrige sein, dieses Eine wird mich Gold, Ansehen und allen übrigen Tand vergessen lassen, aber dieses Eine will ich ganz, immer! Dieses Eine soll all meine Freuden, meine ganze Seligkeit in sich fassen, und dieses Eine bist Du, ist Dein Besitz!"

Sie drückte sich an ihn und fuhr fort: „Sieh, mein Hermann! Wir haben uns gefunden; welchen Weg mußte ich durchwandern, um hierher zu kommen; welche Begebnisse mußte ich erleben, um ge-

rade in dieſes Haus zu kommen; können wir noch daran zweifeln, daß uns nicht die Vorſehung zuſammengeführt? Und dieſe Vorſehung, ſo gnädig, ſo mild gegen das unbedeutendſte ihrer Geſchöpfe, dieſe Vorſehung, die unſere Herzen nahe brachte, ſie ſollte nur ein eigenſinnig Spiel getrieben, ſie ſollte uns nur das heilige Land des Liebesglückes gezeigt, und beſchloſſen haben, uns daſſelbe nicht wieder betreten zu laſſen? Dieſe Vorſehung, eine Beſchützerin der Guten und Frommen; ſie ſollte mir, die ich Nichts, gar Nichts von ihr verlange, als Dich, ſie ſollte ſo grauſam ſein, mir auch dieſes Eine zu verwehren, während ſie Millionen Andere mit Begünſtigungen überſchüttet? Dieſe Vorſehung, die ſo gerecht und heilig über alles Sterbliche waltet, ſie ſollte Dich, der Du ausziehſt vom heiligen Gefühle der Vaterlandsliebe begeiſtert, den Kampf für Deine Brüder auszufechten, dieſe Vorſehung ſollte Dich untergehen laſſen, und mich deſſen berauben, was ich als einzige Gnade von ihr fordere? Nein, mein Hermann! Ich bin nicht ungenügſam — die himmliſche Allmacht wird es mich nicht entgelten laſſen, wenn ich ſage; ich will, ich will, daß mein Glück immer währe, daß es immer ſei!"

„Könnte ich Dir grollen, theures Mädchen," antwortete Hermann, „ich thäte es, aber ich vermag's nicht, ich vermag's nicht, weil gerade Deine Liebe zu

mir die Quelle iſt, aus der Dein Frevel entſprang. Du glaubſt ein Recht auf langes Glück zu haben, ich geb' es zu, aber haſt Du vergeſſen, daß man ſelbſt von einem Erdenkönige kein Recht fordern, daß man nur darum bitten darf? Und Du wagſt es, von dem Könige aller Könige das zu begehren, um was Du, im Staube liegend, ihn anflehen ſollteſt? Geh, geh Roſa, Du willſt es mir verbergen, aber ich merk' es doch, der Schmerz dieſer Stunde macht Dich bitter; er iſt es, der Dich dieſe frevelnden Worte ſprechen ließ, die zu jeder andern Zeit Deiner frommen Seele ein Gräuel geweſen wären, der Schmerz iſt es, der Dich ſich ſelbſt vergeſſen machte, und die ſündige Sprache führen ließ."

„Und wenn es wäre," rief ſie in Thränen ausbrechend, „wenn der Schmerz dieſer Stunde mich ſo gewaltig verwirrte, daß ich ein ungebärdig ſtrafbar Kind der Vorſehung gegenüber ſtehe, iſt es nicht auch wieder gerade dieſer Schmerz, dieſes peinvolle Leiden, welches mich noch eine Stufe höher ſtellt, welches ein Grund mehr iſt, mir das Eine zu gewähren, nach dem meine Seele ſchmachtet? Hermann, Du haſt Recht, ja, ja, ich ſeh' es ein, ich habe ſündige Worte ausgeſtoßen, aber der Himmel, der das Innerſte aller Herzen kennt, er wird es am Beſten wiſſen, was ich in dieſer Stunde leide, er wird um

dieſer Qualen willen mich nicht ſtrafen, mich nicht büßen laſſen; kann ich denn dafür, daß ich Dich ſo unendlich liebe, daß der Gedanke, von Dir getrennt zu werden, mich mit Bangen erfüllt und ein Meer von Angſt aufwirbelt? Kann ich dafür, daß meine Seele von Tauſend düſtern Ahnungen gefoltert, in der Zukunft nur Unheil ſieht und ich in Verzweiflung darüber ausrufe: Ich will, ich will, daß mein Glück ewig währe!"

Sie ſank an ſeine Bruſt und preßte einen langen Kuß auf ſeine Lippen, und ihre Thränen netzten dabei ſeine Wangen und betheuerten wie glühende Zeugen die Wahrheit des Geſprochenen.

Roſa fuhr fort: „Könnte ich mit dieſem Kuſſe Dich wappnen gegen alle Gefahren des Krieges, könnte ich mit dieſem Kuſſe Dich feien und feſt machen gegen jede feindliche Waffe, könnte ich mit dieſem Kuſſe Dir einhauchen Tauſend Leben, damit eines ſtets das andere erſetze, ſelbſt dann, mein Geliebter, würde ich noch nicht ruhig ſein, ſelbſt dann würde ich noch zagen und an das tückiſche Geſchick denken, welches Dich mir rauben könnte. So aber bin ich Nichts und kann Nichts, ich muß Dich ziehen laſſen und jeden Augenblick zittern, Dich niemals wieder zu ſehen."

„Bleibe ruhig, mein theures Mädchen! Laſſ'

auch mich ſprechen, der Schmerz macht Dich wortreich, während er Andern meiſtens die Zunge feſſelt. Höre mich an, mein ſüßes Leben und merke wohl, was ich Dir ſage. Du willſt Glück und thuſt Nichts, um Dich deſſen würdig zu zeigen. Du ſagteſt ſelbſt, die Vorſehung habe uns zuſammengeführt, Du glaubſt nicht daran, daß ſie uns für immer trennen würde, und quälſt Dich doch in dem Gedanken, mich nicht wieder zu ſehen? Woher dieſer ſeltſame Widerſpruch? Du mußt Dich faſſen, mein Leben, Du mußt dem Himmel vertrauen! Sieh, er hat Dir auf dem Wege hierher den biedern Hofer geſendet, er hat hier für Dich geſorgt, er wird Dich nie verlaſſen. Du mußt Dich bezwingen, mußt fromm und gut ſein, mußt vertrauen und hoffen, und der Himmel wird mich beſchützen, wird mich wiederkehren und Dich wiederfinden laſſen."

„Wird er das?" rief die Jungfrau freudig aufſchreiend, wie bei einer heiligen Verkündigung, „ja, ja, Du haſt es ja geſagt, Dein Mund kann nicht lügen; hier mein Leben, nimm den Kuß für den ſüßen Troſt — noch einen — noch einen, o mein Gott, warum kann ein Kuß nicht ewig währen!"

Sie ſchluchzte, weinte, wiſchte ſich die Thränen, ſtreichelte ihm die Wangen und ſagte: „Verzeih' mir,

daß ich so kindisch, so schwach bin, wenn Du fort bist, da werde ich mich zwingen, ich werde wieder stark sein, ich werde mich nicht grämen, werde nicht klagen, mich nicht abhärmen, ich werde nur hoffen, vertrauen und beten; aber jetzt, so lange Du hier bist, so lange ich Deinen Athem fühle, Dein Herz pochen höre, in Dein liebes Auge schaue, so lange Dein Arm mich umfaßt hält, so lange ich Deinen glühenden Kuß fühle, jetzt lass' mich weinen und glücklich sein!"

Tiefe Stille trat ein. Die Nacht war vollends hereingebrochen; aber mein Himmel! ist es dort Nacht, wo die Liebe haust? Ist es dort Nacht, wo die heiligsten Flammen in ungetrübter Herrlichkeit lodern? Kann man sagen, daß es dort Nacht sei, wo zwei gleich fühlende Herzen wachen und toben, und in ungeschwächter Jugendkraft überschäumen? Keines von Beiden gewahrte die Veränderung, das Auge der Liebe durchdringt die tiefste Dunkelheit, es sieht weit und hell.

„Nun, meine theure Rosa," fragte Hermann nach geraumer Weile, „bist Du jetzt ganz glücklich?"

„Glücklich? Nein! Ich bin selig."

„Gebe der Himmel, daß dieses Gefühl in Deinem Herzen nie erlöschen möge. Ich habe Dir noch

Etwas zu verkünden. Mein Freund Thell wird während meiner Abwesenheit für Dich freundliche Sorge tragen. An ihn und seine Braut wende Dich in allen unvorhergesehenen Fällen, Du kannst überzeugt sein, daß sie an Dir wie Bruder und Schwester handeln werden!"

Die Jungfrau drückte ihm für die liebende Fürsorge die Hand und sprach: „Und wann werde ich Etwas von Dir erfahren?"

„So oft als möglich, Du weißt, im Felde ist's mit dem Schreiben ohnedem schwer, da ist gewöhnlich jede Verbindung und jeder Verkehr abgeschnitten, deswegen darfst Du auch nicht gleich verzagen, wenn Du wochen- oder vielleicht gar monatelang von mir Nichts hören solltest —"

„Monate?" rief Rasa erschreckt. —

„Ich sage nur vielleicht, liebes Kind, wenn es thunlich sein wird, so sollst Du oft genug von mir hören. Doch nun, mein Mädchen, hab' ich eine Bitte an Dich —"

„Laß' hören, lieber Hermann."

„Ich mögte Dich noch ein Mal so froh, so lieb sehen, wie früher oft. Laß' uns vergessen, daß wir scheiden müssen, und einige ganz ungetrübte Stündchen genießen. Geh mein Mädchen, frisch auf,

mach' Dich an die Arbeit, nun, ahneſt Du noch nicht, was ich will?"

Wie ein Blitz fuhr's ihr durch den Kopf, ſie ſprang auf und trat mit dem Ausrufe: „Du haſt Recht, Hermann, wir wollen ein kleines Abſchiedsmahl halten!" friſch ans Werk.

Im Nu war die Kerze angezündet, eben ſo ſchnell loderte es im kleinen Blechöfchen und Roſa bereitete mit reizender Geſchäftigkeit den würzigſten Mokkatrank, der je unter ihren Händen hervorging.

„Wenn ich in meinen Nachtquartieren," ſprach Hermann neckend, „auch nur immer ſo liebenswürdige Wirthinnen fände —"

„Du, Du!" drohte ihm Roſa lächelnd, „keine Soldatenmanieren, haſt Du mich verſtanden? Du mußt nicht vergeſſen, daß Du nur ein Landwehrmann biſt, der am Ende zum friedlichen Heerd wiederzukehren die Beſtimmung hat. Hier haſt Du einen Kuß als Strafe für das loſe Wort — nun aber laſſ' mich, ſonſt wird der Kaffee kalt!"

Und er wurde auch kalt, wenn auch nicht jetzt, ſo doch Etwas ſpäter, denn er unterbrach ſie noch öfter, und ſie als ſtrenge Richterin mußte ihn noch öfter beſtrafen, er wurde kalt, aber doch hinabgeſchlürft, und nach jedem Zuge fand Hermann den

Mokka köſtlicher als früher und belohnte die geſchickte Hand, die ihn bereitet, indem er den Mund küßte; ſonderbar! Ihre Strafe und ſein Lohn waren ganz gleich und ſchmeckten gleich ſüß, faſt ſüßer als der Kaffee. Wer wagt es zu entſcheiden, was hier angenehmer geweſen ſei: Geben oder Empfangen? — Wir glauben, das Angenehmſte war, Geben und Empfangen zugleich!

Und die Stunden gaukelten wie Schmetterlinge vorüber; wer ſo wie ich ſolch einen Abend verlebt hat, der weiß, wie ſchnell er verfließt. Ja, ja; mein theurer Leſer, wenn auch kein Landwehrmann, ſo bin ich doch Soldat geweſen, wenn mein Mädchen auch nicht Roſa — nun wohl, ſo hat es anders geheißen! Thut der Name Etwas zur Sache? Und ſehen Sie, welch ein ſonderbarer Zufall, mein Mädchen iſt auch im ſchönen Tirol geweſen und wir haben uns in Oeſterreich gefunden, und ſtaunen Sie nicht, wir haben auch Stunden der Liebe auf Mariahilf verlebt, aber nicht in der Schmalzhofgaſſe, ſondern — doch halt, wozu dies, es wäre Ihnen ja ganz gleich, ob hier oder dort, und daß ich es Ihnen nur ſage, mein Mädchen wußte auch herrlichen Kaffee zu bereiten, o gewiß ſo gut wie Roſa, und er hat mir gewiß ſo köſtlich gemundet, wie jener dem jungen Landwehrmann. Sehen Sie, meine Verehrten, ſo wiederholt

ſich Alles im Leben; oder ſollten vielleicht gar dieſe geſchilderten Scenen Copien wirklicher Ereigniſſe ſein? Sie mögen Ihnen vielleicht etwas zu umſtändlich, zu natürlich vorkommen! Sollten dieſe Blätter vielleicht gar als ein kleines Denkmal meinem vergangenen Glücke gelten? — Doch wozu dieſe Fragen, es iſt vorüber, Alles, Alles iſt vorüber, der Mokka iſt verraucht, iſt kalt geworden, das heimliche Zimmerchen iſt verſchwunden, die Meiſe iſt geſtorben, die Thränen ſind vertrocknet, und nur das wunde Herz iſt geblieben.

Da haben ſie die alte Geſchichte, die ewig neu bleibt!

Doch jetzt zurück zu Hermann und Roſa.

Mitternacht iſt da.

Die zwölfte Stunde ſchlägt, das ſchwere Gewicht an der Wanduhr ſenkt ſich ſchnarrend nieder. —

Ja — ja — gerade ſo war's damals!

„Wir müſſen ſcheiden!“ ſprachen Hermann und Roſa zugleich und lagen ſich in den Armen.

„Keine Thräne, meine Geliebte,“ bat der junge Mann, „Du haſt es mir ja verſprochen!“

„Ich weine ja nicht,“ ſtotterte die Arme, „ſieh mich doch nur an, wie ich lächle!“

Dabei rannen ihr die Tropfen über die Wangen.

O mein Gott! Es iſt gerade ſo wie damals.

„Lebe wohl, Roſa —"

„Denk' an mich, mein ſüßes Herz, ich werde für Dich beten —"

Sie vermogte nicht weiter zu ſprechen.

„Unſer Geſchick liegt in Gottes Hand, mein Mädchen, darum vertrau' auf ihn. Jetzt noch einen Kuß und dann lebe recht wohl."

Noch einen Kuß — und dann noch einen — ach wie viele ſind aus dem „noch einen" geworden?

„Lebe wohl, mein Herz —"

„Mit Gott, Hermann —"

Er wollte ſich losreißen, ſie wollte ihn von ſich drängen, und ſie blieben doch beiſammen, das iſt die Cohäſion der menſchlichen Herzen!

Endlich — eine halbe Stunde iſt wieder verfloſſen — wie die Zeit nur eilt, als ob ſie ein böſes Gewiſſen hätte. —

„Wir müſſen uns trennen —"

„Des Himmels Segen geleite Dich!"

„Denke an mich, Roſa!"

„Ich werde Dich nie, nie vergeſſen! Dein Leben iſt das meine, Dein Tod wird auch der meine ſein! Nun fort — um Gottes heiligen Willen fort — mir bricht das Herz!"

Er verließ faſt ſinnlos und taumelnd das Gemach.

Mein Gott, wie mir's um's Herz ſo weich wird — gerade ſo war's damals!!!

*

* *

Hollah!

Auf!

Trommeln raſſeln durch die Straßen!

Auf, auf!

Es iſt noch früher Morgen, aber die Soldatenglocke ruft.

Auf, ihr Landwehrmänner, auf!

Dehnt Euch nicht auf dem weichen Lager, ſondern raſch empor, Augen auf, herab von der Stätte, das iſt Soldatenmanier!

Drum auf ihr Landwehrmänner, auf!

Hört, hört, es ſchmettert durch die Straßen, meint ihr die Trommel, o nein, das Vaterland ruft! Hurtig, hinein in die Schuhe, die Hoſe an den Leib, die Gamaſchen zugeknöpft, nur fort, nur fort! So, die ſchwarze Binde nicht vergeſſen, und endlich den famoſen, grauen Rock, den Ehrenrock; ſo,

mein Landwehrmann, das Tuch iſt zwar grob, macht Nichts, dickes Tuch wehrt beſſer die Kugeln, ſtarkes Tuch, tapfere Männer, bravo Landwehr!

Nun hurtig weiter! Das Riemenzeug umgehangen, die Patrontaſche auf den Rücken, den Hut aufgeſtülpt, den Packſack nicht vergeſſen, und nun die Muskete zur Hand; ha, wie Du nun da ſtehſt, kriegsgerüſtet, mit dem vollen Herzen, mit der durchglühten Bruſt, das Auge funkelt, Rührung ſpiegelt ſich auf Deinem Antlitze, aber Du brauchſt Dich ihrer nicht zu ſchämen; wer wird Dir grollen, wenn Dir das Scheiden von den Deinen ſchwer fällt? Niemand, gewiß Niemand, denn der Gedanke an ſie iſt es ja, welcher Dich ermuthigt, welcher Dich begeiſtert.

Horch, es raſſelt ſchon wieder durch die Straßen!

Fort, Fort!

Wirf noch einen Blick in der trauten Stube umher; hier iſt ja vielleicht einſt Deine Wiege geſtanden? Ja, ja, dort auf dem Plätzchen die Wiege, Gott im Himmel weiß, wo das Grab?

Fort, Fort!

Nimm Abſchied!

Doch nein! Die Deinen geleiten Dich ja, außen

auf dem Glacis gibts Raum genug zum Abſchied, Raum genug für Thränen!

Nur fort, fort.

Adieus, Du liebes Haus.

Sieh Dir's nur recht an, das Thor, die Fenſter, das Gemäuer, ſiehſt Du, mein Freund, für dieſen Heerd kämpfſt Du, aber jetzt iſt's genug!

Fort, Fort!

Nur noch einen Blick der lieben Nachbarſchaft, noch einen Blick der freundlichen Straße, Du denkſt an Gott, an den Himmel, Du ſchlägſt das Kreuz und rufſt: „Im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes!" und — Du haſt dies Alles vielleicht zum letzten Male geſehen. — — —

*

* *

Heiſa! Welch ein Leben in den Straßen Wiens!

Nur ſechs Bataillone marſchiren fort und ganz Wien iſt auf den Beinen!

Wie das wogt und wallt, wie es ſchreit und ruft, bald hier bald dort, bald in einzelnen, bald in mehren Stimmen, Kopf an Kopf, ſo ſtrömt es

durch die Straßen, Alle eilen demſelben Ziele zu, Alles will auf's Glacis.

Ihr müßt ſie nur betrachten, die einzelnen Gruppen.

Einige Männer und Frauen, und aus ihrer Mitte empor ragt eine Bajonetſpitze, da habt ihr's, da ſteckt ein Landwehrmann drin!

Dort ſchreitet ein kecker Knabe, alle Donner! der Kerl hat ja eine Muskete auf der Schulter, iſt das auch ein Landwehrmann? J, bewahre, ſeht ihr nicht hintennach das Häuflein? Da ſteckt der wahre dahinter, ſein Lehrjunge trägt ihm nur die Waffe; wer weiß, ob er dem Meiſter je wieder dienen wird?

Da drüben, was iſt das? — Ein Landwehrmann — an ſeinem Arme hängt ein blühend Weib, ſie führt ein dreijähriges Kind an der Hand — mein Himmel! Auch Kinder nehmen Abſchied!

Da hier: ein Rudel von Geſellen umjauchzen einige Musketen, ſchwenken die Kappen; ſeht ſie nur an die Strolche, die haben mit ihren Kumpanen die ganze Nacht durchlubert, die haben leicht ſingen, ſie können ſich nach dem Abmarſche auf die faule Haut werfen, aber die Andern müſſen fort, müſſen marſchiren, wie wirds ihnen ergehen? Ei was, ein guter Landwehrmann erträgt Alles, Bruder Bauer im

nächſten Nachtquartiere, mach nur gleich das Strohlager zurecht. Willſt eſſen, Landwehrmann? — Nein! — Willſt trinken? — Nein! — Was willſt Du denn? — Schlafen! — Gute Nacht! —

Doch halt, wer ſind dieſe hier? — Bei meiner armen Seele, das ſind ja alte Bekannte von uns! Der lange, hagere Landwehrmann mit dem großen Kopfe, das iſt Egidius Brenner! — Bravo, Haſenfuß! Du haſt ein Meiſterſtück gemacht. — Die dicke Frau mit dem vollen warzigen Geſicht und den ſcharlachrothen Bändern auf dem Kopfe, das iſt Frau Servatia Konrad! — Der rothhaarige Knabe mit dem manchesternen Gewande und der Muskete auf der Schulter, das iſt Herr Schani, der Majoratsherr! —

„Da habt Ihrs bei einander, die ganze Bagage," ſo würde der Wiener ſagen, wir aber drücken uns viel manierlicher aus, und ſagen: die ganze Familie!

Und wahrhaftig, Sie können mir's glauben, auf mein Ehrenwort, ſeit geſtern ſind ſie bereits eine Familie!

Die Tröblerin trägt einen Pack unter dem Arme; wer das weiße Linnentuch öffnen würde, fände in demſelben drei Päckchen, ein größeres, ein mittleres und ein kleines; in dem größeren — doch wozu

dies, wir werden ihre Geheimniſſe noch zeitig genug kennen lernen.

„Sag' mir, lieber Egidi, haſt Du auch Nichts vergeſſen?“ fragte die Dame.

Der Landwehrmann antwortete: „Ich glaub' nicht, Du ſelbſt haſt mir ja Alles eingepackt.“

Ei der Donner! Was höre ich? Sie ſprechen Du und Du, geſtern Vormittags noch per Sie, und heute ſo zeitlich ſchon per Du? Was mag zwiſchen geſtern und heute vorgefallen ſein? — Ich will einen Gelehrten fragen!

„Sind die Bürſten im Sack?“

„Ja, mein Egidi!“

„Die Riemenfarbe?“ —

„Ja, mein Geliebter!“

„Die Wichs?“

„Ja, mein Leben!“

„Spiegel und Kamm?“

„Alles, mein Herz!“

Eine Pauſe — er ſinnt nach — und ſie ſeufzt.

„Wo liegt die Wäſche im Sack?“

„Vorne rechts!“

„Das vorräthige Paar Schuhe?“

„Hinten links!“

„Meine zweite Halsbinde?“

„In der Mitte unten.“

„Und meine Schlafhaube?“

„In der Mitte oben.“

Abermalige Pauſe. Egidius ſeufzte, Frau Konrad wiſcht ſich die Thränen, Herr Schani nimmt das Gewehr „in Arm“ und ſchreit: „Habt Acht! Man wird mit ganzer Front marſchiren, marſch!“

„Schani, halt's Maul und mach' kein Aufſehen,“ mahnte die ſorgſame Mutter, und Herr Egidi murmelte: „Laſſ' ihm ſeine Freude, liebe Servatia!“

Nach einer Weile begann die Dame wieder: „Gieb nur Acht, mein Egidi, daß Du Nichts verlierſt.“

„O, ich werde ſchon Acht geben. —“

„Oder daß Dir die Franzoſen Nichts ſtehlen. —“

„Sei außer Sorge. —“

„Schreib' Dir Alles ſchön auf, was Du in die Wäſche giebſt. —“

„Auch das wird geſchehen. —“

„Erhalte mir Deine Geſundheit und Dein Leben. —“

„Ich werde Alles dafür thun. —“

Neue Stille. Egidius wiſchte ſich die Augen,

Servatia ſchluchzte und der Majoratserbe kommandirte: „Feuer!“

„Schani, gib Acht, daß Dir Nichts geſchieht!“ rief die Trödlerin ängſtlich und Brenner entgegnete beſänftigend: „Laſſ' ihn, liebes Weib, wir haben ja noch nicht geladen; ich habe ja noch alle 36 Pufferl*) in der Taſche.“

Endlich langten ſie auf dem Glacis an.

Der Theil der Esplanade zwiſchen dem Burgthor und Schottenthor iſt zum Sammelplatz der Bataillone beſtimmt.

Welch ein Schauplatz?

Dieſe Wälle ſind es, gegen welche vor 141 Jahren der Moslim angekämpft; wie viele Stürme wurden hier abgeſchlagen, wie viel Oeſterreichiſches Blut hat dieſer Boden eingeſaugt? Hier, auf der Grabſtätte ſo vieler Helden, ſo vieler Wiener Bürger, die alle gegen den Erbfeind gefochten haben und gefallen ſind, hier ſtanden auch die Bataillone der Wiener Landwehr vor dem Abmarſche gegen die Franzoſen!

Welch eine Scene!

Die umliegenden Wälle voll mit Menſchen; die

---

*) Jeder Landwehrmann war vor der Hand mit 36 ſcharfen Patronen ausgerüſtet.

am nächſten liegenden Häuſer, die angränzenden Fahrſtraßen voll von Menſchen und endlich der Sammelplatz ſelbſt — über ſechzig Tauſend Menſchen ſind Zeugen des Schauſpiels!

Wohin ſoll ich meine Augen wenden? Wo ſoll ich zu ſchildern anfangen? Das Bild iſt zu rieſig, zu maſſenhaft. Ein wirrer Knäul wimmelt es vor meinen Blicken, Alles durcheinander, ohne Ordnung, ohne Zwiſchenraum. Und dazu das Getöſe, das Rufen, Schreien, Lärmen, Jubeln, Jauchzen, dann das Weinen, Schluchzen, Klagen; Eines hier, das Andere dort, aber Alles zugleich, Alles auf ein Mal, es war ein rührendes, erhebendes, ein echtes Volksſchauſpiel!!

— — — Ein junger, rüſtiger Burſche mit kühnem Blick und muthiger Haltung ſtützt ſich auf ſeine Muskete und ſpricht mit einem greiſen Manne. Es iſt ſein Vater. Dem Alten droht faſt das Herz im Leibe zu berſten, aber er ſpricht dem Sohne noch Troſt zu; er, der des Troſtes mehr bedarf, als der Andere.

„Sei brav, mein Tondl," ruft der Greis, „und vergiß an unſern Herrgott nicht. Bete fleißig, und der liebe Himmel wird Dich beſchützen und bewahren."

Er umarmt ihn, er liegt an ſeinem Herzen, der

arme Alte, er ſchenkt dem Vaterlande ſein Höchſtes, ſein Theuerſtes, ſeinen einzigen Sohn!

Wenn der Tondl nicht wiederkehrt, ſo iſt er kinderlos und ſteht ganz einſam auf der Welt, ein alter, morſcher Stamm, an dem der Wurm des Kummers nagt.

— — — Eine andere Scene! — Ein junges Ehepaar, kaum ſeit Monden getraut, in der Wonnezeit des Lebens, das Weib, den zarten Keim eines Sproſſen unter dem Herzen — ſie ſoll ſich trennen von dem Gatten, den künftigen Vater; wer verargt ihr die Klagen, wer kann ihr zürnen, wenn ſie jammert und die Hände verzweiflungsvoll ringt? Der Mann aber hält ſie in den Armen und ruft mit flehender Stimme: „Weib, ich bitte Dich, verdirb mir den heutigen ſchönen Tag nicht durch Dein Weinen und Jammern, das Vaterland hat ältere Rechte auf mich als Du; ich war eher deſſen Sohn, und dann erſt bin ich Dein Gatte geworden!" — „Als ich dieſe Worte hörte," ruft der Augenzeuge, dem wir die Details dieſer Schilderung verdanken, „da wußte ich nicht, ob ich weinen ſollte mit dem troſtloſen Weibe, oder aufjauchzen über die herrliche Geſinnung des Gatten!"

— — — Hermann, von dem Kreuzwirthe, ſeinem Freunde Thell und noch einigen Bekannten um-

geben, nimmt eben Abſchied von ihnen. Der Vetter küßte freudig den jungen Landwehrmann und dieſer nahm ihn und Thell bei Seite und ſprach: „Herr Vetter, noch eine Bitte an Sie, ehe ich ſcheide. Sie waren ſo gütig, ein armes Mädchen in Ihrem Hauſe aufzunehmen und ihr mit menſchenfreundlicher Herzlichkeit in demſelben einen Zufluchtsort zu bieten. O verſprechen Sie mir nun, dieſes Mädchen eben ſo mild wie bis jetzt, mit eben ſolcher Schonung wie bisher zu behandeln, und ſie nicht von ſich zu ſtoßen.“

„Das wäre auch ohne Deine Vorbitte geſchehen,“ entgegnete der biedere Kreuzwirth, „Roſa bleibt bei mir ſo lange, als es ihr gefällt, und ſie ſoll ſich über mich nicht zu beklagen haben.“

„Nehmen Sie meinen herzlichſten, innigſten Dank für dies Verſprechen.“

Herr Andreas wunderte ſich zwar anfangs im Stillen über die Theilnahme ſeines Neffen an dem Mädchen, aber nach einigem Erwägen glaubte er den Grund derſelben gefunden zu haben, war jedoch ſchonend genug, in dieſer Stunde nicht nach demſelben zu forſchen. Sein Abſchied von dem jungen Manne war herzlich, als ob es ſeinem eigenen Sohne gegolten hätte.

Hermann und Peter Thell traten nun enger zuſammen.

„Und nun zu Dir, mein Freund,“ begann der junge Landwehrmann, „ich glaube, Dir meine heißeſten Wünſche ſo an's Herz gelegt zu haben, daß jede Wiederholung derſelben überflüſſig wäre. Nun aber noch Eines. Wenn ein glücklicher Zufall es fügen ſollte, daß meine Roſa ihren Bruder fände, ſo laſſ' es Dir angelegen ſein, über ihn Erkundigungen einzuziehen, ob er auch der Mann iſt, dem der Schutz der Schweſter anvertraut werden kann. Du verſtehſt mich doch? Sollte Roſa durch unvorhergeſehene Verhältniſſe gezwungen ſein, Wien zu verlaſſen, ſo bleibſt Du mit ihr in ſchriftlicher Verbindung. Im Uebrigen bleibt Alles bei dem, wie wir es bereits verabredet haben.“

„Sei außer Sorge, lieber Hermann! Du wirſt Dich bei Deiner Rückkehr überzeugen, daß Du Dein Mädchen keinem Sorgfältigeren hätteſt übergeben können.“

„Und nun, mein Freund, das Sammelzeichen wird bald ertönen, laſſ' uns raſch Abſchied nehmen!“

„Lebe wohl, mein Freund —“

„Gedenke meiner in Wien, in meinem lieben Wien —“

„Gehe mit Gott! Er erhalte Dich, er ſchütze Dich!“

Sie umarmten ſich — ſie küßten ſich.

Thell, um ſeine Rührung zu verbergen, entriß ſich der Umarmung und eilte fort.

„Grüße mir Erneſtine!“ rief ihn Hermann noch nach; „und Roſa!“ ſetzte er leiſe hinzu.

Sie waren geſchieden.

— — — Nun raſch noch einige Scenen!

Ein Mädchen hält die Muskete ihres Geliebten. Dieſer, eine Weinflaſche in der Hand, lächelt ſie freundlich an.

„Sollſt leben, Hannerl!“ ruft er der ſchönen Dirne zu, und dieſe, „keck und verwogen,“ wie wir Wiener ſagen, nimmt ihm die Flaſche aus der Hand und ruft: „Sollſt leben, Franzl!“ und trinkt. —

„Bis aufs Wiederſehen!“ ruft er.

„Aufs Wiederſehen!“ antwortet ſie.

„Wirſt an mich denken, Schatz?“

„So oft ich mit dem Vater zum Heurigen*) geh'!“

„Das g'ſchieht oft genug, ich bin's zufrieden. Wirſt Du mir aber auch treu ſein?“ ſetzte er mit gravitätiſchem Ernſt hinzu.

*) Wein.

„Bis Michaeli!“ gibt ſie neckiſch zur Antwort, „aber ich ſag' Dir's, Franzl, wenn Du bis zu Michaeli nicht wieder da biſt, dann iſt's aus!“

„Laſſ' nur gut ſein, Hannerl!“ entgegnete der Wiener launig, „ich werd' mit unſerm Erzherzog Karl ſchon reden, daß wir noch vor Michaeli fertig werden!“

— — — Welch ein Kontraſt!

Dort ſteht ein junger Freiwilliger des erſten Bataillons. Er war in einer Großhandlung und liebte die Tochter des Chefs. Er hätte das Mädchen nie bekommen. Da kommt das Patent der Landwehrerrichtung, der junge Mann wird Landwehrmann. Von dieſem Augenblicke an wendet ſich das Blatt. Der Principal reicht ihm die Hand und ſagt: „Einem Manne von ſolcher Geſinnung kann ich die Hand meiner Tochter nicht verwehren; morgen iſt die Verlobung und am erſten Tage nach Ihrer Wiederkehr die Hochzeit. Punktum!“

Da habt ihr ſie nun — dort den Bräutigam, die Braut und den Vater!

Meint Ihr, die jungen Leute weinen? O nein, ſie freuen ſich der Zukunft, ſie ſind von ihrem künftigen Glücke ſo überzeugt, daß kein Zweifel daran im Herzen Platz hat.

Was ſollen wir mehr bewundern, die patrioti-

schen Gesinnungen des Vaters, oder die Standhaftigkeit des Brautpaares?"

— — — Die Gäste vom goldenen Kreuz zu Mariahilf sind bei einander, der alte Eiche ist auch dabei. Das ist Wasser auf seine Mühle! Nur Trommelschlag, nur Gewehre und zweifarbige Röcke, das ist seine Herzensfreude, sein Gaudium, da ist er in seinem Elemente. Und wär' er todtkrank auf dem Bette gelegen, das heutige Fest hätte er nicht versäumt. Er war wie eine alte ausgeschossene Kanone, die man im Felde nicht mehr brauchen kann, die aber in irgend eine Festung gegeben, bei allen militairischen Feierlichkeiten auf den Wall gezogen und dort einige Male losgedonnert wird, so auch der Eiche, wo es Soldaten gab, da mußte auch er sein, ohne sein Beisein wurde in Wien keine Muskete abgefeuert.

In seiner Gesellschaft befanden sich mehre von der Bürgermiliz, einige ausmarschirende und einige bei den Depots zurück bleibende Landwehrmänner; die Familie Brenner — merken Sie Etwas, liebe Leser? Ich sage die Familie Brenner, und noch einige Andere.

Georg Käsmann, meine Leser kennen den Namen bereits, ist ganz traurig, niedergeschlagen. Er war auch Landwehrmann und zwar beim 4. Batail-

lon; aber da er ſchon 41 Jahre alt war, ſo wurde er dazu ausgeſucht, beim Depot zurückzubleiben. Das nahm ſich nun der Ehrliebende zu Herzen. Er kam mit geſenktem Haupte, wie über einen düſtern Entſchluß brütend, daher, er wollte von ſeinen Waffenbrüdern Abſchied nehmen, und dann — ja was dann? — Seine Freunde wußten es, wo der Wurm nage, und der alte Kanonier gab ſich alle Mühe, ihn zu tröſten. Aber der gekränkte Schuhmacher war von ſeiner einmal gefaßten Meinung nicht abzubringen.

„Ihr mögt ſagen, was Ihr wollt," rief er faſt weinend, „ich weiß, warum man mich ausſtieß, warum man mich nicht mitziehen läßt! Ich bin ein Baier, Baiern aber iſt Franzöſiſch, und deßhalb traut man mir nicht, man hat mich vor den Augen meiner Mitbürger beſchimpft, aber ich weiß ſchon, was ich zu thun habe."

Die Andern redeten ihm wieder zu, aber es fruchtete Nichts.

„Lebt wohl," ruft er ſeinen Waffengefährten zu, „Ihr ſeid glücklich, Ihr zieht gegen den Feind, ich aber muß hier bleiben, denn mir trauet man nicht!"

Er ſtürzt von dannen.

Drei Tage darauf.

Georg Käsmann iſt allein in ſeiner Werkſtätte.

Seine Ehefrau wird durch einen Schuß erschreckt.

Sie stürzt hinein.

Ihr Mann liegt mit zerschmettertem Haupte auf dem Boden!

Welche Gesinnung!! — — —

Doch zurück zu unseren Bekannten.

Der ehemalige Kanonier ist fröhlich wie noch nie, die Anderen nicht minder, nur Frau Servatia kann sich des Schluchzens nicht enthalten, denn der Augenblick der Trennung rückt mit Riesenschritten heran. Egidius Brenner spielt den Helden, er sieht, wie die Meisten in der Runde singen und jubeln, und will nicht zurück bleiben. Plötzlich kommt der rothhaarige Majoratsherr auf eine wunderliche Idee und ruft: „Mama, ich hab' Hunger!"

Diese Exclamation wäre weiter nicht beachtet worden, aber die Trödlerin öffnete das Packet, welches sie, wie wir erwähnten, unter dem Arme trug, nahm aus demselben das Päckchen mittlerer Größe und eine gebratene Gans kam zum Vorschein.

Der Kanonier hatte dieses Phänomen kaum erblickt, als er ausrief: „Heilige Diana, Du Schutzgöttin aller Gänse, was sehen meine Augen, was duftet in meine Nase? Schätzbarste Frau Konrad, was beabsichtigen Sie mit der Gans?"

„Eine kleine Wegzehrung für meinen Zukünftigen!“ ſtammelte ſie etwas verlegen.

„Und was haben Sie in dem großen Pack?“

„Einen Kugelhupf.“

„Und in dem kleinen?“

„Ein Fläſchchen Roſoli!“*)

„Und Herr Brenner ſoll dies Alles aufbewahren?“ rief Eiche; „der Packſack iſt ja ohnedem voll! O welche Verſchwendung! Tragen Sie es wieder nach Hauſe, oder wenn Sie auch Etwas zum Beſten des Vaterlandes thun wollen, ſo ſetzen Sie Ihren Patriotismus in Aktivität, und verabreichen Sie dieſen tapfern Männern ein tüchtiges Frühſtück.“

Ohne erſt die zuſtimmende Antwort der Dame abzuwarten, nahm er ihr den ganzen Vorrath aus der Hand und rief: „Da, nehmt ein Beiſpiel, ihr Frauen Wiens, ſo handelt eine echte Patriotin!“

Die Dame hatte in dieſem Augenblicke wieder mehr Teufliſches als Konradiſches an ſich, aber ſie zwang ſich ſchnell, gute Miene zum böſen Spiel zu machen, und lächelte ungefähr ſo, wie ein feiger Schwimmlehrling lacht, der nicht in's Waſſer will, von dem Schwimmeiſter aber hineingeworfen und wieder herausgezogen wird. Der ehemalige Artilleriſt

*) Roſoglio.

war zu klug, um von dem Allen nur Etwas zu bemerken. Er hatte seine frühere Exclamation kaum geendigt, so rief er auch gleich: „Herr Tambour, kommen Sie her!"

Ein Tambour mit seiner Trommel kam gelaufen. Der Kanonier kommandirte weiter: „Einen Packsack auf den Boden — so — jetzt, Tambour, stellen Sie Ihre Trommel darauf — brav, mein Sohn, Sie sollen für Ihren Diensteifer mit einem Stück Gansrücken belohnt, und durch ein Stück Kugelhupf ausgezeichnet werden. Nun rasch auf die Trommel noch einen Packsack — so, der Feldtisch ist fertig, hier das weiße Linnenstück als Tischtuch darüber — Bravo, und jetzt Messer her!"

Im Nu starrten ihm vier oder fünf Klingen entgegen.

„Das ist ein Diensteifer!" rief der alte Schalk und machte sich über die Gans her; er schnitt ein Stück herab und rief: „Schani, hier nimm, Du mußt der Erste sein, denn Dir verdanken die Patrioten das herrliche Frühstück, Dir verdankt Deine Frau Mutter ihre Unsterblichkeit! Und nun, Ihr Andern, greift zu!"

Der Rest wurde mehr gerissen als geschnitten, unter Scherzen und Lachen wurde der ganze Konradische Proviant verzehrt, und das Liebespaar war jeder

Sorge, wie der Vorrath unterzubringen ſei, für alle Zeiten enthoben.

Braten, Kuchen und Roſoglio waren verzehrt, und Herr Eiche ſtattete im Namen Aller ſeinen Dank ab; er verſicherte der Dame, ſchon lange keinen ſo ſchmackhaften Braten und keine ſo „flaumige" Mehlſpeiſe genoſſen zu haben.

Dies Kompliment konnte ſeine Wirkung nicht verfehlen, und der Kanonier bekam einen gewaltigen Stein in's Bret, als er dieſe gute Gelegenheit benutzte, ſich gleich als Gaſt zu ihrer künftigen Vermählungsfeier einzuladen.

Frau Konrad nahm die Einladung freundlich auf, fing jedoch gleich zu ſchluchzen an, denn keine Hochzeit ohne Bräutigam, und der Bräutigam zog jetzt in den Krieg. Frau Servatia würde jetzt wahrſcheinlich in eine zweite vermehrte und vergrößerte Auflage ihrer früheren Lamentation ausgebrochen ſein, aber die Vorſehung hatte es anders beſchloſſen, Trommelruf erſchallte.

„Was iſt das?"

„Es iſt Appell! Marſch zum Anſtellen."

Servatia riß die Augen auf und verſtummte — die Landwehrmänner eilen zuſammen — ſchreien — rufen — ſingen; — die Feldwebels verleſen die Na-

men — Egidius hätte vor lauter Eile bald ſeine Muskete vergeſſen.

Die Bataillone waren rangirt, die Unterofficiere eingetreten und die Züge formirt, die Fronten wurden in eine ſchnurgerade Linie gerichtet, die Fahnen waren aufgerollt und flatterten luſtig in der Luft, die Thurmuhren von St. Stefan, den Schottnern, Michaelern u. ſ. w. verkündeten die neunte Stunde; um zehn Uhr ſollte der Hof und die Generalität erſcheinen, alſo noch ein halbes Stündchen Friſt, um mit den Ihren zu plaudern; aber ſie durften die Plätze nicht mehr verlaſſen, daher kamen die Andern herbei, und drängten ſich in die Glieder; die Bataillone ſahen nun kunter bunter genug aus; hier ein Landwehrmann, dann Einige vom Civile; dann wieder ein Landwehrmann, und einige Frauenzimmer; dann ein Vater zwiſchen zwei Kindern; ein geweſener Student in Mitte mehrer Freunde; die im dritten Gliede hatten es gar bequem, die durften ſich nur umwenden, um mit ihren rückwärtsſtehenden Verwandten und Freunden zu ſprechen; kein ſtrenger Befehl ſtörte die rührenden Scenen des letzten Beiſammenſeins. Am munterſten und muthwilligſten ging es noch beim vierten Bataillon her; da waren die Freiwilligen von Lerchenfeld und dem Schottengrunde, die Schwalben hätten ſie nicht beſſer zuſammentragen können; das

war ein luſtiges Völkchen! Der Obriſtlieutenant Küſſel hatte ſeine Freude an ihnen; der größte Theil lebensluſtige ausgelaſſene Burſche, aber im Feuer eine Mauer, eine eiſerne Mauer, wir werden ſie auf den Wahlſtätten ſchon zu finden wiſſen. In dieſem Bataillone nahm heute das Jubeln und Vivatrufen kein Ende, die Herzen waren zu voll, wer kann es Ihnen verargen, daß ſie, um das Gleichgewicht herzuſtellen, auch dafür Sorge trugen, daß die Köpfe nicht leer blieben? —

„Habt Acht!“ erſcholl es plötzlich die ganze Linie hinab, „richt't Euch.“

Die Trommeln raſſelten, die Glieder einigten ſich, die Linie war hergeſtellt, das Gewehr wurde präſentirt; der Regierungspräſident, der Stadthauptmann und der Bürgermeiſter erſchienen. Der Graf von Biſſingen empfahl den Bataillonschefs noch einmal die Söhne Wiens und ermahnte ſie, an ihnen immer wie geſetzliche und natürliche Vormünder zu handeln; dann aber wendete er ſich an die Mannſchaft und ſprach in väterlichem Tone:

„Meine Theuren!“

„Zieht muthvoll in den heiligen Kampf, laßt „Euch von keiner Sorge um die Euren drücken, denn „Eure Gattinnen und Kinder ſind geborgen; wir, die „wir zurückbleiben, werden väterlich für ſie Sorge

„tragen; Euch aber, die mit Wunden bedeckt aus „dem Felde heimkehren, erwartet ein von Nahrungs- „kümmerniſſen freies Leben, und der Dank des Va- „terlandes!“ —

Ein allgemeiner Jubel erſchütterte die Luft, die Feldflaſchen wurden wieder in Anſpruch genommen, und Trinkſprüche erſchollen von allen Seiten. Bald galt's den Bürgern Wiens, darn wieder dem Sieg der Oeſterreichiſchen Waffen, Untergang den Feinden, dem Kaiſer und der Kaiſerin, am ſtärkſten und erſchütterſten war aber der Sturm, als ein Häuflein den Toaſt ausrief: „Hoch der Generaliſſimus, unſer Erzherzog Karl!“

Der Name wurde zwanzig Mal wiederholt; „Karl!“ „der Erzherzog!“ „der Generaliſſimus!“ jubelte es von allen Seiten, auch das Publikum ſtimmte mit ein, es war nur eine Stimme von mehr als 36,000 Menſchen!

Es kann kein glänzenderes Zeugniß für den Werth des heldenmüthigen Prinzen geben, als dieſes allgemeine Zutrauen, dieſe allgemeine Verehrung! Vox populi, vox dei!

Der Jubel hätte noch lange kein Ende genommen, aber von der Burg herüber erſcholl der Ruf: „Der Kaiſer — der Kaiſer!“

Todesstille.

Die Kommandos ertönen, die Trommeln wirbeln, die Musik fällt ein, die Reihen und Glieder mit präsentirtem Gewehre stehen unbeweglich, fast gerade so, wie sie später bei Ebelsberg und Aspern gestanden; die Kommandanten salutiren, die Fahnen senken sich.

Vom St. Stefansdome tönt die zehnte Stunde!

Es war ein feierlicher Augenblick!

Kaiser Franz, von den Erzherzögen Karl, Ludwig und Maximilian begleitet, von der ganzen Generalität und einem Theile der Ungarisch-adeligen Leibgarde gefolgt, sprengt daher, in einem glänzenden Hofwagen folgt die Kaiserin und die Erzherzogin Mutter*), ihnen folgten der Kronprinz Ferdinand, der Erzherzog Franz, vier kaiserliche Prinzessinnen und dann der ganze Hofstaat.

Freundlich lächelnd, aber nicht die innige Rührung verbergend, ritt der Kaiser die Fronten hinab und dann durch die geöffneten Glieder. Die Kaiserin, die Brautmutter der Fahnen, grüßte mit würdevoller Anmuth die patriotischen Krieger, der Ruf: „Hoch lebe der Kaiser! Hoch lebe die Kai-

*) Maria Beatrix, Wittwe des Erzherzogs Ferdinand von Este, Oheim des Kaisers Franz.

ſerin!“ nahm kein Ende, ſo lange die Beſichtigung der Bataillone währte. Die begeiſterte Volksmenge ſtimmte freudig ein.

Wie geſagt, Rührung auf allen Geſichtern, Thränen in vielen Augen, ehrende Geſinnungen in allen Köpfen, ſechs und dreißig Tauſend Herzen und — Ein Schlag!

Und über dieſe ganze Scene hing der winterliche Himmel und auch er ſchien ſich ihrer zu erfreuen und ſah heiter herab, und nicht fern von dieſer ganzen Scene ſtand der altersſchwere Thurm von St. Stefan wie ein eisgrauer Zeuge vor Gericht, und horchte dem Jubel und belauſchte die Gefühle; und als zwei und ſiebzig Tage ſpäter die gewaltige Schlacht geſchlagen wurde, da ſah er hinaus auf die Auen der Donau und auf die Ebenen des Marchfeldes, und ſtand abermals da, ein eisgrauer Zeuge deſſen, was geſchah, und fand die Beſtätigung, daß jener Jubel kein gemachter, daß jene Gefühle nicht falſch waren, und daß beide aus dem Herzen kamen; und hoch über dieſe ganze Scene ſchwebte die göttliche Vorſehung, und auch ſie fand Wohlgefallen an dieſer Liebe des Unterthans zu ſeinem Fürſten; aber ſie ſprach: „O, die Stunden der Prüfung ſind noch nicht vor„über, Ihr werdet kämpfen aber nicht ſiegen, Euere

„Treue hat noch schwerere Proben zu bestehen, ehe sie „eingeht in die Zeiten des Friedens!“

Und sie haben gekämpft — sind unterlegen — und immer treu geblieben, ja, ja, Millionen Herzen und Ein Schlag.

Der Himmel ist mein Zeuge! Ich bin keiner von den patriotischen Lobhudlern, die bei jeder kleinlichen Gelegenheit ihren Pegasus zu gemachten Reimereien aufstacheln, und keck das in die Welt hinaus senden, was sie im Herzen nicht fühlen; ich bin keiner von denen, die in unserer Geschichte überall nur Licht und nirgends Schatten erblicken; die Fürsten und ihre Rathgeber sind auch Menschen, und Menschen müssen fehlen; der Himmel ist mein Zeuge! daß ich, wenn es sich mit der Wahrheit verträgt, ganz gewiß der Erste bin, der ausruft: „Oesterreich über Alles, wenn es nur will!“ Aber ich werde es auch nie über mein Herz bringen, die Wahrheit zu verdrehen, oder die Geschichte zu verfälschen, ich werde stets, wenn ich nicht wahr sein darf, lieber schweigen; aber man möge das verhängnißvolle Jahr 1809 zergliedern wie man will, so bleibt die Begeisterung der ganzen Monarchie immer eine geschichtliche Thatsache, die Liebe des ganzen Volkes zu seinem Kaiser eine heilige Wahrheit! Hier braucht der Pinsel des Malers Nichts zu verdecken, Nichts zu

verschönern, hier kann er ganz nach der Natur zeichnen, diese Begeisterung, diese Liebe waren rein und echt, diese Anhänglichkeit unzerstörbar, und wahrhaftig! Kaiser Franz hat dies auch gut erkannt, denn er hat nur zu viel darauf gebaut!

Das Jahr 1809 ist bisher eins der merkwürdigsten in der Oesterreichischen Geschichte; ein solcher Enthusiasmus für Fürst und Vaterland, eine so rücksichtslose, heilige Aufopferung ist noch nicht dagewesen; daß bei all dem der Erfolg ein ganz anderer war, als das halbe Europa erwartet hatte, das liegt in dem Willen der Vorsehung; den Oesterreichern bleibt, wenn auch kein Gewinn, so doch der Ruhm und die Achtung Aller, selbst jene des Feindes, sie konnten mit Beruhigung sagen: „Wir haben das Unsere gethan!“ — — — —

Doch zurück zu unserer Scene!

Die Besichtigung der Bataillone war vorüber, der Kaiser bezeugte den Befehlshabern seine Zufriedenheit und vermogte kaum die Rührung zu verbergen, die sich seiner bemeisterte. Er fühlte sich glücklich in der Mitte dieser Getreuen, aber ihm konnten auch die Thränen der Frauen und Kinder nicht entgehen, die den fortziehenden Gatten und Vätern galten, er gab rasch den Befehl zum Abmarsch.

Die Bataillone bildeten zwei Kolonnen; an

die Spitze der ersten stellte sich der Erzherzog Ludwig, an jene der zweiten der Erzherzog Maximilian.

Der Kaiser, von dem ganzen Hofstaate, der Generalität und den Behörden umgeben, ließ die Truppen defiliren.

Mit klingendem Spiele und wehenden Bannern marschirten die Kompagnien in echt militairischer Haltung vorüber, und Viele von ihnen hatten ihren Kaiser zum letzten Male gesehen.

Als der Parademarsch vorüber war, kommandirten die Befehlshaber: „Kolben hoch!“ die Tambours schlugen den Kommandomarsch und im Nu stürzten Männer, Frauen, Kinder, Mädchen in die Reihen der Bataillone, um ihre Lieben noch einmal zu sehen, noch einmal zu küssen! Da war jede Ordnung gebrochen, Glieder und Züge nicht kennbar; ein Knäuel von Menschen, über deren Köpfe nur die Bajonetspitzen emporstarrten, wälzte sich dahin. Rufen, Schreien, Weinen, Jubeln, Schluchzen, Singen und dabei Trommelschlag und schmetternde türkische Musik, welch ohr- und herzzerreißendes Getöse!

„Behüt' Dich Gott mein liebes Weib, gib mir Acht auf die Kinder!“

„Leb' wohl, meine Geliebte. —“

„Zieh mit Gott mein Sohn. —“

„Adieu Ihr Freunde. —"

„Denk' an mich, theure Servatia — Adieu Schani. —"

„Reis' glücklich, Herr Egidi. —"

„Leb wohl, Franzl. —"

„B'hüt' Di Gott, Poldl — Pepi — Hansl. —"

„Komm glücklich wieder, lieber Mann!"

„Gib Acht auf die Wirthschaft, meine Marie. —"

„Adieu Hermann!"

So rief es hier und dort, seit- und rückwärts, vorn und hinten, lachend, weinend, und darunter scholl das Halloh der Lerchenfelder und Turybrückler, der Jubel der Erdberger und Schottenfelder!*)

Welch ein Bild!

Nun genug!

Macht fort, fort!

Es schlägt zwölf Uhr; hört Ihr Landwehrmänner die Glocken von Wien? Merkt Euch wohl den Klang, Mancher von Euch wird sie nicht wieder zu hören bekommen!

Fort, Fort.

Reißt Euch los aus den Armen der Euern, vieles Klagen macht weich, Ihr aber zieht in den Krieg, Ihr müßt gestählt sein.

---

*) Benennung mehrer Vorstädte Wiens.

Darum fort, fort.

Noch ein Wort, noch eine Umarmung, noch einen Kuß, noch einen Blick!

Mein Gott, nur fort, fort!

Halt, was ist das? Eine Stimme beginnt und Hundert andere fallen ein, es ist Schillers Räuberlied, das sie singen.

Der Marsch geht fort, lustig, munter, die Zahl der Begleiter verringert sich, aber Viele ziehen bis in das erste Nachtquartier mit.

Die erste Kolonne nimmt ihren Weg nach Korneuburg, die zweite nach Klosterneuburg.

Die Kolonnen trennen sich.

Die Erzherzoge begleiten sie.

Dies ist der zehnte März achtzehnhundert und neun!

Dies ist der Ausmarsch der Wiener Freiwilligen von Wien!! — —

XII.

Aber nicht nur in Oeſterreich, ſondern auch in allen übrigen Ländern des Kaiſerſtaates bilden ſich Inſurrectionen und wird zu den Waffen gegriffen. Ueberall herrſchen dieſelben Geſinnungen, überall derſelbe patriotiſche Eifer.

Von Stadt zu Stadt, von Land zu Land fliegt die Kunde der allgemeinen Begeiſterung, Erzherzoge ſtehen an der Spitze der Armeen, ja der Kaiſer ſelbſt will Zeuge des heldenmüthigen Kampfes ſein.

„Völker Oeſterreichs!“ lautet das Manifeſt bei ſeinem Abgang zur Armee, „Ich verlaſſe Meine „Hauptſtadt und begebe Mich zu den tapfern Vater„landsvertheidigern, welche zum Schutze der Monar„chie auf der Grenze verſammelt ſtehen.“

„Seit drei Jahren habe ich Alles gethan, um „Euch, geliebte Unterthanen, die Segnungen eines

„dauerhaften Friedens zu verſchaffen. Kein, mit Eu-
„rem Wohl und Eurer Selbſtſtändigkeit vereinbares,
„wenn auch noch ſo ſchmerzhaftes Opfer war Mir zu
„theuer, um durch friedliches Einvernehmen mit dem
„Kaiſer der Franzoſen Eure Ruhe und Wohlfahrt zu
„ſichern."

„Aber Meine Bemühungen waren fruchtlos.
„Auch die Oeſterreichiſche Monarchie ſollte dem Ehr-
„geize des Kaiſers Napoleon unterliegen; und ſo wie
„er Spanien zu unterjochen trachtet, das heilige Ober-
„haupt der Kirche mit Uebermacht mißhandelt, die
„Provinzen Italiens ſich zueignet und jene Deutſch-
„lands nach Willkür verſchenkt und bedrückt, eben ſo
„ſollte auch Oeſterreich dem großen Reiche huldigen,
„das er ſeit Jahren laut ankündigt."

„Ich habe alle Maßregeln ergriffen, um die
„Selbſtſtändigkeit der Monarchie zu behaupten. Ihr
„ſeid Meinem Zurufe gefolgt, Eure Vaterlandsliebe
„iſt ihm zuvorgekommen. Empfangt Meinen Dank,
„den einſt Meine und Eure Enkel wiederholen werden.
„Bloß Selbſtvertheidigung und nicht Angriff war un-
„ſer Zweck. Aber der Eroberer kann nicht ertragen,
„daß der Regent und ſein Volk, durch wechſelſeitiges
„Vertrauen vereint, ſtark genug ſeien, ſeinen Anma-
„ßungen zu widerſtehen. Er erklärte ſich feindlich ge-
„gen Oeſterreich, wenn es nicht ſeine Vertheidigungs-

„Vorkehrungen einſtelle und ſich unbewaffnet ſeiner „Willkür Preis gäbe. Der unwürdige Antrag ward „verworfen, und nun ziehen ſeine Heere gegen uns.“

„Ich vertraue auf Gott! — auf die Tapferkeit „Meiner Armeen, auf die heldenmüthige Leitung Mei„nes Bruders, der an ihrer Spitze ſteht, auf Euch, „geliebte Völker! — Die Anſtrengungen für den Krieg „ſind groß, aber ſie müſſen es ſein, damit der große, „nothwendige Zweck der Selbſterhaltung um ſo gewiſ„ſer erreicht werde.“

„Was Ihr bisher gethan habt, iſt Mir Bürge „für die thätigſte Mitwirkung, die Ihr leiſten werdet. „Auch Jener, der nicht die Waffen trägt, wird Theil „nehmen an der Beſchützung des Vaterlandes. Ein„heit des Willens, Ordnung, Folgſamkeit, bereitwil„lige Thätigkeit, Vertrauen, das ſind die wahren „Kräfte eines Volkes. Ihr habt ſie gezeigt, ihnen iſt „es zu danken, daß wir unter beſſeren Ausſichten, „als je, beginnen. Glückliche Ereigniſſe werden Euch „nicht läſſiger machen, widrige Zufälle, wenn ſie „eintreten ſollten, werden Euch nicht erſchüttern, be„harrlicher Muth überwindet jede Gefahr, erhöht je„den Vortheil, ſtellt jeden Verluſt wieder her. Unſere „Sache iſt gerecht, die Vorſehung verläßt die nicht, „die ſich nicht ſelbſt verlaſſen.“

„Ich baue auf Eure Liebe, auf Eure erprobte

„Treue gegen Fürsten und Vaterland. Baut auch „Ihr auf die väterliche Fürsorge Eures Monarchen, „der seine Glückseligkeit nur in der Eurigen findet.“ —

Erzherzog Ferdinand erließ an die Bewohner Galliziens folgenden Aufruf: „In dem Augenblicke, „wo die Bewaffnung fremder Mächte und die Zusam„menziehung ihrer Truppen auf mehren Punkten der „Grenze die Ruhe der Oesterreichischen Monarchie be„drohen, haben Se. Majestät der Kaiser und König, „Allerhöchst dessen väterliche Sorgfalt immer und „unausgesetzt dahin gerichtet ist, das Glück seiner „Unterthanen zu befördern und sicher zu stellen, zu „entschließen geruhet, daß diesen mit friedlichen Ab„sichten unmöglich vereinbarlichen Rüstungen gleiche „Maßregeln entgegengesetzt werden sollen. Die Ge„schichte unserer Zeit hat hinreichend dargethan, daß „eine anspruchslose Mäßigung und friedliebende Nach„giebigkeit nur noch zu größeren Anmaßungen reize, „und daß allein die Entwickelung eigener Kraft die eige„ne Ruhe verbürgen könne. Der Zeitpunkt ist gekom„men, wo Oesterreich eigene Kraft nach ihrer ganzen „Größe entwickeln wird; — er ist gekommen der „Zeitpunkt, wo alle dem erhabenen Oesterreichischen „Scepter getreue und ergebene Völker, des fremden „Hohnes müde, zu den gerechtesten Waffen greifen, „um die Rechte des Monarchen gegen jeden Eingriff

„zu vertheidigen und ſich der Ehre des gemeinſchaftli-
„chen Vaterlandes würdig zu zeigen. — Schon ſieht
„man von allen Seiten die Oeſterreicher, die Ungarn,
„die Böhmen der gleichen Fahne zu eilen, und durch
„das innige Gefühl der Nationalehre und Vaterlands-
„liebe beſeelt, jedem Feinde den ſichern Untergang
„ſchwören; ſchon ſind die zahlreichen Schaaren dieſer
„Edlen geordnet und zum Kampfe gerüſtet. — Nun
„iſt die Reihe an Euch, getreue Gallizier! Obgleich
„die jüngern Brüder des großen und glücklichen Völ-
„kervereins Oeſterreichs, ſeid Ihr eng und innig mit
„dem Ganzen verbunden; — werfet Eure Blicke um-
„her! — Wo genießt man eines größeren Glückes
„als unter der milden und väterlichen Regierung un-
„ſeres erhabenen Monarchen? Wo wird das Privat-
„eigenthum mehr geſichert? Wo die öffentliche Wohl-
„fahrt mehr befördert? Und wenn auch Oeſterreich
„die koſtſpieligen Kriege zu führen gehabt hat, ſind
„nicht ſeine Unterthanen unter die reichſten, die glück-
„lichſten zu rechnen? — Es wird Ihnen keine trüge-
„riſche Verheißung eines entfernten Glückes gegeben,
„ſondern es wird für ſie, es wird für Euch geſorgt
„und Ihr lebet glücklich. — Seit langen Jahren zäh-
„len wir in unſeren Reihen viele Eurer Brüder, die
„unter unſere Tapferſten gehören, und Ich ſelbſt habe
„hier unter meinem Kommando Galliziſche Regimenter,

„in welche Ich unumschränktes Vertrauen setze, denn „oft schon haben unsere Feinde ihren Muth und ihre „Tapferkeit erprobt. — Gallizier! Ich fordere Euch „auf, diesem edlen Beispiele zu folgen, die Errichtung „der Galliziſchen Frei-Bataillone gibt Euch die er„wünschte Gelegenheit dazu — es wird einem Jeden, „der sich zum Kriegsdienste meldet, der ihm gebüh„rende Platz angewiesen. — Gallizier! Schließet Euch „an Meine Reihen an, Ich werde stolz sein, Euch „anzuführen."

„Gegeben in Unserem Hauptquartier in Krakau, „am ersten April, im eintausend achthundert und „neunten Jahr." — — — — — — — — —

Viel herzlicher und ergreifender lautet der Aufruf des Erzherzogs Johann an die Tiroler.*) „Tiro„ler! — Ich bin da, das Wort zu lösen, das Ich „Euch am 4. November 1805 gab: daß gewiß die „Zeit kommen werde, wo Mir das Vergnügen zu „Theil werden wird, Mich wieder mit — und unter „Euch zu befinden! Gedenket nun auch Ihr der „Worte, die Ihr in eben jener bittern Abschiedsstun„de, die Ihr noch zu Sterzing und Brunnecken zu „Mir gesprochen habt, die Mein Trost gewesen sind, „und Meine Hoffnung, die nicht durch Meine, noch

*) Da diese Proklamation zu ausgedehnt ist, so geben wir sie nur im Auszuge.

„Eure Schuld, ſondern nur durch anderwärtige bei-
„ſpielloſe Unfälle, nicht gleich damals in Erfüllung
„gegangen ſind. Der durch eben jene Unfälle herbei-
„geführte Preßburger Friede hat vielmehr jenes wohl-
„thätige Band, das Euch ſeit einem halben Jahr-
„tauſend an Oeſterreich knüpfte, leider vollends zerriſſen.
„Aber ſelbſt, als es entſchieden war, Tirol werde
„nicht nur vom Oeſterreichiſchen Kaiſerſtaate getrennt,
„es werde auch nicht dem durchlauchtigſten Erzherzog
„Großherzog zufallen, ſondern das neue Königreich
„Baiern durch dieſe Perle vergrößert werden, da
„gedachte noch der ſcheidende Landesvater ſeiner ge-
„liebten Kinder mit unveränderter Sorgfalt und mit
„jener alten Oeſterreichiſchen Treue.“ Das Vorhaben,
„Tirol zu zerſtückeln, das nördliche Baiern, das ſüd-
„liche aber Italiën zuzutheilen, wurde noch glücklich
„verhindert. Unzertrennt mit allen ſeinen Rechten und
„Freiheiten, mit Beibehaltung ſeiner Stände, ſeiner
„Conſtitution, ſeiner Abgaben — und Vertheidigungs-
„ſyſteme — mit einem Worte — nur auf dieſelbe Art
„und nur mit denſelben Titeln, wie Se. Majeſtät
„der Kaiſer und König es beſeſſen hatten, und nicht
„anders, ſo ging Tirol an Baiern über. So war
„die Bitte erfüllt, welche die treuen vier Stände in
„ihrer rührenden Vorſtellung vom 14. December 1806
„Meinem allergnädigſten Kaiſer und geliebteſten Herrn

„Bruder dringendſt ans Herz gelegt halten. — — —
„Wie man auch, biedere Tiroler! dieſen Artikel des
„Preßburger Friedens gehalten hat, ſo ſind alle Ue-
„brigen gehalten worden. Was Se. Majeſtät der
„Kaiſer und König zeither geduldet, gethan und nach-
„gegeben haben, um ihren getreuen Völkern wenigſtens
„dieſen, wenn gleich nachtheiligen Frieden zu erhal-
„ten, weiß alle Welt und unſer Gegner am Beſten."

„Der Kaiſerhof wird und muß ſeine beſon-
„dern zahlloſen, gerechten Beſchwerden an den par-
„teiloſen Richterſtuhl der Mit- und Nachwelt bringen.
„Er wird hierbei unermüdliche Langmuth und Geduld
„zu rechtfertigen haben, als daß er jetzt, um das Aeu-
„ßerſte abzuwenden, um dem letzten Streich zuvorzu-
„kommen, zur Nothwehr greift! — Aber warum
„iſt der Krieg ein allgemeiner, nothwendiger, heiliger
„Krieg? Warum wird er geführt? — Darum, daß
„nicht eine, ſchon an ſich übergroße Macht auch noch
„allein bewaffnet bleibe, und die andern Alle unge-
„rüſtet, folglich ohnmächtig; — darum, daß nicht
„Alle zuletzt Einem dienen, und zwar Einem, welchem
„urſprünglich Keiner zu dienen verpflichtet war, —
„darum, daß noch ein Recht, daß noch eine Freiheit
„und Selbſtſtändigkeit, daß noch mehr als nur ein
„einziger Wille, daß noch eine Zuflucht und Rettung
„auf Erden ſei, darum, daß nicht alle Deutſchen,

„daß nicht endlich auch der Oeſterreicher, Ungar und „Böhme gezwungen werde, anſtatt für den eigenen „Heerd, für eigene Ehre und Heil künftig als blinde „Werkzeuge fremder Herrſch- und Habſucht zu bluten „— — — darum wird der Krieg geführt!! u. ſ. w.“

Weiter um ſich greifend und unſtreitig noch größere Erwartung anregend, war folgender Aufruf des Erzherzogs Karl an die Deutſche Nation: „Seine „Majeſtät, der Kaiſer von Oeſterreich ergreifen ge- „zwungen die Waffen, weil der Franzöſiſche Kaiſer „nicht will, daß ein Staat beſtehe, der nicht ſeine „Oberherrſchaft anerkenne, ſeinen Eroberungsabſich- „ten diene, weil er verlangt, daß Oeſterreich ſeiner „Selbſtſtändigkeit entſage und ſich der Willkür des „Eroberers anheim gebe; weil die Heere des Kaiſers „von Frankreich und ſeiner abhängigen Bundesgenoſſen „feindlich gegen Oeſterreich vorrücken. — Oeſterreichs „Streitkräfte ſind auf den Wink des Monarchen zur „Selbſtvertheidigung aufgeſtanden, ich führe ſie dem „Feinde entgegen, um dem gewiſſen nahen Angriff „zuvorzukommen.“

„Wir überſchreiten die Grenze nicht als Erobe- „rer, nicht als Feinde Deutſchlands, nicht um Deut- „ſche Verfaſſungen, Rechte, Sitten und Gebräuche zu „vernichten und fremde aufzudringen; nicht um Throne „zu ſtürzen und damit nach Willkür zu ſchalten; nicht

„um Deutſchlands Habe uns zuzueignen und Deutſche „Männer in fernen Unterjochungskriegen aufzuopfern. „Wir kämpfen, um die Selbſtſtändigkeit der Oeſter„reichiſchen Monarchie zu behaupten, und Deutſchland „die Unabhängigkeit und die Nationalehre wieder zu „verſchaffen, die ihm gebühren."

„Dieſelben Anmaßungen, die uns jetzt bedrohen, „haben Deutſchland bereits gebeugt. Unſer Wider„ſtand iſt ſeine letzte Stütze zur Rettung. Unſere „Sache iſt die Sache Deutſchlands. Mit Oeſterreich „war Deutſchland ſelbſtſtändig und glücklich, nur „durch Oeſterreichs Beiſtand kann Deutſchland Beides „wieder werden. Deutſche! Würdiget Eure Lage! „Nehmt die Hilfe an, die wir Euch bieten! Wirkt „mit zu Eurer Rettung! Wir verlangen nur die An„ſtrengungen, die der Krieg für die gemeinſame Sache „erfordert. Euer Eigenthum, Euer häuslicher Friede „iſt durch die Mannszucht des Heeres geſichert. Die „Oeſterreichiſche Armee will Euch nicht berauben, nicht „bedrücken, ſie achtet Euch als Brüder, die berufen „ſind, für dieſelbe Sache, die die Eure, wie die „unſere iſt, vereint zu kämpfen. Seid unſerer Ach„tung werth. Nur der Deutſche, der ſich ſelbſt ver„gißt, iſt unſer Feind."

„Bauet auf mein Wort, das ich ſchon mehrmals „zu Eurer Rettung gelöſ't habe, bauet auf das Wort

„meines Kaisers und Bruders, das nie gebrochen „worden ist."

Eben so wichtig und ausgezeichnet durch Sprache und Gesinnung ist folgende Proklamation an Deutschlands Völker, die zwar anonym erschien, die aber später auf Befehl des Erzherzogs Karl veröffentlicht und verbreitetet wurde. Sie lautet:

„Völker Deutschlands! — Die Stunde der Er„lösung ist gekommen! Oesterreich kündet sie Euch an. „Oft habt Ihr vormals ihm freudig Eure Rettung „verdankt; es kommt noch einmal, Euch zu retten, „und wird Euch retten, wenn Ihr selbst gerettet sein „wollt. — Wähnt nicht, daß je sein Blick sich von „Euch — den einst in glücklicheren Zeiten so nahe mit Euch „Verbundenen — abgezogen habe! — Es sah mit tiefer „Kränkung, wie man Euch die über dem Rhein ge„schmiedeten Fesseln anlegte; wie man Eure Selbst„ständigkeit bis zum Gespött herabwürdigte und die „Souverainität Eurer Regenten so tief erniedrigte, daß „ihre Existenz nur von der Gnade eines Einzigen ab„hing, der heute winken durfte, um sie morgen aus „der Reihe Eurer Fürsten zu verlöschen. Es sah, wie „man die ehrwürdigen, aus Deutschem Geist und „Gemüth hervorgegangenen und seit Jahrhunderten „bestandenen Grundformen der Verfassung, die so oft „Euren Vätern, Euch selbst bewährten Schutz gegen

„Eigenmacht und Willkür geleistet hatten, gewaltsam „aufhob, wie man Millionen Deutschen Eigenthums „und Deutschen Erwerbes in fremde Kassen abführte. „Es sah — jedes Deutsche Herz blutete bei dem An„blick — es sah Euch so tief erniedrigt, daß man „Euch gleich unterjochten Völkern ein fremdes Gesetz„buch aufdrang und Eure Söhne, Deutsche Jünglin„ge, gegen andere, noch nicht unterjochte Deutsche „Völker zum Kampfe führte, oder über die Pyrenäen, „um in Spanien für die habsüchtigen Pläne eines „Fremden und für die empörendste Ungerechtigkeit zu „bluten."

„Allein, bis dahin mußte es kommen! Die „schändlichste Unterjochung von Millionen einst freier, „Deutscher Völker mußte vollendet werden, um immer „neue Anmaßungen entstehen zu sehen, die die bisher „gerettete Unabhängigkeit und Nationalehre Oesterreichs, „des einzigen noch freien Deutschen Volkes, und die „mit ihm unter einem Monarchen glücklich vereinigte „Nation nun auch mit Vernichtung bedrohen, um sie „zur Abwendung der ihnen bereiteten Schmach enger „als je an ihren rechtmäßigen Herrscher — (Deut„sche, einst Euer Kaiser!) anzuschließen, um sie für „ihre eigene Rettung und Eure Erlösung auf das „Höchste zu begeistern!"

„Völker Deutschlands! Es sind nicht die gewöhn-

„lichen Armeen, die zu Eurer Hilfe herbeieilen! Nein, „sie sind von Vaterlandsliebe, vom Abscheu gegen „fremde Unterjochung und Tyrannei entflammt! Sie „kämpfen für sich, für Freiheit und Eigenthum, für „Nationalexistenz und Nationalehre, für Vaterland „und Recht, für ihren angebornen, rechtmäßigen „Fürsten. Die Masse der Nation selbst hat sich in „ihrem gerechten Unwillen erhoben und die Waffen „ergriffen. Sie bietet Euch brüderlich die Hand, sie „ruft Euch zu, Euren gebeugten Nacken zu erheben, „Eure beschimpfenden Fesseln zu zerbrechen und einen „Bund zu schließen, wie er unabhängigen Völkern „allein geziemt. Der jetzige Augenblick kehrt nicht zu„rück in Jahrhunderten, ergreift ihn, damit er Euch „nicht auf immer entfliehe. Ahmet Spaniens großem „Beispiel nach! Zeigt, daß Euch Euer Vaterland „und eine selbstständige Deutsche Regierung und Ge„setzgebung theuer sei! Scheut einen blutigen Kampf „nicht, der siegreich enden muß. Wer muthig beginnt, „vollendet ehrenvoll! Bewohner Deutschlands, merkt „auf die Stimme aus Oesterreichs glücklichen Fluren; „sie ruft Euch zu den Fahnen eines Deutschen Heer„führers, der Euch so oft zum Siege leitete. Zum „letzten Mal eilt Karl zu Euch. Er will, er wird „Euch retten!"

Indem wir diese Proklamationen unsern Lesern

mittheilten, glauben wir den Geiſt und die Ideen, die damals ganz Oeſterreich durchflutheten, am Beſten charakteriſirt zu haben, man ſog die flammenden Worte wie kühlenden Thau ein, die zahlreich verbreiteten Exemplare gingen von Hand zu Hand, waren durch Städte und Länder verbreitet, und fanden in allen Herzen ein lautes Echo.

Auch nachſtehender Armeebefehl des Erzherzogs Karl, erlaſſen am 6. April, iſt zu wichtig, als daß wir ihm in dieſen Blättern nicht einen Platz einräumen ſollten; er war es, der die Begeiſterung der Krieger aufs Höchſte ſteigerte, den Schwächeren Muth gab, und den Muthigen zum Helden machte. Er lautet:

„Der Schutz des Vaterlandes ruft uns zu neuen „Thaten!" —

„So lange es möglich war, den Frieden durch „Aufopferung zu erhalten und ſo lange dieſe Aufopfe„rungen verträglich waren mit der Ehre des Thrones, „mit der Sicherheit des Staates und mit der Wohl„fahrt der Völker, ſo lange ſchwieg jede ſchmerzliche „Empfindung in dem Herzen unſeres gütigen Monar„chen. Aber wenn alle Verſuche fruchtlos ſind, un„ſere glückliche Selbſtſtändigkeit gegen den unerſättli„chen Ehrgeiz eines fremden Eroberers zu bewahren, „wenn Nationen um uns fallen und rechtmäßige Re-

„genten von den Herzen ihrer Unterthanen losgeriſſen „werden; wenn endlich die Gefahr der allgemeinen „Unterjochung auch Oeſterreichs geſegneten Staaten „und ihren ruhigen, glücklichen Bewohnern droht, ſo „fordert das Vaterland von uns ſeine Rettung, und „wir ſtehen zu ſeinem Schutze bereit. Auf Euch, „meine theuern Waffengefährten! ruhen die Augen der „Welt und Aller, die noch Sinn für Nationalehre „und Nationaleigenthum haben. Ihr ſollt die Schmach „nicht theilen, Werkzeuge der Unterdrückung zu wer„den; Ihr ſollt nicht unter entfernten Himmelsſtrichen „die endloſen Kriege eines zerſtörenden Ehrgeizes füh„ren; Ihr werdet nie für fremdes Intereſſe und „fremde Habſucht bluten; Euch wird der Fluch nicht „treffen, ſchuldloſe Völker zu vernichten, und auf den „Leichen erſchlagener Vaterlands-Vertheidiger den „Weg zum geraubten Throne einem Fremdling zu bah„nen! Auf Euch wartet ein ſchöneres Loos; die Frei„heit Europas hat ſich unter unſere Fahnen geflüch„tet; Eure Siege werden ihre Feſſeln löſen, und „Eure Deutſchen Bürger, jetzt noch in feierlichen „Reihen, harren auf Ihre Erlöſung. Ihr geht in „rechtlichen Kampf, ſonſt ſtünde ich nicht an Eurer „Spitze!“ —

„Wir werden auf den Feldern von Ulm und „Marengo, an die uns der Feind ſo oft prahlend er-

„innert, die glorreichen Thaten von Würzburg und „Ostrach, von Liptingen und Zürich, von Verona, „der Trebia und Novi erneuern; wir wollen unserem „Vaterlande einen dauerhaften Frieden erkämpfen; aber „wir können das hohe Ziel nur durch große Tugen„den erreichen. — Unbedingte Folgsamkeit, strenge „Disciplin, ausharrender Muth und unerschütterliche „Standhaftigkeit in der Gefahr, sind die Begleiter der „wahren Tapferkeit. Nur Einheit des Willens, Zu„sammenwirken des Ganzen, führen zum Sieg."

„Seine Majestät, mein Monarch und Bruder, „hat mir ausgedehnte Vollmacht zum Belohnen und „zum Strafen gegeben; ich werde überall in Eurer „Mitte sein und den ersten Dank des Vaterlandes „sollt Ihr von Eurem Feldherrn auf dem Schlacht„felde erhalten. Der Patriotismus vieler Edlen Oe„sterreichs ist Euren Bedürfnissen zuvorgekommen; er „verbürgt Euch das höchste Maaß der allgemeinen „Erkenntlichkeit. Aber auch die Strafe wird unnach„sichtlich jeder Pflichtverletzung folgen! Das Verdienst „wird Belohnung, das Vergehen Ahndung treffen, „ohne Rücksicht der Person und des Ranges. Mit „Schande gebrandmarkt, soll der Unwürdige ausge„stoßen werden, dem sein Leben theurer ist als seine „und unsere Ehre, mit den Merkmalen der öffentli„chen Achtung geziert, werde ich unseren Souverän

„und der Welt jene Tapferen vorstellen, die sich um „das Vaterland verdient gemacht haben, und deren „Namen ich ewig in meinem Herzen tragen werde."

„Noch bleibt mir eine Erinnerung übrig: Der „wahre Soldat ist nur dem bewaffneten Feinde furcht„bar, ihm dürfen die bürgerlichen Tugenden nicht „fremd sein. Außer dem Schlachtfelde gegen den „wehrlosen Bürger und Landmann ist er bescheiden, „mitleidig und menschlich. Er kennt die Leiden des „Krieges und sucht sie zu mildern. Ich werde jeden „muthwilligen Frevel um so strenger ahnden, als die „Absicht unseres Monarchen nicht dahin geht, benach„barte Völker zu bedrücken, sondern sie von ihren Be„drückern zu befreien, und mit ihren Regenten ein fe„stes Band zur Herstellung einer dauerhaften Ruhe, „und zur Handhabung allgemeiner Wohlfahrt und „Sicherheit zu knüpfen."

„Bald werden fremde Truppen im innigen Ver„ein mit uns den gemeinschaftlichen Feind bekämpfen; „dann, tapfere Waffengefährten! ehret und unterstützet „sie als Eure Brüder. Nicht Ruhmredigkeit, sondern „männliche Thaten ehren den Krieger. Durch Kühn„heit vor dem Feinde müßt Ihr zeigen, daß Ihr die „ersten Soldaten seid. So führe ich Euch einst, be„gleitet von der Achtung der Feinde, und von dem „Dankgefühle fremder Nationen, nach erkämpftem

„rühmlichem Frieden in das Vaterland zurück, wo „Euch die Zufriedenheit unſeres Monarchen, der Bei„fall der Welt, die Belohnugen der Tapferkeit, die „Segenswünſche Eurer Mitbürger und das Selbſtge„fühl verdienter Ruhe erwarten."

„Erzherzog Karl."
„Generaliſſimus."

Noch dürfen wir ihres Einfluſſes auf die öffentliche Stimmung halber zwei wichtige Aktenſtücke nicht vergeſſen, denen wir aber ihres größeren Umfanges wegen in dieſem Gemälde keinen Platz einräumen können. Das Erſtere iſt ein Manifeſt des Wiener Hofes, und das Zweite, dem Inhalte der Darſtellungsweiſe nach mit dem Erſteren verwandt, iſt eine Deklaration des Wiener Hofes.

Die Oeſterreichiſche Regierung ſetzt in dieſen Dokumenten alle ihre Beſchwerden gegen Frankreich mit einer echt diplomatiſchen Geſchicklichkeit auseinander, gibt alle näheren und entfernteren Urſachen ihrer neuen feindlichen Stellung an, und beweiſt durch meiſterliche Beredſamkeit und trefflich durchgeführte Details, daß ſie den Krieg nicht gewollt, ſondern zu demſelben bemüßiget worden. Aus dieſen Dokumenten geht die wirkliche Thatſache, die hiſtoriſche Wahrheit hervor, daß Napoleon ſeit dem Preßburger Friedensſchluſſe gegen Oeſterreich mit einer Schonungs-

losigkeit verfuhr, welche stets daran erinnerte, daß er das Geschick desselben in den Händen habe. Abgesehen von der Willkür, mit welcher der Französische Kaiser über Kronen verfügte, Fürsten entsetzte und Andere dafür ernannte, abgesehen von den Gewaltthätigkeiten in Madrid und Rom, abgesehen von der zunehmenden Macht des zum Riesen anschwellenden Französischen Staates, abgesehen von der nur theilweisen und auch Nichterfüllung einiger Artikel des Preßburger Friedens, erließ daß Französische Kabinet am 30. Juli 1808 eine officielle Note, daß der Krieg unvermeidlich sei, wenn die in der Oesterreichischen Monarchie veranstalteten militairischen Rüstungen nicht durch Maßregeln entgegengesetzter Art rückgängig gemacht würden.

Diese Rüstungen waren aber unternommen worden, um der wachsenden Macht Frankreichs gegenüber nicht schutzlos zu stehen, wenn es ihr im kühnen Uebermuthe etwa gefallen sollte, die Unabhängigkeit Oesterreichs gefährden zu wollen, was auch nach vielfach vorangegangenen Beispielen im Bereiche der Möglichkeit lag.

„Von jenen Tagen an," sagt das erwähnte Manifest, „war der Krieg als erklärt zu betrachen. Die „Sprache, die damals geführt wurde, ist nie mehr „zurückgenommen worden; in Paris, in Bayonne, in

„Erfurt iſt ſie dieſelbe geblieben. Der Vorſatz, je „eher je lieber die Sache zur Entſcheidung zu bringen, „war gefaßt; das Verhältniß zwiſchen Oeſterreich und „Frankreich hatte eine beſtimmte Richtung genommen, „und eine weſentliche Veränderung in dieſem Verhält- „niſſe war ſchon deshalb unmöglich geworden, weil „die Bedingung, an welche der Kaiſer Napoleon die „Aufrechthaltung des Friedens geknüpft hatte, von „einer ſolchen Beſchaffenheit war, daß nicht einmal „darüber berathſchlagt werden konnte! — Daß „Oeſterreich in dem Augenblicke die Offenſive ergriff, „als Napoleon in Spanien beſchäftigt war, war klug, „zu bedauern iſt es nur, daß die Rüſtungen nicht „ſchon früher, gleich nach dem Friedensſchluſſe, und „zwar in aller Stille begonnen wurden, weil da Al- „les nicht ſo überſtürzt worden und zu größerer Voll- „kommenheit gediehen wäre."

„Seine kaiſerliche Majeſtät," endet das erwähnte Manifeſt, „hatten mit unermüdeter Beharrlichkeit an „der Aufrechthaltung des Friedens gearbeitet. Sie „hatten ſich drei Jahre lang in die harten und un- „billigen Forderungen des Franzöſiſchen Kabinets ge- „fügt, und waren allen Beſchwerden deſſelben zuvor- „gekommen. Als endlich Alles, was zu erdenken ge- „weſen war, um Oeſterreichs friedliche Geſinnungen „auf die Probe zu ſtellen, erſchöpft ſchien, gelang es

„dennoch der Französischen Regierung, Se. Majestät „zum Widerstande zu bringen, indem sie auf Zurück„nahme jener Maßregeln drang, von welchen ein we„sentlicher Theil der Landesvertheidigung abhing. Um „diesen Preis den Frieden zu erkaufen, war unmög„lich. Die Monarchie war von dem Augenblicke an „vernichtet, wo die, welchen die Sorge für ihre Er„haltung oblag, sich bereit finden ließen, mit eigener „Hand ihre letzten Schutzwehren niederzureißen. Der „Kaiser Napoleon selbst konnte sich über den Sinn „seines Begehrens nicht getäuscht haben, und nie wäre „eine solche Zumuthung erfolgt, wenn das, was sie „nothwendig nach sich ziehen mußte, nicht vorher „schon in seinen Plänen gelegen hätte. Die oft wie„derholte Aeußerung des Kaisers Napoleon: „daß er „Nichts von Oesterreich verlange,“*) konnte keinen

*) Die geheimen Rüstungen Oesterreichs waren an Napoleon durch einen Beamten des Hofkriegsrathes kaum verrathen, als er vom Grafen Metternich bei Gelegenheit einer öffentlichen Audienz in den Tuilerien über dieselben Erklärungen verlangte. Diese lauteten nun ganz so, wie sie das obige Manifest bringt, und Napoleon äußerte hierauf unter Anderem: „Oesterreich will also den Krieg, oder es hofft uns Furcht einzujagen. Wäre dem nicht so, hegte Ihr Hof friedliche Gesinnungen, warum denn diese ungeheuern Rüstungen? u. s. w. dann wieder: „Wenden Sie nicht ein, daß Sie für Ihre Sicherheit zu sorgen genöthigt seien! Sie wissen wohl,

„andern Sinn haben als den, daß Oeſterreich ſich „Glück wünſchen müſſe, für den Augenblick und bis „auf weitere Verfügung die Integrität ſeines Gebie„tes, entkleidet von allen den Attributen, die „ihr Feſtigkeit und Werth geben konnten, ohne irgend „eine Gewährleiſtung für die Zukunft, ohne den von „der Exiſtenz einer großen Macht unzertrennlich poli„tiſchen Einfluß, ohne Anſpruch auf eine Stimme, in „den gemeinſchaftlichen Angelegenheiten Europas, ge„rettet zu ſehen." — —

„Se. Majeſtät ergreifen die Waffen, weil die „Pflicht der Selbſterhaltung ihnen unterſagt, die Be„dingung, von welcher das Franzöſiſche Kabinet die „Fortdauer des Friedens abhängig macht: „Ver„zichtleiſtung auf ihre rechtmäßigen Ver„theidigungsmittel," einzugehen; weil Sie nicht „länger zögern dürfen, die Ihnen von Gott anver„trauten Länder und Völker gegen einen lange beab„ſichtigten, mehr als einmal ausdrücklich angekündig„ten, jetzt zur Vollziehung gereiften Angriff zu decken; „weil Sie mit den Gedanken und Wünſchen Ihres „Volkes hinlänglich vertraut ſind, um zu wiſſen, daß „Keiner darunter zu finden iſt, der nicht die äußerſte

---

daß ich von Ihnen Nichts verlange, durchaus keine Forderungen an Sie mache u. ſ. w.

„Anſtrengung ſeiner Kräfte einer unwürdigen Selbſt-
„vernichtung durch freiwillige Unterwürfigkeit vor-
„zöge."

„Se. Majeſtät faſſen dieſen Entſchluß mit einem
„Gefühle, das Ihnen ſelbſt und jedem redlichen Ver-
„theidiger Ihrer Sache Vertrauen und Zuverſicht ein-
„flößen muß. Denn nicht genug, daß der Schritt,
„zu welchem Sie endlich gezwungen worden ſind, an
„und für ſich der gerechteſte ſei, S. M. erfreuen
„ſich auch der unſchätzbaren Beruhigung, daß alle
„Welt ihn für ſolchen anerkennt. Des Kaiſers billige
„und gemäßigte Grundſätze, ſein Abſcheu gegen muth-
„willige Kriege ſind ſo bekannt, die Abſichten des
„Friedens ſo wenig verborgen, daß Wahrheit und
„Gerechtigkeit von der Erde verſchwunden ſein müß-
„ten, wenn über den Urſprung dieſes Krieges nicht
„alle freien Urtheile einſtimmig ausfallen ſollten."

„Der unmittelbare Zweck S. M. iſt, jenem Zu-
„ſtande gewaltſamer Spannung, worin die Oeſterrei-
„chiſche Monarchie ſeit drei Jahren ununterbrochen ge-
„ſchwebt hat, einem Zuſtande, der unter dem eitlen
„Namen des Friedens alle Aufopferungen, Laſten und
„Gefahren des beſchwerlichſten Krieges über ſie ver-
„hängte, ein Ende gemacht, um den Staat in eine
„Lage verſetzt zu ſehen, die ihm die Wohlthat eines
„wirklichen Friedens und eine ehrenvolle Ruhe ver-

„bürge. Nur in dem Grade von Unabhängigkeit sei-
„ner Umgebungen, der den Anspruch auf Alles um-
„fassende Oberherrschaft, von welcher Seite er auch
„ausgehen mag, unmöglich machen würde, kann Oe-
„sterreich die vollständige Garantie seiner Unabhängig-
„keit finden. Das Schicksal dieser Umgebungen, be-
„sonders aber Deutschlands und Italiens, kann und
„darf die Oesterreichische Regierung nicht! mit sorgloser
„Gleichgültigkeit betrachten. Ihr Interesse ist mit
„dem Interesse dieser Länder zu genau, zu unauflös-
„lich verwebt, die durchaus centrale Lage dieser Mon-
„archie bildet zu häufige, zu wichtige Berührungs-
„punkte, und der Platz, den sie Jahrhunderte lang
„in allen großen Weltangelegenheiten behauptete, hat
„sie zu fest an das Ganze geknüpft, als daß sie ohne
„tödtliche Verwundung davon losgerissen werden
„könnte. Sr. kais. Maj. Gesinnungen und Wünsche
„sind mit diesem, durch das Bedürfniß Ihrer Staa-
„ten unwandelbar vorgeschriebenen Gesichtspunkte voll-
„kommen einig. Nach der Pflicht, für die Aufrecht-
„haltung Ihres Thrones und für das Wohl Ihrer
„eigenen Völker zu sorgen, werden Sie die, welche
„aus meiner aufrichtigen Theilnahme an der Ruhe,
„an dem Glücke, an dem Flore, an der gesetzmäßi-
„gen Freiheit Ihrer Nachbarn entspringt, zu jeder Zeit
„für die heiligste halten. Der Kaiser wird sich nie-

„mals befugt glauben, in die inneren Verhältniſſe „fremder Staaten einzugreifen, oder ſich über ihr Re„gierungsſyſtem, über ihre Geſetzgebung, über ihre „Verwaltungsmaßregeln, über die Entwickelung ihrer „Streitkräfte zum Richter aufwerfen. Er verlangt „eine gerechte Reciprocität. Von Ehrgeiz und Eifer„ſucht weit entfernt, wird der Kaiſer keinem anderen „Souverän ſeine Größe, ſeinen Ruhm, ſeinen recht„mäßigen Einfluß beneiden; nur in einem ausſchlie„ßenden Ausſpruche auf ſolche Vortheile liegt der Ge„genſtand allgemeiner Beſorgniſſe und der Kern zu „immerwährenden Kriegen. Nicht Frankreich, für „deſſen Erhaltung und Wohlfahrt S. M. ſich ſtets „lebhaft intereſſiren werden, nur die fortſchreitende „Ausdehnung eines Syſtems, welches unter dem un„beſtimmten Titel eines Franzöſiſchen Reiches „kein anderes Geſetz, als ſein eigenes in Europa gel„ten laſſen will, hat die gegenwärtige Verwirrung „erzeugt; ſie wird gehoben, und alle Wünſche S. „M. werden erfüllt ſein, wenn an die Stelle jenes „ausſchließenden Syſtems das Reich der Mäßigung, der „Genügſamkeit, der wechſelſeitigen Unabhängigkeit aller „Staaten, der Achtung für die Rechte eines Jeden, der „Heiligkeit der Verträge und des Uebergewichts friedlicher „Beſtrebungen tritt. Nur damit kann die Oeſterreichiſche „Monarchie, nur damit das Ganze beſtehen.“

„Auf welchem Wege und bis auf welchen Punkt „dieſe gerechten Wünſche zur Wirklichkeit gelangen „ſollen, ſtellen S. M. der Vorſehung anheim. Nur „ſo viel glauben Sie zuverſichtlich verheißen zu kön„nen, daß Sie, ſelbſt für Ihr höchſtes Intereſſe, für „die unverkürzte Erhaltung Ihrer Monarchie, nie „Maßregeln ergreifen oder verlangen werden, die die „wohlerworbenen Rechte, die Unabhängigkeit und Si„cherheit anderer Staaten beeinträchtigen können, und „daß, wenn der Erfolg Ihrer Waffen der Gerechtig„keit Ihrer Abſichten entſpricht, dieſelben Reſultate „des Krieges, von welchen Oeſterreich eine hinläng„liche Garantie ſeiner Selbſtſtändigkeit und ſeiner künf„tigen Ruhe erwartet, ſich auch mit dem wahren In„tereſſe ſeiner Nachbarn und mit der gemeinſchaftlichen „Wohlfahrt Europas in der glücklichſten Uebereins„timmung finden werden!"

Doch nun genug der Worte, wir wollen nach den Thaten ſchauen! Aus allen dieſen Erklärungen, Manifeſten, Proklamationen und Deklarationen leuchtet aber ganz klar hervor, daß man damals, zur Zeit der Gefahr die öffentliche Meinung einer großen Beachtung würdigte, daß man ihre Macht anerkannte, weil man ſie zu gewinnen ſuchte! Jetzt leben wir freilich im tiefſten Frieden, aber was man damals für nothwendig erachtet hat, iſt jetzt

noch nicht entbehrlich geworden, die öffentliche Meinung ist noch immer eine Macht, die nicht ignorirt werden will, die solche Schmach nicht erträgt, und sich schwer an Jenem rächt, der sich unfehlbar und über sie erhoben dünkt!

Nun fort, fort von diesen Betrachtungen — zurück zu meinem Gemälde.

Als man zählte den neunten April 1809 erschien das Kriegsmanifest von Oesterreich an Frankreich.

In allen Ländern der Monarchie wurde die endliche Gewißheit des Krieges mit Enthusiasmus begrüßt, an die nächste Zukunft knüpften sich die glühendsten Hoffnungen, durch diesen Kampf sollte der Französische Einfluß auf die Deutsche Nation mit einem Schlage vernichtet werden.

Gegen 300,000 Mann mit 800 Kanonen sind in Bewegung, und gegen 226,000 bilden die Reserven.*)

Ein so mächtiges, begeistertes, von Patriotismus entflammtes, jugendlich kräftiges Herr, hat noch kein Habsburger ins Feld geführt, Erzherzog Karl durfte sich mit Stolz dessen Generalissimus nennen, die Augen des ganzen Welttheils waren auf Oesterreich und seine Armee gerichtet, mit Ungeduld erwar-

*) Die Ungarische Insurrection mit eingerechnet.

tete man das Aufrollen des Vorhanges zu dem inhaltsschweren Drama, mit athemloſer Spannung horchte Europa auf den Donner des erſten Kanonenſchuſſes.

Ende des erſten Bandes.

Druck von C. Schumann in Schneeberg.

Von demſelben Verfaſſer erſchienen früher:

Das Buch von den Wienern. Hiſtoriſcher Roman aus dem 15. Jahrhundert 3 Bände. 1847.

Der Gezeichnete. Hiſtoriſcher Roman aus dem 15. Jahrhundert. 3 Bände. 1845.

Die Sendung des Rabbi. Zeit- und Sagenbild aus dem 16. Jahrhundert. 2 Bände. 1845.

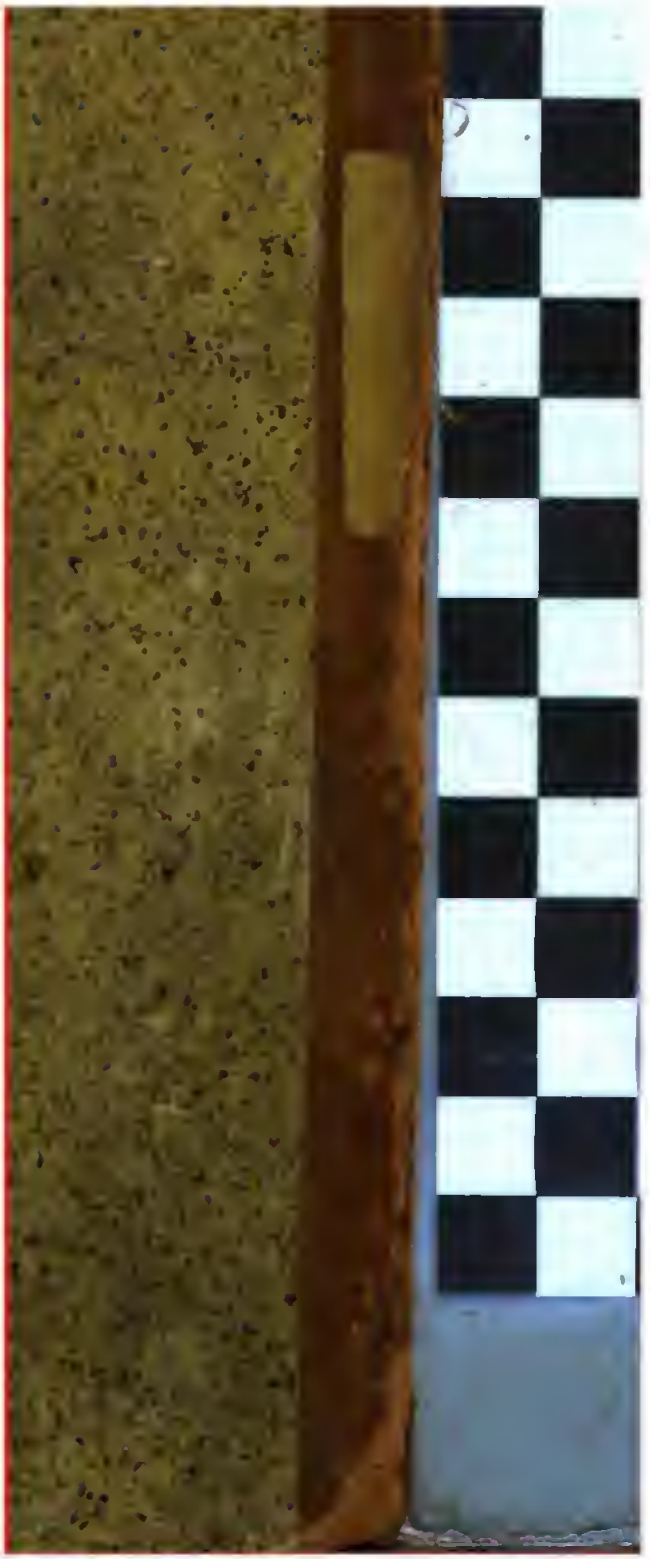
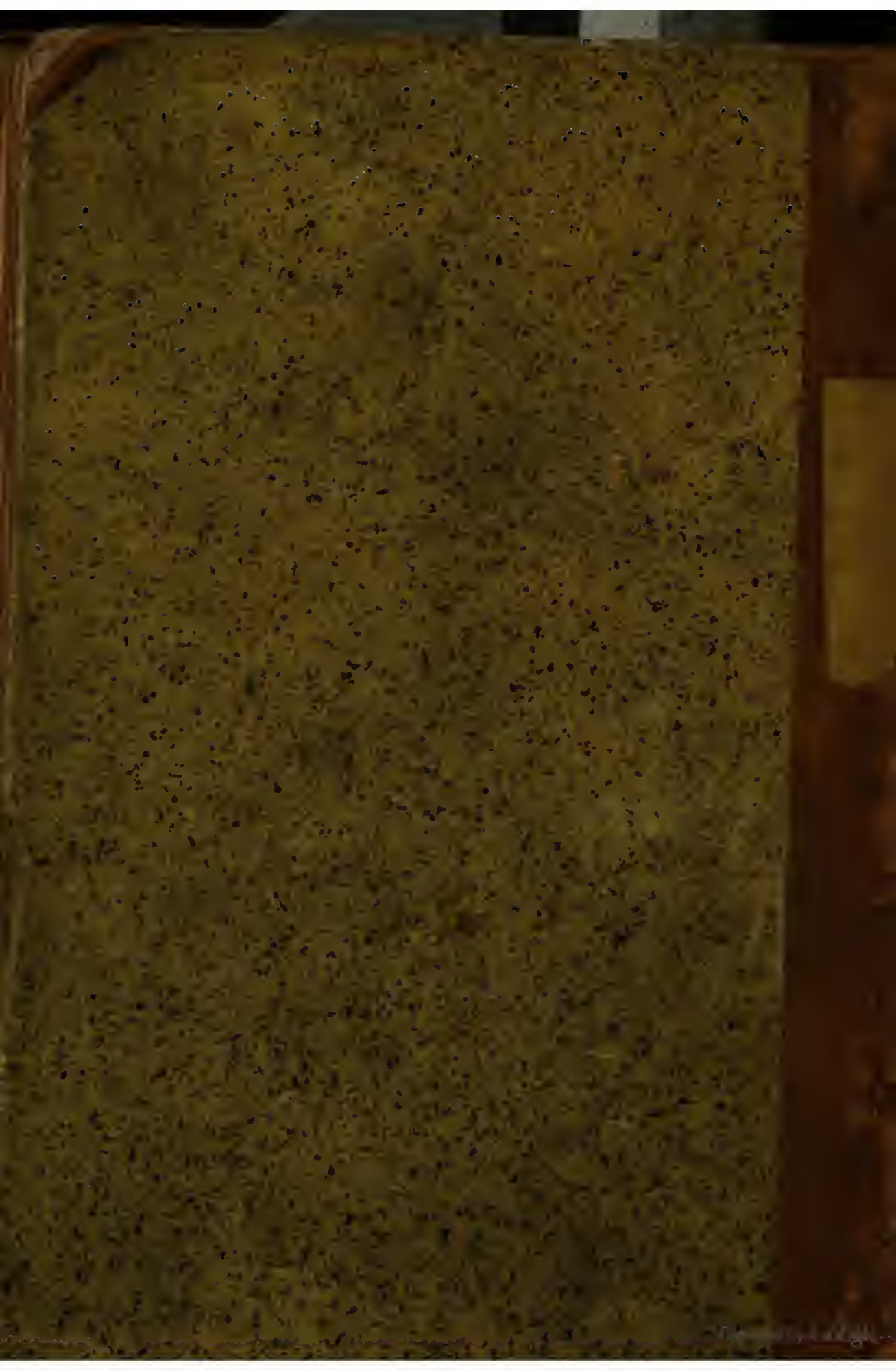
Wien vor 400 Jahren. Hiſtoriſcher Roman. 2 Bände. 1842.

Die Huſſiten in Luditz. Hiſtoriſcher Roman aus dem 15. Jahrhundert. 1843.

Der Fluch des Rabbi. Sittengemälde aus dem 16. Jahrhundert. 1841.

Die Tartaren in Croatien und Dalmatien. Hiſtoriſch-romantiſches Gemälde aus der Zeit König Bela IV. 1842.

Waldfräulein, oder Ritter und Adept. Romantiſches Sagenbild der Vorzeit. 1844.

Der Königsenkel. Die Schlacht bei Mohács. Zwei hiſtoriſch-romantiſche Erzählungen. 1842

Alt und Jung Israel. Sittenbilder. 1847.